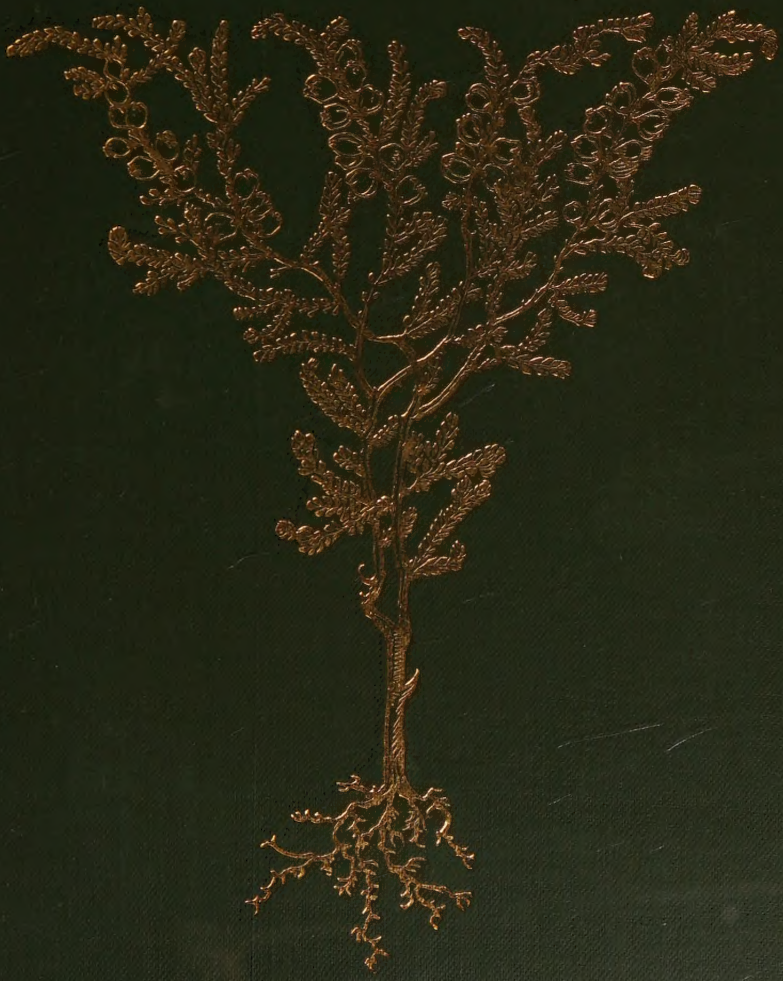
Theodor Storm
Sämmtliche Werke



Theodor Storm's

Sämmtliche Werke.

Theodor Storm's

Sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe

in acht Bänden.

Neunzehnte Auflage.

Braunschweig.

Verlag von George Westermann.

1909.

Theodor Storm's Wohnhaus in Husum,
1847 bis 1853.

Theodor Storm's

Sämmtliche Werke.

Band 4

Braunschweig, George Westermann.

Inhalt

des vierten Bandes.

Eine Halligfahrt (1870) 1
Pole Poppenspäler (1873/74) 35
Waldwinkel (1874) 101
Ein stiller Musikant (1874/75) 167
Psyche (1875) 205
Eekenhof (1879) 245
Im Brauerhause (1878/79) 295

Nachdruck ist untersagt. — Alle Rechte vorbehalten.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Eine Halligfahrt.

Einst waren große Eichenwälder an unserer Küste, und so dicht standen in ihnen die Bäume, daß ein Eichhörnchen meilenweit von Ast zu Ast springen konnte, ohne den Boden zu berühren. Es wird erzählt, daß bei Hochzeiten, welche durch den Wald zogen, die Braut ihre Krone habe vom Haupte nehmen müssen, so tief hing das Gezweig herab. In den Tagen des Hochsommers war unablässige Schattenkühle unter diesen Waldesdomen, die damals noch der Eber und der Luchs durchstreiften, indessen oben, nur von den Augen der revierenden Falken gesehen, ein Meer von Sonnenschein auf ihren Wipfeln fluthete.

Aber diese Wälder sind längst gefallen; nur mitunter gräbt man aus schwarzen Moorgründen oder aus dem Schlamm der Watten noch eine versteinte Wurzel, die uns Nachlebende ahnen läßt, wie mächtig einst im Kampfe mit den Nordweststürmen jene Laubkronen müssen gerauscht haben. Wenn wir jetzt auf unseren Deichen stehen, so blicken wir in die baumlose Ebene wie in eine Ewigkeit; und mit Recht sagte jene Halligbewohnerin, die von ihrem kleinen Eiland zum ersten Mal hieher kam: „Mein Gott, wat is de Welt doch grot; un et gifft ok noch en Holland!“

* *
*

Und wie erquicklich die Luft auf diesen Deichen weht! Ich komme eben heim; wo hätte ich besser den Sonntagmorgen feiern können!

Schon hatte unten in den Kögen der erste warme Frühlingsregen die unabsehbaren Wiesenlandschaften grün gemacht; schon weideten wieder die unzähligen Rinder auf der Rasendecke, in welcher die Wassergräben zwischen den einzelnen „Fennen" wie Silberstreifen in der Morgensonne funkelten. Von hüben und drüben, abwechselnd und sich antwortend, in unendlicher Abtönung, erhob sich Gebrüll und klang weit über die Ebene hinaus. Und wie lebendig die Stare waren, diese geflügelten Freunde der Rinder! In lärmendem Zuge kamen sie vom Kooge herauf, schwenkten vor mir hin und wieder und fielen dann in dichtem Schwarm auf die Krone des Deiches nieder, um gleich darauf, hurtig um sich pickend, seewärts an der Böschung hinabzuspazieren.

Aber unten entlang dem Strome, der von der Stadt ins Meer hinausführt, schimmerte einladend die neue Strohbestickung, womit zum Schutze gegen die nagende Fluth der Saum des Strandes überzogen war. — Wie anmuthig es sich auf diesem sauberen Teppich wandelte! — Es war noch in der Morgenfrühe; das traumhafte Gefühl der Jugend überkam mich wieder, als müsse dieser Tag was unaussprechlich Holdes mir entgegenbringen; kommt doch für Jeden die Zeit, wo auch die Gespenster des Glückes noch willkommen sind. — Und siehe! — während das Wasser weich, fast lautlos zu meinen Füßen anspülte, plötzlich mit leichten unhörbaren Schritten ging die Erinnerung neben mir. Sie kam weit her aus der Vergangenheit; aber ihr Haar, das sie kurz in freien Locken trug, war noch so blond wie einst. — Es war deine Gestalt, Susanne, in der sie mir erschien; ich sah wieder dein junges, festumrissenes Gesichtchen, die kleine Hand, die lebhaft in die Ferne zeigte, — wie deutlich sah ich es!

Auf einem solchen Teppich an eben diesem Strande schritten wir auch damals neben einander. Deine geöffneten Lippen tranken die feuchte erquickende Luft; mitunter, wenn der weiche Südost aufwehte, griff deine Hand nach dem blauen Schleier und legte ihn zurück über das winzige Sommerhütchen. Dann warst du stehen geblieben und horchtest nach oben hinauf; deine jungen neugierigen Augen forschten in der durchsichtigen Luft. „Ich sehe nur eine einzige!“ riefst du; „dort steigt sie eben in den Himmel!“ Und jetzt vernahm auch ich es; so weit man horchen mochte, zur Höhe wie in die Ferne, — der ganze Luftraum schien ein einziges unabläßiges Lerchensingen. Die kleinen Sänger selbst aber entschwanden unseren Augen in der blendenden Fülle des Lichtes, das ihn durchströmte. — Und schweigend gingen wir weiter; die Welt war so still und klar, und die Lerchen sangen immer fort; was hätten wir auch reden sollen!

Doch wir waren nicht allein. Die Frau Geheimräthin, Susannens Mutter, ist mir nicht weniger unvergeßlich; sie hatte an der Böschung des Deiches ihr Schnupftuch voll von Champignons gepflückt und wandelte nun wie lauter Erdgeruch an unserer Seite. Es war eine gar stattliche Dame, und selbst die kleinen Ungeheuer der Tiefe, die Seekrabben, schienen ihr den schuldigen Respect nicht zu verweigern. Sie waren heraufgekrochen, saßen am Rande des Wassers auf der Strohdecke und sonnten sich und drehten ihre knopfartigen Augen; wenn aber das Spiegelbild der Geheimräthin mit der ungeheuren lila Hutschleife über sie hinfiel, klappten sie grimmig mit den Scheren und schossen seitwärts in den Abgrund zurück. — — Nach einer Weile hatten wir ein kleines Schiff bestiegen; „Die Wohlfahrt“ hieß es; der Name stand mit goldenen Buchstaben auf dem Spiegel eingegraben. Wir waren alle glücklich an Bord gelangt; nur daß die alte Dame einen zierlichen Schrei

ausstieß, als ihre Champignons, die sie den „lieben Schiffer“ zu verwahren bat, so ohne Umstände in den offenen Schiffsraum hinabflogen.

Und leise blähten sich die Segel und leise schwamm das Schiff; man hörte das Wasser vorn am Kiele gluckſen. Nach einer Stunde hatten wir die nachbarliche große Insel hinter uns und trieben nun auf der breiten Meeresfluth. Eine Möve schwebte über dem Wasser dicht an uns vorüber; ich sah, wie ihre gelben Augen in die Tiefe bohrten. „Rungholt!“ rief der Schiffer, der eben das Segel umgelegt hatte.

Die Geheimräthin, die — ich weiß nicht durch welche Künste — ihren Champignonbeutel wieder in der Hand trug, blickte nach allen Seiten um sich. „Ich sehe nur den uferlosen Ocean!“ sagte sie, indem sie ihr Augenglas einschlug und wieder in den Gürtel steckte. Der Schiffer, der mit beiden Armen über Bord lehnte, wandte sein wetterbraunes Gesicht der Dame zu; aber nachdem er sie wie in mitleidiger Verachtung einige Secunden gemustert hatte, starrte er wieder schweigend ins Meer hinaus.

„Sie müssen dorthin blicken,“ sagte ich, „wo nach Senecas Ausspruch alle Erdendinge am sichersten verwahrt sind!“

„Und wo wäre das, mein Lieber?“

„In der Vergangenheit; — in diesem sicheren Lande liegt auch Rungholt. Einst zu Königs Abels Zeiten, und auch später noch, stand es oben im Sonnenlichte mit seinen stattlichen Giebelhäusern, seinen Thürmen und Mühlen. Auf allen Meeren schwammen die Schiffe von Rungholt und trugen die Schätze aller Welttheile in die Heimath; wenn die Glocken zur Messe läuteten, füllten sich Markt und Straßen mit blonden Frauen und Mädchen, die in seidenen Gewändern in die Kirche rauschten; zur Zeit der Äquinoctialstürme stiegen die Männer, wenn sie von ihren Gelagen heimkehrten, vorerst noch einmal auf ihre hohen Deiche, hiel-

ten die Hände in den Taschen und riefen hohnlachend auf die anbrüllende See hinab: ‚Trotz nu, blanke Hans!‘ Aber das rothwangige Heidenthum, das hier noch in uns allen spukt —“

„Ich bitte doch, mich freundlich auszunehmen!“ schob die Geheimräthin mit etwas strammem Lächeln dazwischen.

Ich verbeugte mich zustimmend. „Es bäumte sich noch einmal auf gegen den blassen aufgedrungenen Christengott; die Männer von Rungholt — so wenigstens haben es die geistlichen Chronisten aufgeschrieben — beriefen eines Tages einen Priester und hießen ihn einer kranken Sau das Abendmahl geben. Da ergrimmte der Herr und ließ wie zu Noäh Zeiten seine Wasser steigen; und über die Deiche und Mühlen und Thürme schwollen sie; und Rungholt mit seinen blonden Frauen und seinen trotzigen Männern“ — und ich wies mit dem Finger rückwärts, wo noch vom Kiel unseres Schiffes das Wasser in der Sonne strudelte — „dort steht es unten, unsichtbar und verschollen auf dem Boden des Meeres. Nur zu Zeiten bei hellem Wetter, wenn in der einsamen Mittagsstunde die Wimpel schlaff am Mast herunterhängen und die Schiffer in der Koje schnarchen, dann — wie die Leute sagen — ‚dühnt es auf‘. — Wer dann mit wachen Augen über Bord ins Wasser schaut, kann gewahren, wie Thürme mit goldnen Gockelhähnen aus der grünen Dämmerung aufsteigen; vielleicht mag er sogar die Dächer der alten Häuser erkennen, und wie zwischen dem Seetang, der sie überstrickt hat, seltsam schwerfälliges Gethier umherkriecht, oder zwischen den zackigen Giebeln in die Enge der Gassen hinabschauen, wo Muschelwerk und Bernstein die Thore der Häuser verbaut hat und der nie rastende Fluth- und Ebbestrom mit den Schätzen versunkener Schiffe spielt. — Aber auch die Schiffer unter Deck erwachen und richten sich auf, denn unter sich aus der Tiefe hören sie es läuten; das sind die Glocken von Rungholt.“

Susanne war indeß herangetreten und hatte mit großen Augen zugehört; aber sie bedurfte für diese Seegeschichte eines sachkundigeren Gewährsmannes.

„Läuten sie wirklich, Schiffer?“ fragte sie. „Haben Sie es selbst gehört?“

Das klang so allerliebst, daß auch die Backen der alten Theerjacke sich zu einem Lächeln verzogen; und er spie weit ins Meer hinaus, bevor er antwortete: „Ick hevt min Dag nich hört.“

Und weiter fuhren wir über Rungholt. Aber trotz der kühlen Antwort des Schiffers blickte Susanne noch ein paar Mal verstohlen über Bord ins Wasser; begann doch auch jetzt die Mittagseinsamkeit sich brütend auf das Meer zu legen. Und als sie sich von mir ertappt sah, erröthete sie nur leicht und lächelte; denn meine Augen mochten es den ihren schon verrathen haben, wie gern auch ich an Wunder glaubte.

Vor uns in den Horizont trat jetzt ein grauer Punkt, der sich allmählich in die Breite streckte; und endlich stieg ein grünes Eiland vor uns auf. Eine geflügelte Wache schien es zu umgeben; so weit man an dem Strande entlang sehen konnte, wimmelte es in der Luft von großen weißen Vögeln, welche unabläßig wie in stiller Geschäftigkeit durch einander auf- und abstiegen. Stets in demselben Luftraume beharrend, glichen sie einem ungeheuren schwebenden Gürtel, der das ganze Eiland zu umschließen schien; ihre ausgebreiteten mächtigen Flügel erschienen wie durchsichtiger Marmor gegen den sonnigen Mittagshimmel. — Das war fast wie in einem Märchen; und dazu kam mir in den Sinn: mein Freund Aemil, ein leidenschaftlicher Regattenmann, als er in lauer Sommernacht in seinem Boote hier vorbeigetrieben war, wollte von dorther eine entzückende Musik vernommen haben. Der Mond sei über der stillen Insel gestanden, und während er nach langer Pause heim-

gerudert, sei in der Nacht und auf dem Meere kein anderer Laut gewesen als diese geisterhaften, allmählich hinter ihm verhallenden Töne.

* * *

Aber es war dennoch keine Zauberinsel, sondern eine Hallig des alten Nordfrieslands, das vor einem halben Jahrtausend von der großen Fluth in diese Inselbrocken zerrissen wurde; die weißen Vögel waren Silbermöven, welche dem Strande entlang über ihren Brutplätzen schwebten; larus argentatus, von den Naturforschern längst registrirt und in ihren Systemen untergebracht. Als wir bald darauf zu Wagen unter ihrem Ringe durchfuhren, sah ich deutlich über unseren Köpfen die funkelnden Augen und die starken vorn gebogenen Schnäbel. Dabei erklang in kurzen Pausen ein heiseres „Gack! Gack!“ ähnlich dem unserer Gänse, nur hastiger und wilder. Susanne drückte ängstlich den Kopf an ihre Mutter; aber unser Fuhrmann klatschte lachend mit der Peitsche, und das luftige Gesindel stob gackernd nach allen Seiten aus einander.

Und dort auf der hohen Werfte, inmitten der öden baumlosen Insel, lag das große Hallighaus mit dem tief hinabreichenden Strohdache, in welchem nun schon seit Jahren „der Vetter“, ein alter trefflicher Junggeselle, sich bei den schweigsamen Bewohnern eingemiethet hatte. „Die Räder der Staatsmaschine“ — so hatte er mir derzeit seine Übersiedelung angekündigt — „werden mir doch zu indiscret; ich weiß, es giebt Leute, die davon entzückt sind; mich anlangend, so kann ich's nicht ertragen, wenn sie mir fortwährend hinten in die Rockschöße haspeln.“ — Und so war er denn mit seiner Bibliothek und seinen allerlei Sammlungen in diese Meereseinsamkeit gezogen, wo er sich seiner Meinung nach außer dem Bereich der verhaßten Maschine befand.

Auf ihn auch war ohne Zweifel jene nächtliche Musik

zurückzuführen; denn noch vor einigen Jahren hatte er in der Stadt, in der er damals lebte, für einen großen Geigenspieler gegolten, obgleich er, so lang ich denken konnte, jede Aufforderung zum Spiel mit dem Bemerken ablehnte, daß das vorüber sei. Ich selbst hatte ihn nur einmal, da ich noch im Hause meiner Eltern lebte, spielen hören; dieses eine Mal aber wurde für mich die Ursache wiederholter Täuschungen; denn wenn ich später in den Concerten weltberühmter Virtuosen saß, so trug ich selten etwas Anderes davon als eine traumhafte Sehnsucht nach jenem Spiel des Vetters. Dennoch sollte er während meiner späteren Abwesenheit von der Heimath noch einmal, jedoch nur auf kurze Zeit, seine Geige wieder zur Hand genommen und, wie einstens, Alles mit sich fortgerissen haben. Ein Näheres darüber hatte ich nicht erfahren. Für gewöhnlich war der Vetter ein munterer alter Herr, dem man nicht anmerkte, vor welch tiefer Erregung oft diese freundlichen Augen Wache hielten.

Aber schon war unser Wagen am Fuße der Werfte angelangt, und dort oben in der Thür unter dem steinernen Giebel stand er selbst, der kleine schmächtige Mann mit den tiefliegenden Augen und dem vollen weißen Haupthaar. „Willkommen im Ländchen der Freiheit!“ rief er, während er eilig herabkam und dem Dienstjungen die Leiter an den Wagen legen half. Und wahrlich frei genug war es hier; außer der Werfte mit dem breit darauf gelagerten Hause schien aus der grünen Inselfläche nichts hervorzuragen als etwa eine zerstreut umherweidende Schafherde; selbst das Gras war so niedrig, daß es kaum den dazwischen umherkletternden langbeinigen Schnaken ein Hinderniß in den Weg legte.

Sein Wohnzimmer hatte sich der Vetter in dem größten Raume des Hauses, dem sogenannten Pesel, eingerichtet. Schränke mit Büchern, mit Conchylien und anderen Samm-

lungen, Karten und Kupferstiche nach Claude Lorrain und Ruysdael bedeckten die übrigens weiß getünchten Wände. Von dem Aufsatze des Schreibtisches schaute neben einer Statuette der Venus mit dem Delphin, die von einem Korallenbaume aus den Südseeinseln gleichsam überschattet war, das markige Antlitz Beethovens in der bekannten Colossalbüste auf uns herab.

Als wir in die Thür traten, flog uns ein kleiner Vogel entgegen, flatterte einen Augenblick wie zweifelnd hin und her und setzte sich dann auf die Hand seines Herrn, mit dem lebhaft bewegten Köpfchen zu ihm aufblickend. „Nur ein Sperling!“ sagte der Vetter lächelnd und den verwunderten Blick der alten Dame beantwortend; „Sie wissen, der Sperling gleicht dem Menschen; an sich ist er ohne Werth, aber er trägt die Möglichkeit zu allem Großen in sich. Der Bursche hier und ich, wir leben trefflich mit einander.“ — Auf seinen Wink flog der Vogel wieder fort und ließ sich auf einen Ast des Korallenbaumes zu Häupten der schaumgeborenen Göttin nieder, als warte er wie einst darauf, mit lustigen Genossen vor ihren Wagen gespannt zu werden, um sie über das blaue griechische Meer in den Schatten ihrer heiligen Haine zu tragen. Wir aber schlürften bald aus zierlichen Tassen den Trank der modernen Welt; ich meine nicht den Kaffee, sondern den Thee, den wir Küstenbewohner auch an einem heißen Hochsommervormittage nicht verschmähen.

Durch die Fenster, welche in der Front des Hauses gegen Süden lagen, sah man auf die grüne Fläche der Hallig und fern am Strand die Brandung, welche silbern in der Sonne schimmerte. Unser Schiff war von hier aus nicht zu sehen; aber dort zu Westen starrte der Mast eines anderen kleinen Fahrzeuges in die Luft; es war vor Kurzem hier gestrandet und jetzt Eigenthum der Halligleute. — Was überhaupt war hier nicht Strandgut! Der große

schwarze Hund, der jetzt im Hause umherlief, nicht weniger als der edle Alicante, den wir späterhin bei Tische tranken Und wie stand es um die Bibliothek des Vetters? —

Meinem angeborenen Triebe folgend, hatte ich die Bücherschränke durchstöbert und blätterte eben in einem abgegriffenen Exemplar des „Hesperus", als eine kleine Hand sich leise auf das erste weiße Blatt des Buches legte. Der Name „Emma" stand hier eingeschrieben und ein Kreuz darunter.

Noch höre ich den Laut unschuldiger Theilnahme, den Susanne bei diesem Anblick ausstieß. „Wer war das, Onkel?" rief sie. „Hast du sie gekannt?"

„Gekannt, mein Kind?" wiederholte der Alte und strich mit dem Finger über eine Bücherreihe. „Das ist auch Strandgut; fast Alles Antiquaria! Die einstigen Besitzer sind gescheitert oder zu Grunde gegangen; ihre Bücher sind in alle Welt getrieben, von geschäftigen Leuten aufgefischt und verkauft; und nun stehen sie hier eine Weile, bis auch ihren jetzigen Besitzer das gleiche Los ereilt. — Aber freilich, dennoch kenne ich diese Emma, wenn sie auch schwerlich davon weiß, daß ich ihre posthume Bekanntschaft gemacht habe."

Susanne blickte gespannt in die immer lebhafter mitredenden Augen des Vetters.

„Siehst du!" fuhr er fort — und er nahm mir das Buch aus der Hand und schlug einige Seiten darin auf — „hier steht es deutlich: sie liebte, litt und starb. Diese kurze Geschichte erzählen mir hier die Bleistiftstriche unter ihren Lieblingsstellen, das vertrocknete Vergißmeinnicht, dazu das Kreuz. Auch eine alte Jungfer ist sie gewesen und häßlich genug, daß ihre schönen Augen Niemandem haben gefallen wollen; auch dem Einen nicht, der nie daran gedacht hat, wie glücklich er sie an jenem Frühlingstage machte, als er die welke Blume so gedankenlos ihr gab, wie er sie vorhin gedankenlos gebrochen hatte. Ein Gesichtchen wie das deine

wird das nie verstehen; aber" — und er blickte halb schmerzlich, halb in zärtlicher Bewunderung in das schöne Antlitz des jungen Mädchens — „nicht wahr? durch dich soll Niemand Leid erfahren!"

Susanne öffnete die Lippen, als wolle sie eine Frage thun; aber der Vetter strich sanft mit der Hand über ihr blondes Haar; dann wandte er sich ab und setzte mit fast zarter Sorgsamkeit das Buch an seinen Ort. Er mag wohl gefühlt haben, daß ich das bemerkte; denn er sagte lächelnd: „Nun, nun! da ist nicht blos der Hesperus, da ist auch noch ein armes treues Menschenherz darin."

Zufällig sah ich in diesem Augenblicke unter dem Bücherschranke den mir von früher wohlbekannten schwarzen Geigenkasten. Was war nach solchen Gesprächen natürlicher, als daß ich den alten Herrn an jene Melodie aus meiner Knabenzeit erinnerte und in ihn drang, sie mich jetzt noch einmal hören zu lassen. — Aber er schien fast erschrocken. „Nein, nein, mein Junge!" sagte er, den Kasten hastig in die äußerste Ecke schiebend. „Siehst du denn nicht, daß das ein Särglein ist? Man soll die Todten ruhen lassen."

Und so war denn weiter von dem Geigenspielen nicht die Rede.

Nicht zu leugnen stand übrigens, daß die äußerst zarte Organisation des Vetters im Anstoß mit den Außendingen ihn zu einem für Durchschnittsmenschen ziemlich seltsamen Kauz gemacht hatte. Auch verfehlte er nicht, die Frau Geheimräthin, welche ein seltenes Geschick hatte, ihn an seinen heikelen Stellen zu berühren, im Laufe dieses Tages mehr als einmal gründlich in Verwunderung zu setzen.

Die gute Dame konnte es nicht verwinden, daß er, „der hochgebildete Mann", die feine Gesellschaft seines früheren Wohnorts mit dieser nur von Halligleuten und einem zahmen Sperling bevölkerten Einöde vertauscht habe, und nahm dies Thema stets von Neuem wieder auf. — Die kleine

Scene, welche zwischen den beiden alten Herrschaften hieraus entsprang, werde ich nie vergessen.

„Frau Cousine!“ sagte der Vetter mit großem Nachdruck, indem er eine schon erfaßte Apfelsine in die Krystallschale zurückfallen ließ — denn wir saßen nach beendigter Mittagstafel eben noch am Nachtisch — „wenn in Novembernächten der Sturm hier unser Haus gepackt hat, daß wir aufgeschüttelt aus den Betten springen; — wenn wir dann durchs Fenster in Augenblicken, wo eben die Wolken am Mond vorübergejagt sind, das Meer, aber das vom Sturm gepeitschte Meer hier unten am Fuße unserer Werfte sehen, die allein noch hervorragt aus den schäumenden, tobenden Wasserbergen; — Sie glauben nicht, Frau Cousine, wie erquicklich es ist, sich einmal in einer anderen Gewalt zu fühlen als in der unserer kleinen regierungslustigen Mitcreaturen!“

Ich mag wohl stumm dazu genickt haben, denn ich wüßte auch jetzt noch nichts Erkleckliches dagegen einzuwenden; die Frau Cousine aber wollte das allerdings nicht glauben, sondern fuhr fort, heftig für das feste Land und dessen gute Gesellschaft zu plaidiren.

Eine Weile hörte der alte Herr geduldig zu; dann aber begann es schalkhaft um seinen noch immer schönen Mund zu zucken.

„So will ich's offen denn bekennen,“ sagte er; „die Excellenzen und die Geheimen-Ober-Gott-weiß-was-Räthe begannen sich die letzte Zeit in unserer guten Stadt auf eine für mich äußerst beunruhigende Weise zu vermehren.“

Ich sah das herablassendste Lächeln in dem Antlitz der alten Dame aufsteigen.

„Aber, mein Gott, was thaten Ihnen denn —?“

„Mir, Frau Cousine? Ich dächte doch; sie gingen überall dort in der Sonne, wo eben mir zu gehen beliebte. Es sind das aber, so lange sie noch in ihren Drähten hängen,

oftmals ganz verruchte Figuren, und man muß ihnen ausbiegen, damit man keine Schläge von ihren hölzernen Armen bekommt."

Die Geheimräthin wurde unruhig.

„Aber, lieber Herr Vetter, mein seliger Mann —"

„Gewiß, gewiß, Frau Cousine!" Und der Vetter legte beschwichtigend seine Hand auf ihren Arm. „Ich kenne eine ganze Blumenlese davon, die alle einen unheimlichen Anstrich mit sich herumtragen; diese Kerle — ich wette! — wischt man ihnen die Staatskalendernummer von der Stirn, so sitzen sie da wie ausgeblasene Hülsen; und ich sehe schon, wie ihnen die Augen verglasen, während das bischen Acten- und Rangclassenbewußtsein daraus verdunstet."

„Aber, Herr Vetter!" Und die Geheimräthin benutzte eine augenblickliche Pause; „mein trefflicher seliger Mann —"

Und der Vetter legte wieder beschwichtigend seine Hand auf ihren Arm.

„Gewiß, gewiß, Cousine! Und damit ich Niemandem Unrecht thue, es giebt auch recht charmante Leute unter ihnen!"

Und sich plötzlich zu mir wendend, begann er immer schneller und heftiger zu reden, bis er zuletzt einige unleugbar handgreifliche Worte niederzuschlucken sich ehrlich, aber vergebens bemühte.

Die Geheimräthin hatte resignirt die Hände gefaltet und sagte gar nichts mehr; der Vetter aber war aufgesprungen, mit erhitztem Gesicht riß er die Stubenthür auf und rief: „Mantje, ein Glas Wasser!"

Bevor aber Mantje noch erscheinen konnte, rannte er selber hintennach.

Die alte Dame schien allmählich aufzuathmen.

„Ein angenehmer Mann, der Vetter," sagte sie hüstelnd, „indeß, ich sehe ihn doch am liebsten hier auf seiner Insel."

Aber schon trat er selber wieder in die Stube.

„Ich habe unziemlicher Weise die Tafel abgebrochen," sagte er entschuldigend; „Sie wissen ja: Herz schon so alt und noch immer nicht klug! — Lassen Sie uns nach Landesbrauch nun Martje Flors Gesundheit trinken!" Er füllte die Gläser und erhob das seine. „Frau Cousine! Susanne! Mein lieber Junge! Auf daß es uns wohl gehe in unseren alten Tagen!"

Und wir tranken, wie das diesem ernstesten aller Trinksprüche eigen zu sein scheint, schweigend und schüttelten uns die Hände.

Die Geschichte aber, welche demselben zu Grunde liegt, verdient es, auch in weiteren Kreisen erzählt zu werden. Als nämlich Tönning, die größte Stadt der Landschaft Eiderstedt, einst von den Schweden belagert wurde, hatte eine Gesellschaft feindlicher Officiere in dem benachbarten Kathrinenherd Quartier genommen und trieb dort arge Wirthschaft; sie ließen sich Wein auftragen, zechten und lärmten, als seien sie die Herren hier. Martje Flor, die zehnjährige Tochter des Hauses, stand dabei und sah unwillig dem Gelage zu, denn sie gedachte ihrer Eltern, die das unter ihrem Dache dulden mußten. Da reichte einer der Trinker ihr ein volles Glas und rief, was sie so trübselig dastehe, sie solle lieber auch eine Gesundheit ausbringen! Und Martje trat mit ihrem Glase an den Tisch, wo die feindlichen Kriegsleute saßen, und sprach: „Dat et uns wull ga up unse ole Dage!" — Und auf dieses Wort des Kindes wurde es still.

Seitdem versteht es Jeder bei uns zu Hause, wenn am Schlusse des Mahles der Wirth es seinen Gästen zubringt: „Und nun noch — Martje Flors!"

* *
*

Als wir nach aufgehobener Tafel vor die Hausthür traten, führte uns der Vetter unter bedeutungsvollem Schwei-

gen am Hause entlang bis an die südwestliche Ecke desselben. Hier stieß er ein unter herabhängendem Hollunder fast verborgenes Pförtchen auf; und wie in ein Wunder blickten wir in einen großen baumreichen Garten hinab, den an diesem Orte, bei der rings umgebenden Öde, wohl Niemand hätte vermuthen können. — Drunten, von der Insel aus dem Auge ganz verborgen, lag er in einer kesselförmigen Vertiefung der Werfte, an deren schräg abfallenden Wänden sich zwischen verschiedenartigen Obstbäumen eine Reihe üppiger Gemüsebeete entlang zog.

Von unten aus dem Grunde blinkte ein kleiner Teich, ringsum von einem hohen Ligusterzaun umschlossen. Auf dem daran entlang führenden Steige erschien eben, vom Hause hinabspazierend, eine weiße Katze; aber sie verschwand gleich darauf unter dem Schatten der Obstbäume, welche vom Garten aus ihr dichtes Gezweig über den Steig hinüberstreckten. Die blanken Blätter glänzten in dem sattesten Grün, als seien sie nie von einem gefräßigen Insect berührt worden; nur freilich, wo die Kronen der Bäume den oberen Gartenrand erreichten, waren sie sämmtlich wie mit der Zaunschere abgeschoren, was nach des Vetters Erläuterung von dem Nordwestwinde ohne jegliche Bestellung ausgeführt wurde.

Die Aufmerksamkeit unserer „Maman“ war durch eine Pumpe erregt worden, welche unweit des Eingangs in dem kleinen Teiche stand; und während der alte Herr, unter lebhaften Schlägen mit dem Schwengel, ihr die Speisung und Bedeutung dieses Süßwasserbehälters der Insel zu erklären begann, gingen Susanne und ich in das trauliche Gartennest hinab, wo der Sonnenschein wie eingefangen auf dem grünen Laube schlief. Wir schritten langsam der weißen Katze nach und verschwanden gleich ihr unter dem dichten Laube der Apfelbäume, das fast Susannens goldklares Haar berührte; um uns her schwamm der Duft von Federnelken

und Rosen, die oben zwischen den Gemüsebeeten blühten. Unmerklich, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, waren wir in jenen träumerischen Zustand gerathen, von dem in der Sommerstille, inmitten der webenden Natur, so leicht ein junges Paar beschlichen wird: sie schweigen, und sie meinen fast zu reden; aber es ist nur das Getön des unsichtbar in Laub und Luft verbreiteten Lebens, nur das Hauchen der Sommerwinde, die den Staub der Blüthen zu einander tragen. Ich glaube, wir saßen auf einer kleinen Holzbank und blickten — wer weiß, wie lange schon! — durch die Lücken des Zaunes auf das unten schimmernde Wasser, als plötzlich die accentuirte Stimme der Geheimräthin mich auf die Oberfläche des Lebens zurückrief; und gleich darauf erschien auch der alte Herr und trieb uns mit munteren Worten zum Kaffee in das Haus.

Aber ich stahl mich bald davon, um mir nach meiner Weise allein und ungestört die verschiedenen Räume des großen, ganz im Viereck gebauten Hauses anzusehen.

Eine Weile stand ich in einer Art von Zimmerwerkstatt und plauderte mit dem Sohne des Hauses, der, gleich Robinson, alle Hantirungen vom Robbenjäger bis zum Zimmermann in sich vereinigte und augenblicklich in letzter Eigenschaft an den Blöcken eines Segelboots arbeitete, das von einer Nachbarinsel aus bei ihm bestellt war.

Von hier gelangte ich in einen langen, ziemlich düstern Stall. Er war leer, da das Vieh draußen auf der Hallig weidete; nur die weiße Katze saß jetzt hier auf der Krippe, und einige Hühner liefen gackelnd durch das Mauerloch aus und ein; an den Wänden sah ich hie und da ein Seehundsfell zum Trocknen angenagelt.

Zu Ende des Stalles, im rechten Winkel daran stoßend, noch stiller und noch mehr in Dämmerung, lag die Scheune; und dort in ihrer Mitte stand das neue Boot, noch duftend von dem Harz des Waldes, von keiner Welle noch berührt.

Wie selbstverständlich stieg ich ein; ich setzte mich auf die Ruderbank und dachte an den Vetter, weshalb er denn vorhin sein Geigenspiel vor uns verleugnet habe.

Es war völlig einsam hier. Die kleinen überdies mit Spinngewebe überzogenen Fenster lagen so hoch, daß sie keinen Ausblick zuließen. Vom Hause her vernahm ich keinen Laut; aber draußen um die Mauern, obgleich gegen Mittag der Wind sich fast gänzlich gelegt hatte, ertönte eine Art von Luftmusik, die mich die großen Register ahnen ließ, mit denen hier um Allerheiligen der Sturm sein Weltmeerconcert in Scene zu setzen pflegt. Nach einer Weile mischten sich leichte Schritte, die durch den Stall daher kamen, in dieses Tönen der Luft, und als ich aufblickte, stand Susanne in der Thür, ihr Hütchen am Bande hin- und herschwenkend.

„Weshalb sind Sie denn fortgelaufen?“ rief sie, indem sie trotzig den Kopf zurückwarf. „Mama sitzt drinnen vor einer Seekarte, und Onkel hat ein großes Teleskop am offenen Fenster aufgestellt. Ich mag aber nicht durch Teleskope sehen.“

„So gehen Sie bei mir an Bord!“ erwiderte ich, auf meiner Ruderbank zur Seite rückend, „es ist ein neues sicheres Fahrzeug.“

„In dieses Boot soll ich steigen? Weshalb? Es ist so düster hier.“

„Hören Sie nur, wie die zarten Geister musiciren!“

Sie horchte einen Augenblick, dann kam sie näher und hatte schon ihr Füßchen auf den Rand des Bootes gesetzt.

„Nun, was zögern Sie, Susanne? Haben Sie kein Vertrauen zu meiner Steuerkunst?“

Sie sah mich an; es war etwas von dem blauen Strahl eines Edelsteins in diesem Blicke, und es überfiel mich, ob mir nicht doch von diesen Augen Leids geschehen könne. Ich mag sie dabei wohl seltsam angestarrt haben; denn,

als wandle eine Furcht sie an, zog sie langsam ihren Fuß zurück.

„Wir wollen lieber an den Strand hinab!“ sagte sie leise. „Ich möchte noch die Nester der Silbermöven sehen!“

So verließ ich denn mein gutes Fahrzeug, und wir traten aus dem Hause, wo die Tageshelle fast blendend in unsere Augen strömte. — Ohne von den alten Herrschaften etwas wahrzunehmen, gingen wir die Werfte hinab und über die Hallig nach dem Strande zu. Ein Stengel duftenden Seewermuths, eine violette Strandnelke wurde im Vorbeigehen mitgenommen, sonst war hier nichts, das unsere Aufmerksamkeit hätte erregen können. An manchem der oft tiefen Gerinne, womit, wie mit einem Gewebe, die ganze Hallig überzogen war, mußten wir auf- und abwandern, bevor wir eine Stelle zum Hinüberspringen fanden. Aber Susanne hatte die Mädchenturnschule durchgemacht, und an ihren Schultern waren die unsichtbaren Flügel der Jugend; ich hörte deutlich ihr melodisches Rauschen, wenn der kleine Fuß zum Sprunge ansetzte und wenn sie dann so rasch hinüberflog.

Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht, als wir den Strand erreichten. Das Meer, das bei der eingetretenen Fluth nur etwa einen Büchsenschuß von dem grünen Lande entfernt war, lag jetzt wie fließendes Silber vor den schräg fallenden Strahlen der Nachmittagssonne; bis weit hinaus um den Strand der Insel hörte man das Getöse der Brandung. In der Luft war noch immer, wie am Vormittage, das Steigen und Sinken der großen Silbermöven, nur daß jetzt, da kein Licht von oben durchschien, das schneeige Weiß ihrer Flügel sich noch mehr gegen den blauen Himmel abhob. Auch kleinere schwarze Vögel mit storchartigem Schnabel sahen wir, die wie mit hellem Kriegsschrei durch das Gewimmel der großen Möven hin- und herschossen.

Und jetzt ließ Susanne einen Ruf des Entzückens hören; in einem Tangbüschel, umgeben von einem röthlichen Kranze zermalmter Schalthiere, lagen zwei der großen graugrünen Eier; sechs Schritte weiter wieder zwei; und dort, etwas seitwärts, schimmerten gar drei von den kleineren Eiern des schwarzen Austerfischers. Die meisten lagen auf dem bloßen Sande; denn, wie der Vetter sagte, „diese Creaturen machen wenig Umstände mit ihrer Häuslichkeit". Die Vögel gackerten und schrieen; Susanne aber, unbekümmert und mit vor Neugier leuchtenden Augen, schritt immer weiter hinaus, von Nest zu Nest.

Ich hatte mich gegen das Meer hin auf den Rand des Ufers gesetzt. Eine Weile blickte ich Susannen nach; wohin dann meine Gedanken gingen, hätte ich wohl selber kaum zu sagen gewußt, meine Augen aber buchstabirten immer wieder an dem Spiegel unseres unweit auf dem Wasser schaukelnden Schiffes den mir längst bekannten Namen „Die Wohlfahrt", dessen goldene Buchstaben in der Sonne zu mir herüberglänzten. Das Anrauschen des Meeres, das sanfte Wehen des Windes — es ist seltsam, wie das uns träumen macht.

Als ich aufstand, war von Susanne nichts zu sehen. Ich ging eine Strecke an dem Ufer hin, während über mir die Möven gleich ungeheuren Schneeflocken in der Luft tanzten. Ich rief, ich sang — keine Antwort. Endlich dort, weitab in einer Bodensenkung, sah ich sie im Sande knieen. In der scharfen Beleuchtung der schon abendlichen Sonne gewahrte ich eines der großen Eier in ihrer Hand; sie hielt regungslos das Ohr darauf geneigt, als wolle sie das keimende Leben belauschen, das darin verschlossen war. Ihr zu Häupten aber schwebten zwei der mächtigen Vögel, die sich aus der langen Kette losgelöst hatten; sie stießen ihre heiseren Töne aus und schlugen wie zornig mit den weißen Flügeln. Unwillkürlich blieb ich stehen; so wild und

doch so anmuthvoll war dieses Bild. Die knieende Gestalt des Mädchens regte sich noch immer nicht. Da schoß eines der erzürnten Thiere so jäh auf sie herab, als hätte es mit seinem Schnabel ihre Locken packen müssen.

Susanne stieß einen lauten Schrei aus, daß selbst die Vögel erschreckt zur Seite stoben; dann schleuderte sie das Ei weit von sich, und wie vorhin über die kleinen Abgründe, flog sie auf mich zu und schlang beide Arme um meinen Hals. — —

Nur ein Hauch darf beben,
Blitzen nur ein Blick;
Und die Engel weben
Fertig ein Geschick.

So sagt ein Dichterwort. — Aber dieser Hauch bebt oft auch nicht. — Ich war ein junger Advocat und längst von wohlmeinender Seite mir bedeutet worden, wenn ich in meinem Berufe „prosperiren" wolle, so müsse ich nicht nur meinen grauen Heckerhut bei Seite legen, sondern mir auch den Schnurrbart abrasiren. Beides hatte ich unterlassen; bisher leichtsinnig und wohlgemuth, jetzt aber fiel es mir centnerschwer aufs Herz, und seltsam, während die Brandung eintönig vor meinen Ohren rauschte und der blonde Mädchenkopf noch immer an meiner Schulter ruhte, konnte ich meine Gedanken zu nichts Besserem bewegen, als sich gegen diese Tyrannei der öffentlichen Meinung immer von Neuem in Schlachtordnung aufzustellen; ja der Heckerhut und der Schnurrbart selbst begannen zuletzt wie zwei feindliche Gespenster gegen mich aufzustehen.

„Susanne," sagte ich endlich resignirt, „wir werden heimgehen müssen, es wird schon spät."

Es ist dies jedenfalls recht ungeschickt gewesen; denn ich weiß noch gar wohl, wie Susanne mich erschrocken von sich stieß und dann, bis unter ihr lockicht Stirnhaar erröthend, wie hülflos vor mir stehen blieb. Und ohne Zweifel war

es nicht eben viel geschickter, als ich, um das wieder gut zu machen, ihre beiden Hände ergriff und tröstend zu ihr sagte: „Ich weiß wohl, daß es nur die wilden Vögel waren."

Aber wie auch immer — da wir nun zurückgingen, es war doch anders als vorhin; sie hatte sich nun einmal doch in meinen Schutz begeben. Noch oft, wenn über uns ein Vogelschrei ertönte, warf sie hastig das Köpfchen herum, ob auch die geflügelten Feinde hinterdrein kämen, um ihre zerstörte Brut zu rächen; und wenn wir dann an ein Gerinne kamen, so reichte sie wie selbstverständlich mir die Hand, und es war unverkennbar, daß wir nun zusammenflogen.

Als wir auf der Werfte anlangten, stand der Vetter in der Thür.

„Susanne, mein liebes Kind," sagte er mit einem seltsam geheimnißvollen Wesen, „deine Mutter ist drinnen im Zimmer; ich möchte ein Wort mit unserem jungen Freunde reden."

Somit faßte er mich unter den Arm und führte mich um das Haus bis an die hintere Seite desselben. Hier machte er Halt und sah mir lange und zärtlich in die Augen.

„Mein Herzensjunge!" sagte er dann, „jetzt weiß ich's ja, weshalb du vorhin das alte Liebeslied von mir verlangtest, denn ich will's dir nur gestehen, daß es ein solches war und zwar ein echtes. Da es dich die langen Jahre und bis zu diesem Ziele begleitet hat," — der Vetter hielt einen Augenblick inne — „wenn du mich demnächst selbander besuchen wirst, ich glaube wohl, daß ich die Melodie noch wiederfinde."

Was sollte ich auf so verfängliche Reden antworten!

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Vetter!" sagte ich.

„Du verstehst mich nicht?"

Ich mußte wiederholt diese Versicherung geben; dann aber kam es heraus.

Vom Zimmer aus hatte der Vetter sein Teleskop auf

immer neue Inseln und Halligen gerichtet, und die Geheimräthin hatte immer treu hindurchgesehen, „bis wir," fuhr er fort, „zuletzt auch unseren eigenen Strand und als Staffage dich und Susanne vor unser Glas bekamen. Die Frau Cousine blickte mit ganz mütterlichem Stolze auf euch beide hin, auf einmal aber springt sie mit einem ‚O mein Himmel!' in die Stube zurück. ‚Vetter!' ruft sie, ‚ich verstehe die Situation nicht!' und schiebt dann mit großer Hast mich selber vor das Teleskop. Und wie nun ich hindurchsehe — ‚Erstaunlich!' rufe auch ich, ‚aber doch nicht völlig unverständlich!' und ‚Meinen herzlichen Glückwunsch, Frau Cousine!' Denn, leugne es nur nicht, Vetter! du hieltest sie richtig in deinen Armen, und ich sage nur: Halte fest, mein Junge, halte fest! Denn dieses Kind ist Gott und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Das Gesicht des alten Herrn strahlte vor Freude, und mir selbst begann das Herz sehr laut zu klopfen. Aber was half das Alles!

„Es thut mir leid," sagte ich, „aber bestellen Sie den Glückwunsch nur wieder ab; denn es ist nichts, Vetter!"

„Nichts?"

„Nein, nichts!"

Und ich erzählte ihm nun, daß es nur die großen Vögel gewesen seien.

„Erstaunlich!" Er sah mich eine Weile zweifelnd an; dann, wie plötzlich entschlossen, drückte er mir kräftig die Hand und sagte: „Mein Herzensjunge, ich glaube, nun verstehst du die Situation nicht."

Ob inzwischen auch Susanne ihre Mutter in dieser Weise aufgeklärt hatte, weiß ich nicht; ich bemerkte, da wir ins Zimmer traten, nur ein noch etwas feierlicheres Wesen an der alten Dame, als ihr sonst zu eigen war.

Nicht lange nachher kam die Zeit des Abschiedes. Die Damen fuhren; ich, in Begleitung des Vetters, ging zu

Fuß an den Strand hinab. Als der Wagen uns schon fast erreicht hatte, ergriff der Alte noch einmal meinen Arm und führte mich ein Stückchen an dem Wasser hin.

„Also es ist wirklich nichts, mein Junge?"

„Wirklich nichts, Vetter!"

Er sah mich traurig an.

„Nun, so komm zu mir auf meine Hallig; wir lassen zu Ostern drei Fach für dich anbauen; überleg dir's wohl!"

Und er drückte kräftig meine beiden Hände.

Dann gingen wir zu Schiffe. Als wir schon weit vom Lande auf dem tiefen Wasser schwammen, sahen wir noch lange den Vetter, wie er grüßend seine Mütze schwenkte und wie die Abendsonne auf seine weißen Haare schien.

Nach Sonnenuntergang drehte sich der Wind; eine sanfte Brise wehte aus Südwest; vor uns aus dem dunklen Wasser stieg der Mond und erhellte mit seinem sanften Licht das Meer. Die Geheimräthin hatte ihren Atlasmantel mit Silberfuchs umgethan und der Kühle wegen sich unten in dem offenen Schiffsraume eingerichtet. Susanne, in weiche Tücher eingehüllt, lehnte neben mir an der Schanzkleidung; ihr Antlitz erschien fast blaß in der nächtlichen Beleuchtung.

Einmal aus der Ferne drang das Winseln eines Thieres über das Wasser zu uns her, und die Schiffer sagten, daß es ein junger Seehund sei, der seine Mutter suche. Dann war es wieder still, und nur die Wellen an unserem Schiffe rauschten. Wir aber standen noch immer und blickten über das Meer hinaus. Wohin in dieser leeren Weltenferne unsere Blicke gingen, wer vermöchte das zu sagen! Ob etwa auch Susanne noch an die wilden Vögel dachte? Sie verrieth mir nichts davon, und ich habe es auch später nicht erfahren. Ebenso unsicher bin ich, ob der Klabautermann an Bord gewesen ist. Einmal, da ich den Kopf wandte, war mir zwar, als ob dort am Bugspriet unter dem Klüversegel sich etwas wie Nebel zusammenkauere, allein ich

achtete nicht darauf. Zwei junge Augen, die sich, still wie diese Nacht, mitunter zu mir wandten, waren ein holderes Geheimniß. Wohl aber fühlte ich, daß Geister mit uns fuhren, denen selbst die Nähe der Geheimräthin kein Gegengewicht zu leisten vermochte.

Als wir dann endlich wieder auf unserem Deiche nach der Stadt zurückkehrten, sang über dem dämmernden Koog unsichtbar noch eine Lerche. Zur anderen Seite stand der Mond und warf gelblich blinkende Lichter auf den von der eintretenden Ebbe blosgelegten Schlamm.

* *
*

Es giebt Tage, die den Rosen gleichen: sie duften und leuchten, und Alles ist vorüber; es folgt ihnen keine Frucht, aber auch keine Enttäuschung, keine von Tag zu Tag mitschreitende Sorge. — Ich habe meinen Hut und meinen Schnurrbart beibehalten, bis endlich beide zur allgemeinen Mode wurden und darin verschwanden. Es ist mir andererseits verhüllt geblieben, ob etwa im Verlaufe des Lebens der Blick jener blauen Augen neben dem Strahl des Edelsteins nicht auch die Härte desselben angenommen hat. Der Tag auf des Vetters Hallig und mitten darin Susannens süße jugendliche Gestalt steht mir, wie Rungholt, wohlverwahrt in dem sicheren Lande der Vergangenheit.

* *
*

Noch einmal, einige Jahre später, habe ich den Vetter auf seiner Hallig besucht; freilich nicht selbander, wie er derzeit es so herzlich mit mir im Sinne hatte. Sein Geist schien noch rüstig, aber mit seinem Körper ruhte er doch am liebsten am Fenster in dem weichen Lehnstuhle und ließ statt seiner Füße nur die Augen über die Hallig nach dem

Strande wandern. Als ich hier ihm gegenübersaß, sah ich draußen aus dem blauen Himmel zwei jener weißen Möven gegen das Haus fliegen. Auf halber Höhe der Werfte ließen sie sich nieder, und der Vetter öffnete das Fenster und warf ihnen Brot- und Fleischschnitte zu, die er neben sich auf der Fensterbank für sie in Bereitschaft hatte. „Früher kam ich zu ihnen," sagte er, „nun müssen sie schon zu mir kommen." — —

Jetzt suchen sie vergebens ihren Freund. Zwar ist er auf seiner Hallig geblieben, aber aus dem Hause hat man ihn hinausgetragen; die grüne Rasendecke liegt schützend über ihm. Er hat es gewagt, sich hier zur Ruhe zu begeben, wohl wissend, daß der Sturm die Fluth zu seinem Grabe treiben, daß die Fluth es aufwühlen und ihn in seinem schmalen Ruhebette auf das weite Meer hinaustragen könne. Aber wie hätte er jene großen Mächte fürchten sollen, in deren Schutz er sich so gern gesichert glaubte!

Mir hatte der treffliche Mann außer seiner Bibliothek und seinem handschriftlichen Nachlasse auch seine Cremoneser Geige vermacht, welche ich zufolge testamentarischer Anordnung, obgleich des Geigenspiels ganz unkundig, weder verschenken noch verkaufen, sondern nur vererben darf. So liegt sie denn jetzt unberührt bei anderen Gedächtnißstücken. Unter den Papieren aber finden sich einige kurze Aufzeichnungen von der Hand des Verstorbenen, welche vermuthen lassen, daß derzeit bei seiner Flucht aus der Welt noch ein besonderer Hebel mitgewirkt habe. Auch die Zeit stimmt hiermit überein, denn nach dem beigefügten Datum stammen sie sämmtlich aus den letzten Jahren vor seinem Halligleben. Er wohnte damals noch in seinem eigenen Hause, das dicht neben der Stadt in einem baumreichen Garten gelegen war. Aus seinem Wohnzimmer, welches sich im oberen Stocke befand, sah man durch einige davorstehende Lindenbäume über ein paar grüne Felder auf die Haide, die sich damals

noch weit nach Westen hinauszog. Ich weiß noch wohl — denn ich habe dort oft bei ihm gesessen — wie sehr er diesen Ausblick liebte. Die Haide war ihm ein vertrauter Ort; nicht nur daß er sie unabläßig für seine entomologischen und botanischen Studien durchforschte, sondern er fand dort auch, wie er sich ausdrückte, „die nöthige Erholung von dem Menschenleben."

An diesem Fenster sitzend muß ich mir ihn denken, als er jene Zeilen niederschrieb, die jetzt in seiner kleinen, aber deutlichen Handschrift vor mir liegen.

Sie lauten also:

* *

Wie gut es sich hier in den Octobernachmittag hinausschaut! So golden scheint noch die Sonne; doch lösen sich unter ihrem Strahle schon die Blätter und sinken lautlos auf den feuchten Rasen; immer sichtbarer werden die nackten Äste. Von drunten aus den Hollunderbüschen klang ein Drosselschlag; nach einer Weile rief es noch einmal aus der Ferne — es nimmt Alles Abschied.

Die lichtgraue Dämmerung des Herbstabends hat sich verbreitet, Haus und Garten liegen schon im Schatten, hinter der Haide ist die Sonne hinabgegangen. Nur ganz fern am Himmel, dort, wohin wie Schatten jetzt die Vögel fliegen, ist noch eine leuchtende Wolkenschicht gebreitet. Sie steht über einem Lande jenseits des Horizonts, den meine Augen noch erreichen können. Aber auch dort wird bald der goldene Tag erlöschen. — —

Als ich in das Zimmer zurückblickte, lag noch ein Schimmer jenes Abendscheins auf meinem schwarzen Geigenkasten, der nun schon seit Jahren uneröffnet dort unter dem Bücherschranke steht. Die Geige, die er verbirgt, erstand ich einst aus dem Nachlasse eines früh verstorbenen Florentinischen

Musikers, und erst seitdem wußte auch ich, daß ich spielen könne. Auf dem inneren Rande des Kastens fand ich damals eine italienische Strophe eingeschrieben, und seltsam, da ich sie in unsere Sprache übertrug, war mir's, als hätte ich diese nun deutschen Verse einst selbst gemacht, und suchte lange, wiewohl vergebens, danach unter meinen alten Papieren. Aber sowie ich die Geige mit meinem Bogen anstrich, da sang es und schwoll es an zu einer Gewalt, die mich selbst erbeben machte. Das war nicht ich allein, der diese Töne schuf; ein geistig Erbtheil war in dieser Geige, und ich war der rechte Erbe, der es mit eigener Kraft vermehrte. Nun ruht sie seit lange klanglos in ihrer schwarzen Truhe; denn schon vor Jahren hatte ich es erkannt: nur bis zu einer gewissen Grenze des Lebens fließt um unsere Nerven jener elektrische Strom, der uns über uns selbst hinausträgt und auch Andere unwiderstehlich mit sich reißt.

Und nun? Und heute Abend?

Ich muß vor den Spiegel treten, damit ich meine grauen Haare nicht vergesse.

Nein, nein! Ich will die Geige, meine klingende Seele, aus ihrem Sarge nehmen, und meine Hände sollen nicht zittern.

* *
*

Eveline führte mich in den Saal. Er war noch leer, aber die Kerzen brannten schon; unter der Krystallkrone stand der geöffnete Flügel.

„Hier sollen Sie spielen!" sagte sie. „Dort auf dem Tischchen steht Ihr Geigenkasten."

„Soll ich wirklich, Eveline?"

Sie legte, wie sie das zuweilen that, ihre Wange in die Hand und sah mich ernsthaft an.

„Sie haben es mir doch versprochen!"

— „Und vor so hoher Gesellschaft?"

Denn in großen, ziemlich mäßigen Steindrucken, aber aus desto dickeren Goldrahmen schaute fast die ganze erste Rangclasse unseres Staatskalenders von den Wänden herab.

Sie lachte.

„Pst! Nicht spotten! Das sind Papas Penaten. Weshalb sehen Sie nicht auf meine Bilder, die bescheiden, aber tröstlich unter ihnen hängen?“

Und freilich, auch Goethe und Mozart waren, wenn auch in kleinerem Format, vertreten.

Die Gesellschaft drängte aus den anderen Zimmern in den Saal.

„Adieu!“ sagte Eveline.

Sie reichte mir flüchtig die Hand, ihr dunkles Auge streifte mich; dann ging sie den Eintretenden entgegen. Ich suchte mir in der fernsten Ecke einen Platz. Der weiche, etwas müde Klang ihrer Stimme lag noch in meinem Ohr; aus ihren einfachsten Worten spricht es oft, ich weiß nicht, wie die schmerzliche Erwartung oder wie die heimliche Zusage eines Glückes. Bald aber gesellte sich mein werther Vetter, der Geheimrath, zu mir und sprach irgend etwas über Kunst; und ich besah mir indeß die noch immer unter Geplauder und Complimenten platznehmende Gesellschaft und verglich sie mit der, die an den Wänden hing.

Und jetzt wurde ein Accord angeschlagen. Unser Adolf, der Musikdirector, begann das Largo aus Beethovens D-dur-Sonate. Und es wurde völlig still und blieb es auch; denn er versteht es, wenn die Stunde günstig ist, seinen Beethoven so eindringlich zu Gehör zu bringen, daß es schon sehr große Geister oder aber sehr große Flegel sein müssen, die dabei sich noch selber sollten hören mögen. Mit dem Einsatze der Menuet war mir sogar, als gehe ein Aufathmen des Entzückens durch den ganzen Saal. Ist doch Musik die Kunst, in der sich alle Menschen als Kinder eines Sterns erkennen sollen!

Dann führte der Musikdirector seine jungen Scharen vor. Es waren frische, anmuthige Stimmen darunter, und sie sangen ihre Thee- und Kaffeeliedchen, in denen sie sich so wohl fühlen, die wie die Sommervögel kommen und verschwinden. Sie sangen aber auch von den Liedern des neuen großen Componisten, durch welchen Eichendorffs wunderbare Lyrik zuerst in der Musik ihren Ausdruck erhalten hat. Ahnungslos schwebten die jungen Stimmen über dem Abgrund dieser Lieder. — Ich weiß nicht, ob der Capellmeister Johannes Kreisler davon gelaufen wäre; ich saß ganz still und horchte auf den süßen, thaufrischen Lerchenschlag der Jugend. Dazwischen immer behagliches Klatschen und liebkosende Worte der älteren Herren und Damen und laute Complimente der jungen Cavaliere. Weshalb denn auch nicht?

Und nun — ich glaube fast, daß mir die Brust beklommen war — stand ich selbst am Flügel. Eveline hatte die Geige schweigend vor mich hingelegt und war dann ebenso zurückgetreten. Spohrs neuntes Concert lag aufgeschlagen. Adolf sah mich an: „Nun, wollen wir?“

Wir kannten uns. Vor Jahren hatte mancher Abend, manche Nacht uns so vereint gesehen. Schon lag mein Bogen an den Saiten; ein paar Accorde noch des Flügels, und sicher und krystallhell flog der erste Ton durch den Saal.

Und meine Geige sang, oder eigentlich war es meine Seele. Sie sang wie einst der Neck am Wasserfall, von dem die Kinder sagten, daß er keine Seele habe. — Du weißt es, meine Muse, denn du standest mir gegenüber neben dem Bilde deines Lieblings, des Jünglings Goethe, die schönen Hände in deinem Schoß gefaltet. Deine Augen waren hingegeben offen, und ich trank aus ihnen die entzückende Götterkraft der Jugend. Und die Wände des Gemaches schwanden, und der rauschende Wasserfall stand, und

alle die jungen Vögel, die eben noch so laut geschlagen hatten, verstummten lauschend. Ich war eins mit dir, schöne jugendliche Göttin, hoch oben stand ich herrschend; ich fühlte, wie die Funken unter meinem Bogen sprühten; und lange, lange hielt ich sie Alle in athemlosem Bann.

Wir waren zu Ende. Adolf nahm die Hände vom Clavier, sah zu mir auf und nickte leise.

Und da ich den Bogen fortgelegt hatte, blickten die Jungen auf mich, halb scheu, mit erstaunten großen Augen, als hätten sie plötzlich entdeckt, ich sei noch Einer von den Ihren, den sie nicht erkannt, der nun plötzlich die Maske des Alters fortgeworfen habe.

Erst als Adolf seinen Stuhl rückte und aufstand, wurde die Stille unterbrochen, und die Gesellschaft drängte sich zu uns. Nur ich wußte, daß plötzlich Evelinens Hand in meiner lag. Oder war es die Hand meiner Muse, die noch einmal flüchtig mich berührte?

* *
*

Sie haben dich gescholten, Eveline.

Und wenn ihr wahr gesprochen hättet — laßt sie mir! Auch die Natur, von welcher, gleich der Rose, sie nur ein Theil ist, vermag uns nichts zu geben, als was wir selber ihr entgegenbringen. Vielleicht gelangt der Mensch überall nicht weiter, und wir sterben einsam, wie wir einsam geboren wurden. Und dennoch, was wäre das Leben, wenn es keine Rosen gäbe?

* *
*

Weißt du, daß es Vorgesichte giebt? — Mitunter, als könne sie nicht warten, bis auch ihre Zeit gekommen ist, wirft die Zukunft ihr Scheinbild in die Gegenwart. — Du ahntest nichts davon, aber ich habe es gesehen; es war

mitten im kerzenhellen Saale. Du hattest getanzt und lehntest athmend in der Sophaecke; da sah ich dein Antlitz sich verwandeln, deine Züge wurden scharf, deine Wangen schlaff und fahl. Schon streckte meine Hand sich aus, um leis die Rose aus deinem Haar zu nehmen; denn sie saß dort wie ein Hohn für dein armes Angesicht. Aber es verschwand, da ich fest dich anblickte; du lächeltest, du warst wieder nicht älter als deine achtzehn Jahre. Unmächtig wich das Gespenst zurück; nur ich sah es noch immer wie eine verhüllte Drohung in der Ferne stehen.

O Eveline! Der Strom der Schönheit ergießt sich ewig durch die Welt, aber auch du bist nur ein Wellenblinken, das aufleuchtet und erlischt; und alle Zukunft wird einst Gegenwart.

* *
*

Im eigenen Herzen geboren,
Nie besessen,
Dennoch verloren.

Wie seltsam, diese Worte auf meinem Geigenkasten! Auch das ist nun vorüber. —

* *
*

Hier scheinen in den Aufzeichnungen des Vetters ein oder mehrere Blätter zu fehlen; denn das Folgende, womit dort ein neues Blatt beginnt, ist augenscheinlich nur der Schluß eines längeren Aufsatzes.

* *
*

— — „Aber ein Hauch der ewigen Jugend, die in mir ist, hat doch dein Herz berührt; mögen noch so übermüthig deine jungen Lippen zucken. Einst, wenn auch du zu den

Schatten gehörst, deren Mund vergebens nach dem Kelche dürstet, aus dem vor ihren Augen die Jugend in vollen Zügen trinkt, wird die Erinnerung an mich dich jäh überfallen; vielleicht am stillen Abend, wenn du hinter abgeheimsten Stoppeln die Sonne sinken siehst, vielleicht — auch das ist möglich — erst in den Schauern des Todes, in jenem letzten Augenblicke, wo alle Erdengeister dich verlassen. — Und nun geh, Eveline; denn jetzt sind sie Alle noch in deinem Dienst!"

Ihre Hand zitterte, die, wie ich jetzt erst fühlte, in der meinen lag. Aber sie zog sie schweigend zurück und ging.

„Gute Nacht, Eveline!"

Du aber, o Muse des Gesanges, verlasse du mich noch nicht! Laß mich mein Haupt an deine Schulter lehnen, denn ich bin müde, müde wie ein gehetztes Wild; und sollte ich heimlich bluten, so lege du die Hand auf meine Wunde! — —

* * *

Hier enden diese Aufzeichnungen. Kein Band, keine Locke, keine Blume liegt bei den vergilbten Blättern.

Wer war jene Eveline, welche dies alternde Herz noch einmal so tief zu erschüttern vermochte? — Ich kenne Keine ihres Namens. Requiescat! Requiescat!

Pole Poppenspäler.

Ich hatte in meiner Jugend einige Fertigkeit im Drechseln und beschäftigte mich sogar wohl etwas mehr damit, als meinen gelehrten Studien zuträglich war; wenigstens geschah es, daß mich eines Tages der Subrector bei Rückgabe eines nicht eben fehlerlosen Exercitiums seltsamer Weise fragte, ob ich vielleicht wieder eine Nähschraube zu meiner Schwester Geburtstag gedrechselt hätte. Solche kleine Nachtheile wurden indessen mehr als aufgewogen durch die Bekanntschaft mit einem trefflichen Manne, die mir in Folge jener Beschäftigung zu Theil wurde. Dieser Mann war der Kunstdrechsler und Mechanikus Paul Paulsen, auch deputirter Bürger unserer Stadt. Auf die Bitte meines Vaters, der für Alles, was er mich unternehmen sah, eine gewisse Gründlichkeit forderte, verstand er sich dazu, mir die für meine kleinen Arbeiten erforderlichen Handgriffe beizubringen.

Paulsen besaß mannigfache Kenntnisse und war dabei nicht nur von anerkannter Tüchtigkeit in seinem eigenen Handwerk, sondern er hatte auch eine Einsicht in die künftige Entwicklung der Gewerke überhaupt, so daß bei Manchem, was jetzt als neue Wahrheit verkündigt wird, mir plötzlich einfällt: das hat dein alter Paulsen ja schon vor vierzig Jahren gesagt. — Es gelang mir bald, seine Zuneigung zu erwerben, und er sah es gern, wenn ich noch außer den

festgesetzten Stunden am Feierabend einmal zu ihm kam. Dann saßen wir entweder in der Werkstätte oder Sommers — denn unser Verkehr hat Jahre lang gedauert — auf der Bank unter der großen Linde seines Gärtchens. In den Gesprächen, die wir dabei führten, oder vielmehr, welche mein älterer Freund dabei mit mir führte, lernte ich Dinge kennen und auf Dinge meine Gedanken richten, von denen, so wichtig sie im Leben sind, ich später selbst in meinen Primaner-Schulbüchern keine Spur gefunden habe.

Paulsen war seiner Abkunft nach ein Friese und der Charakter dieses Volksstammes aufs Schönste in seinem Antlitz ausgeprägt; unter dem schlichten blonden Haar die denkende Stirn und die blauen sinnenden Augen; dabei hatte, vom Vater ererbt, seine Stimme noch etwas von dem weichen Gesang seiner Heimathsprache.

Die Frau dieses nordischen Mannes war braun und von zartem Gliederbau, ihre Sprache von unverkennbar süddeutschem Klange. Meine Mutter pflegte von ihr zu sagen, ihre schwarzen Augen könnten einen See ausbrennen, in ihrer Jugend aber sei sie von seltener Anmuth gewesen. — Trotz der silbernen Fädchen, die schon ihr Haar durchzogen, war auch jetzt die Lieblichkeit dieser Züge noch nicht verschwunden, und das der Jugend angeborene Gefühl für Schönheit veranlaßte mich bald, ihr, wo ich immer konnte, mit kleinen Diensten und Gefälligkeiten an die Hand zu gehen.

„Da schau mir nur das Buberl," sagte sie dann wohl zu ihrem Mann; „wirst doch nit eifersüchtig werden, Paul?"

Dann lächelte Paul. Und aus ihren Scherzworten und aus seinem Lächeln sprach das Bewußtsein innigsten Zusammengehörens.

Sie hatten außer einem Sohne, der damals in der Fremde war, keine Kinder, und vielleicht war ich den Beiden zum Theil deshalb so willkommen, zumal Frau Paul-

sen mir wiederholt versicherte, ich habe grad ein so lustigs Naserl wie ihr Joseph. Nicht verschweigen will ich, daß Letztere auch eine mir sehr zusagende, in unserer Stadt aber sonst gänzlich unbekannte Mehlspeise zu bereiten verstand und auch nicht unterließ, mich dann und wann darauf zu Gaste zu bitten. — So waren denn dort der Anziehungskräfte für mich genug. Von meinem Vater aber wurde mein Verkehr in dem tüchtigen Bürgerhause gern gesehen. „Sorge nur, daß du nicht lästig fällst!" war das Einzige, woran er in dieser Beziehung zuweilen mich erinnerte. Ich glaube indessen nicht, daß ich meinen Freunden je zu oft gekommen bin.

Da geschah es eines Tages, daß in meinem elterlichen Hause einem alten Herrn aus unserer Stadt das neueste und wirklich ziemlich gelungene Werk meiner Hände vorgezeigt wurde.

Als dieser seine Bewunderung zu erkennen gab, bemerkte mein Vater dagegen, daß ich ja aber auch schon seit fast einem Jahre bei Meister Paulsen in der Lehre sei.

„So, so," erwiderte der alte Herr; „bei Pole Poppenspäler!"

Ich hatte nie gehört, daß mein Freund einen solchen Beinamen führe, und fragte, vielleicht ein wenig naseweis, was das bedeuten solle.

Aber der alte Herr lächelte nur ganz hinterhaltig und wollte keine weitere Auskunft geben. —

Zum kommenden Sonntag war ich von den Paulsenschen Eheleuten auf den Abend eingeladen, um ihnen ihren Hochzeitstag feiern zu helfen. Es war im Spätsommer, und da ich mich frühzeitig auf den Weg gemacht und die Hausfrau noch in der Küche zu wirthschaften hatte, so ging Paulsen mit mir in den Garten, wo wir uns zusammen unter der großen Linde auf die Bank setzten. Mir war das „Pole Poppenspäler" wieder eingefallen, und es ging mir

so im Kopfe herum, daß ich kaum auf seine Reden Antwort gab; endlich, da er mich fast ein wenig ernst wegen meiner Zerstreuung zurechtgewiesen hatte, fragte ich ihn geradezu, was jener Beiname zu bedeuten habe.

Er wurde sehr zornig. „Wer hat dich das dumme Wort gelehrt?“ rief er, indem er von seinem Sitze aufsprang. Aber bevor ich noch zu antworten vermochte, saß er schon wieder neben mir. „Laß, laß!“ sagte er sich besinnend; „es bedeutet ja eigentlich das Beste, was das Leben mir gegeben hat. — Ich will es dir erzählen; wir haben wohl noch Zeit dazu. —

„In diesem Haus und Garten bin ich aufgewachsen, meine braven Eltern wohnten hier, und hoffentlich wird einst mein Sohn hier wohnen! — Daß ich ein Knabe war, ist nun schon lange her; aber gewisse Dinge aus jener Zeit stehen noch, wie mit farbigem Stift gezeichnet, vor meinen Augen.

„Neben unserer Hausthür stand damals eine kleine weiße Bank mit grünen Stäben in den Rück- und Seitenlehnen, von der man nach der einen Seite die lange Straße hinab bis an die Kirche, nach der anderen aus der Stadt hinaus bis in die Felder sehen konnte. An Sommerabenden saßen meine Eltern hier, der Ruhe nach der Arbeit pflegend; in den Stunden vorher aber pflegte ich sie in Beschlag zu nehmen und hier in der freien Luft und unter erquickendem Ausblick nach Ost und West meine Schularbeit anzufertigen.

„So saß ich auch eines Nachmittags — ich weiß noch gar wohl, es war im September, eben nach unserem Michaelis-Jahrmarkte — und schrieb für den Rechenmeister meine Algebra-Exempel auf die Tafel, als ich unten von der Straße ein seltsames Gefährt heraufkommen sah. Es war ein zweirädriger Karren, der von einem kleinen rauhen Pferde gezogen wurde. Zwischen zwei ziemlich hohen Kisten, mit denen er beladen war, saß eine große blonde Frau mit stei-

fen hölzernen Gesichtszügen und ein etwa neunjähriges Mädchen, das sein schwarzhaariges Köpfchen lebhaft von einer Seite nach der anderen drehte; nebenher ging, den Zügel in der Hand, ein kleiner, lustig blickender Mann, dem unter seiner grünen Schirmmütze die kurzen schwarzen Haare wie Spieße vom Kopfe abstanden.

„So, unter dem Gebimmel eines Glöckchens, das unter dem Halse des Pferdes hing, kamen sie heran. Als sie die Straße vor unserem Hause erreicht hatten, machte der Karren Halt. ‚Du, Bub,‘ rief die Frau zu mir herüber; ‚wo ist denn die Schneiderherberg?‘

„Mein Griffel hatte schon lange geruht; nun sprang ich eilfertig auf und trat an den Wagen. ‚Ihr seid grad davor,‘ sagte ich und wies auf das alte Haus mit der viereckig geschorenen Linde, das, wie du weißt, noch jetzt hier gegenüber liegt.

„Das feine Dirnchen war zwischen den Kisten aufgestanden, streckte das Köpfchen aus der Kapuze ihres verschossenen Mäntelchens und sah mit ihren großen Augen auf mich herab; der Mann aber, mit einem ‚Sitz ruhig, Diendl!‘ und ‚Schönen Dank, Bub!‘ peitschte auf den kleinen Gaul und fuhr vor die Thür des bezeichneten Hauses, aus dem auch schon der dicke Herbergsvater in seiner grünen Schürze ihm entgegentrat.

„Daß die Ankömmlinge nicht zu den zunftberechtigten Gästen des Hauses gehörten, mußte mir freilich klar sein; aber es pflegten dort — was mir jetzt, wenn ich es bedenke, mit der Reputation des wohlehrsamen Handwerks sich keineswegs reimen will — auch andere, mir viel angenehmere Leute einzukehren. Droben im zweiten Stock, wo noch heute statt der Fenster nur einfache Holzluken auf die Straße gehen, war das hergebrachte Quartier aller fahrenden Musikanten, Seiltänzer oder Thierbändiger, welche in unserer Stadt ihre Kunst zum Besten gaben.

„Und richtig, als ich am anderen Morgen oben in meiner Kammer vor dem Fenster stand und meinen Schulsack schnürte, wurde drüben eine der Luken aufgestoßen; der kleine Mann mit den schwarzen Haarspießen steckte seinen Kopf ins Freie und dehnte sich mit beiden Armen in die frische Luft hinaus; dann wandte er den Kopf hinter sich nach dem dunklen Raum zurück, und ich hörte ihn ‚Lisei! Lisei!‘ rufen. — Da drängte sich unter seinem Arm ein rosiges Gesichtlein vor, um das wie eine Mähne das schwarze Haar herabfiel. Der Vater wies mit dem Finger nach mir herüber, lachte und zupfte sie ein paar Mal an ihren seidenen Strähnen. Was er zu ihr sprach, habe ich nicht verstehen können; aber es mag wohl ungefähr gelautet haben: ‚Schau dir ihn an, Lisei! Kennst ihn noch, den Bubn von gestern? — Der arme Narr, da muß er nun gleich mit dem Ranzen in die Schule traben! — Was du für ein glücklichs Diendl bist, die du allweg nur mit unserem Braunen Land ab Land auf zu fahren brauchst!‘ — Wenigstens sah die Kleine ganz mitleidig zu mir herüber, und als ich es wagte, ihr freundlich zuzunicken, nickte sie sehr ernsthaft wieder.

„Bald aber zog der Vater seinen Kopf zurück und verschwand im Hintergrund seines Bodenraumes. Statt seiner trat jetzt die große blonde Frau zu dem Kinde; sie bemächtigte sich ihres Kopfes und begann ihr das Haar zu strählen. Das Geschäft schien schweigend vollzogen zu werden, und das Lisei durfte offenbar nicht mucksen, obgleich es mehrmals, wenn ihr der Kamm so in den Nacken hinabfuhr, die eckigsten Figuren mit ihrem rothen Mäulchen bildete. Nur einmal hob sie den Arm und ließ ein langes Haar über die Linde draußen in die Morgenluft hinausfliegen. Ich konnte von meinem Fenster aus es glänzen sehen; denn die Sonne war eben durch den Herbstnebel gedrungen und schien drüben auf den oberen Theil des Herberghauses.

„Auch in den vorhin undurchdringlich dunklen Bodenraum konnte ich jetzt hineinsehen. Ganz deutlich erblickte ich in einem dämmerigen Winkel den Mann an einem Tische sitzen; in seiner Hand blinkte etwas wie Gold oder Silber; dann wieder war's wie ein Gesicht mit einer ungeheuren Nase; aber so sehr ich meine Augen anstrengte, ich vermochte nicht klug daraus zu werden. Plötzlich hörte ich, als wenn etwas Hölzernes in einen Kasten geworfen würde, und nun stand der Mann auf und lehnte aus einer zweiten Luke sich wieder auf die Straße hinaus.

„Die Frau hatte indessen der kleinen schwarzen Dirne ein verschossenes rothes Kleidchen angezogen und ihr die Haarflechten wie einen Kranz um das runde Köpfchen gelegt.

„Ich sah noch immer hinüber. ‚Einmal,' dachte ich, ‚könnte sie doch wieder nicken!'

— — „‚Paul, Paul!' hörte ich plötzlich unten aus unserem Hause die Stimme meiner Mutter rufen.

„‚Ja, ja, Mutter!'

„Es war mir ordentlich wie ein Schrecken in die Glieder geschlagen.

„‚Nun,' rief sie wieder, ‚der Rechenmeister wird dir schön die Zeit verdeutschen! Weißt du denn nicht, daß es lang schon sieben geschlagen hat?'

„Wie rasch polterte ich die Treppe hinunter!

„Aber ich hatte Glück! der Rechenmeister war gerade dabei, seine Bergamotten abzunehmen, und die halbe Schule befand sich in seinem Garten, um mit Händen und Mäulern ihm dabei zu helfen. Erst um neun Uhr saßen wir Alle mit heißen Backen und lustigen Gesichtern an Tafel und Rechenbuch auf unseren Bänken.

„Als ich um elf, die Taschen noch von Birnen starrend, aus dem Schulhofe trat, kam eben der dicke Stadtausrufer die Straße herauf. Er schlug mit dem Schlüssel an sein blankes Messingbecken und rief mit seiner Bierstimme:

„‚Der Mechanikus und Puppenspieler Herr Joseph Tendler aus der Residenzstadt München ist gestern hier angekommen und wird heute Abend im Schützenhofsaale seine erste Vorstellung geben. Vorgestellt wird Pfalzgraf Siegfried und die heilige Genovefa, Puppenspiel mit Gesang in vier Aufzügen.‘

„Dann räusperte er sich und schritt würdevoll in der meinem Heimwege entgegengesetzten Richtung weiter. Ich folgte ihm von Straße zu Straße, um wieder und wieder die entzückende Verkündigung zu hören; denn niemals hatte ich eine Komödie, geschweige denn ein Puppenspiel gesehen. — Als ich endlich umkehrte, sah ich ein rothes Kleidchen mir entgegenkommen; und wirklich, es war die kleine Puppenspielerin; trotz ihres verschossenen Anzuges schien sie mir von einem Märchenglanz umgeben.

„Ich faßte mir ein Herz und redete sie an: ‚Willst du spazieren gehen, Lisei?‘

„Sie sah mich mißtrauisch aus ihren schwarzen Augen an. ‚Spazieren?‘ wiederholte sie gedehnt. ‚Ach du! — du bist g'scheidt!‘

„‚Wohin willst du denn?‘

— „‚Zum Ellenkramer will i!‘

„‚Willst du dir ein neues Kleid kaufen?‘ fragte ich tölpelhaft genug.

„Sie lachte laut auf. ‚Geh! laß mi aus! — Nein; nur so Fetzeln!‘

„‚Fetzeln, Lisei?‘

— „‚Freili! Halt nur so Resteln zu G'wandl für die Pupp'n; 's kost't immer nit viel!‘

„Ein glücklicher Gedanke fuhr mir durch den Kopf. Ein alter Onkel von mir hatte damals am Markte hier eine Ellenwaarenhandlung, und sein alter Ladendiener war mein guter Freund. ‚Komm mit mir!‘ sagte ich kühn; ‚es soll dir gar nichts kosten, Lisei!‘

„‚Meinst?‘ fragte sie noch; dann liefen wir beide nach dem Markt und in das Haus des Onkels. Der alte Gabriel stand wie immer in seinem pfeffer- und salzfarbenen Rock hinter dem Ladentisch, und als ich ihm unser Anliegen deutlich gemacht hatte, kramte er gutmüthig einen Haufen ‚Rester‘ auf den Tisch zusammen.

„‚Schau, das hübsch Brinnroth!‘ sagte Lisei und nickte begehrlich nach einem Stückchen französischen Kattuns hinüber.

„‚Kannst es brauchen?‘ fragte Gabriel. — Ob sie es brauchen konnte! Der Ritter Siegfried sollte ja auf den Abend noch eine neue Weste geschneidert bekommen.

„‚Aber da gehören auch die Tressen noch dazu,‘ sagte der Alte und brachte allerlei Endchen Gold- und Silberflittern. Bald kamen noch grüne und gelbe Seidenläppchen und Bänder, endlich ein ziemlich großes Stück braunen Plüsches. ‚Nimm's nur, Kind!‘ sagte Gabriel; ‚das giebt ein Thierfell für eure Genovefa, wenn das alte vielleicht verschossen wäre!‘ Dann packte er die ganze Herrlichkeit zusammen und legte sie der Kleinen in den Arm.

„‚Und es kost't nix?‘ fragte sie beklommen.

„Nein, es kostete nichts. Ihre Augen leuchteten. ‚Schön Dank, guter Mann! Ach, wird der Vater schauen!‘

„Hand in Hand, Lisei mit ihrem Päckchen unter dem Arm, verließen wir den Laden; als wir aber in die Nähe unserer Wohnung kamen, ließ sie mich los und rannte über die Straße nach der Schneiderherberge, daß ihr die schwarzen Flechten in den Nacken flogen.

— — „Nach dem Mittagessen stand ich vor unserer Hausthür und erwog unter Herzklopfen das Wagniß, schon heute zur ersten Vorstellung meinen Vater um das Eintrittsgeld anzugehen; ich war ja mit der Gallerie zufrieden, und die sollte für uns Jungens nur einen Doppeltschilling kosten. Da, bevor ich's noch bei mir ins Reine gebracht hatte, kam das Lisei über die Straße zu mir her geflogen.

‚Der Vater schickt's!‘ sagte sie, und eh ich mich's versah, war sie wieder fort; aber in meiner Hand hielt ich eine rothe Karte, darauf stand mit großen Buchstaben: Erster Platz.

„Als ich aufblickte, winkte auch von drüben der kleine schwarze Mann mit beiden Armen aus der Bodenluke zu mir herüber. Ich nickte ihm zu; was mußten das für nette Leute sein, diese Puppenspieler! ‚Also heute Abend,‘ sagte ich zu mir selber; ‚heute Abend und — Erster Platz!‘

* * *

— — „Du kennst unseren Schützenhof in der Süderstraße; auf der Hausthür sah man damals noch einen schön gemalten Schützen in Lebensgröße, mit Federhut und Büchse; im Übrigen war aber der alte Kasten damals noch baufälliger, als er heute ist. Die Gesellschaft war bis auf drei Mitglieder herabgesunken; die vor Jahrhunderten von den alten Landesherzögen geschenkten silbernen Pocale, Pulverhörner und Ehrenketten waren nach und nach verschleudert; den großen Garten, der, wie du weißt, auf den Bürgersteig hinausläuft, hatte man zur Schaf- und Ziegengrasung verpachtet. Das alte zweistöckige Haus wurde von Niemandem weder bewohnt noch gebraucht; windrissig und verfallen stand es da zwischen den munteren Nachbarhäusern; nur in dem öden weißgekalkten Saale, der fast das ganze obere Stockwerk einnahm, producirten mitunter starke Männer oder durchreisende Taschenspieler ihre Künste. Dann wurde unten die große Hausthür mit dem gemalten Schützenbruder knarrend aufgeschlossen.

— — „Langsam war es Abend geworden; und — das Ende trug die Last, denn mein Vater wollte mich erst fünf Minuten vor dem angesetzten Glockenschlage laufen lassen; er meinte, eine Übung in der Geduld sei sehr vonnöthen, damit ich im Theater stille sitze.

„Endlich war ich an Ort und Stelle. Die große Thür stand offen, und allerlei Leute wanderten hinein; denn derzeit ging man noch gern zu solchen Vergnügungen; nach Hamburg war eine weite Reise, und nur Wenige hatten sich die kleinen Dinge zu Hause durch die dort zu schauenden Herrlichkeiten leid machen können. — Als ich die eichene Wendeltreppe hinaufgestiegen war, fand ich Liseis Mutter am Eingange des Saales an der Casse sitzen. Ich näherte mich ihr ganz vertraulich und dachte, sie würde mich so recht als einen alten Bekannten begrüßen; aber sie saß stumm und starr und nahm mir meine Karte ab, als wenn ich nicht die geringste Beziehung zu ihrer Familie hätte. — Etwas gedemüthigt trat ich in den Saal; der kommenden Dinge harrend, plauderte Alles mit halber Stimme durch einander; dazu fiedelte unser Stadtmusikus mit drei seiner Gesellen. Das Erste, worauf meine Augen fielen, war in der Tiefe des Saales ein rother Vorhang oberhalb der Musikantenplätze. Die Malerei in der Mitte desselben stellte zwei lange Trompeten vor, die kreuzweise über einer goldenen Leier lagen; und, was mir damals sehr sonderbar erschien, an dem Mundstück einer jeden hing, wie mit den leeren Augen darauf geschoben, hier eine finster, dort eine lachend ausgeprägte Maske. — Die drei vordersten Plätze waren schon besetzt; ich drängte mich in die vierte Bank, wo ich einen Schulkameraden bemerkt hatte, der dort neben seinen Eltern saß. Hinter uns bauten sich die Plätze schräg ansteigend in die Höhe, so daß der letzte, die sogenannte Gallerie, welche nur zum Stehen war, sich fast mannshoch über dem Fußboden befinden mochte. Auch dort schien es wohlgefüllt zu sein; genau vermochte ich es nicht zu sehen, denn die wenigen Talglichter, welche in Blechlampetten an den beiden Seitenwänden brannten, verbreiteten nur eine schwache Helligkeit; auch dunkelte die schwere Balkendecke des Saales. Mein Nachbar wollte mir eine Schulgeschichte

erzählen; ich begriff nicht, wie er an so etwas denken konnte, ich schaute nur auf den Vorhang, der von den Lampen des Podiums und der Musikantenpulte feierlich beleuchtet war. Und jetzt ging ein Wehen über seine Fläche, die geheimnißvolle Welt hinter ihm begann sich schon zu regen; noch einen Augenblick, da erscholl das Läuten eines Glöckchens, und während unter den Zuschauern das summende Geplauder wie mit einem Schlage verstummte, flog der Vorhang in die Höhe. — Ein Blick auf die Bühne versetzte mich um tausend Jahre rückwärts. Ich sah in einen mittelalterlichen Burghof mit Thurm und Zugbrücke; zwei kleine ellenlange Leute standen in der Mitte und redeten lebhaft mit einander. Der eine mit dem schwarzen Barte, dem silbernen Federhelm und dem goldgestickten Mantel über dem rothen Unterkleide war der Pfalzgraf Siegfried; er wollte gegen die heidnischen Mohren in den Krieg reiten und befahl seinem jungen Hausmeister Golo, der in blauem silbergesticktem Wammse neben ihm stand, zum Schutze der Pfalzgräfin Genovefa in der Burg zurückzubleiben. Der treulose Golo aber that gewaltig wild, daß er seinen guten Herrn so allein in das grimme Schwerterspiel sollte reiten lassen. Sie drehten bei diesen Wechselreden die Köpfe hin und her und fochten heftig und ruckweise mit den Armen. — Da tönten kleine langgezogene Trompetentöne von draußen hinter der Zugbrücke, und zugleich kam auch die schöne Genovefa in himmelblauem Schleppkleide hinter dem Thurm hervorgestürzt und schlug beide Arme über des Gemahls Schultern: ‚O mein herzallerliebster Siegfried, wenn dich die grausamen Heiden nur nicht massacriren!‘ Aber es half ihr nichts; noch einmal ertönten die Trompeten, und der Graf schritt steif und würdevoll über die Zugbrücke aus dem Hof; man hörte deutlich draußen den Abzug des gewappneten Trupps. Der böse Golo war jetzt Herr der Burg. —

„Und nun spielte das Stück sich weiter, wie es in dei-

nem Lesebuche gedruckt steht. — Ich war auf meiner Bank ganz wie verzaubert; diese seltsamen Bewegungen, diese feinen oder schnarrenden Puppenstimmchen, die denn doch wirklich aus ihrem Munde kamen, — es war ein unheimliches Leben in diesen kleinen Figuren, das gleichwohl meine Augen wie magnetisch auf sich zog.

„Im zweiten Aufzuge aber sollte es noch besser kommen. — Da war unter den Dienern auf der Burg einer im gelben Nankinganzug, der hieß Kasperl. Wenn dieser Bursche nicht lebendig war, so war noch niemals etwas lebendig gewesen; er machte die ungeheuersten Witze, so daß der ganze Saal vor Lachen bebte; in seiner Nase, die so groß wie eine Wurst war, mußte er jedenfalls ein Gelenk haben; denn wenn er so sein dumm-pfiffiges Lachen herausschüttelte, so schlenkerte der Nasenzipfel hin und her, als wenn auch er sich vor Lustigkeit nicht zu lassen wüßte; dabei riß der Kerl seinen großen Mund auf und knackte, wie eine alte Eule, mit den Kinnbacksknochen. ‚Pardauz!‘ schrie es; so kam er immer auf die Bühne gesprungen; dann stellte er sich hin und sprach erst blos mit seinem großen Daumen; den konnte er so ausdrucksvoll hin und wieder drehen, daß es ordentlich ging wie ‚Hier nix und da nix; kriegst du nix, so hast du nix!‘ Und dann sein Schielen; — das war so verführerisch, daß im Augenblick dem ganzen Publikum die Augen verquer im Kopfe standen. Ich war ganz vernarrt in den lieben Kerl!

„Endlich war das Spiel zu Ende, und ich saß wieder zu Hause in unserer Wohnstube und verzehrte schweigend das Aufgebratene, das meine gute Mutter mir warm gestellt hatte. Mein Vater saß im Lehnstuhl und rauchte seine Abendpfeife. ‚Nun, Junge,‘ rief er, ‚waren sie lebendig?‘

„‚Ich weiß nicht, Vater,‘ sagte ich und arbeitete weiter in meiner Schüssel; mir war noch ganz verwirrt zu Sinne.

„Er sah mir eine Weile mit seinem klugen Lächeln zu.

‚Höre, Paul,‘ sagte er dann, ‚du darfst nicht zu oft in diesen Puppenkasten; die Dinger könnten dir am Ende in die Schule nachlaufen.‘

* * *

„Mein Vater hatte nicht Unrecht. Die Algebraaufgaben geriethen mir in den beiden nächsten Tagen so mäßig, daß der Rechenmeister mich von meinem ersten Platz herabzusetzen drohte. — Wenn ich in meinem Kopfe rechnen wollte: ‚a + b gleich x — c‘, so hörte ich statt dessen vor meinen Ohren die feine Vogelstimme der schönen Genovefa: ‚Ach, mein herzallerliebster Siegfried, wenn dich die bösen Heiden nur nicht massacriren!‘ Einmal — aber es hat's Niemand gesehen — schrieb ich sogar ‚x + Genovefa‘ auf die Tafel. — Des Nachts in meiner Schlafkammer rief es einmal ganz laut ‚Pardauz‘, und mit einem Satz kam der liebe Kasperl in seinem Nankinganzug zu mir ins Bett gesprungen, stemmte seine Arme zu beiden Seiten meines Kopfes in das Kissen und rief grinsend auf mich herabnickend: ‚Ach, du liebs Brüderl, ach, du herztausig liebs Brüderl!‘ Dabei hackte er mir mit seiner langen rothen Nase in die meine, daß ich davon erwachte. Da sah ich denn freilich, daß es nur ein Traum gewesen war.

„Ich verschloß das Alles in meinem Herzen und wagte zu Hause kaum den Mund aufzuthun von der Puppenkomödie. Als aber am nächsten Sonntag der Ausrufer wieder durch die Straßen ging, an sein Becken schlug und laut verkündigte: ‚Heute Abend auf dem Schützenhof: Doctor Fausts Höllenfahrt, Puppenspiel in vier Aufzügen!‘ — da war es doch nicht länger auszuhalten. Wie die Katze um den heißen Brei, so schlich ich um meinen Vater herum, und endlich hatte er meinen stummen Blick verstanden. — ‚Pole,‘ sagte er, ‚es könnte dir ein Tropfen Blut vom Her-

zen gehen; vielleicht ist's die beste Cur, dich einmal gründlich satt zu machen.' Damit langte er in die Westentasche und gab mir einen Doppeltschilling.

„Ich rannte sofort aus dem Hause; erst auf der Straße wurde es mir klar, daß ja noch acht lange Stunden bis zum Anfang der Komödie abzuleben waren. So lief ich denn hinter den Gärten auf den Bürgersteig. Als ich an den offenen Grasgarten des Schützenhofs gekommen war, zog es mich unwillkürlich hinein; vielleicht, daß gar einige Puppen dort oben aus den Fenstern guckten; denn die Bühne lag ja an der Rückseite des Hauses. Aber ich mußte dann erst durch den oberen Theil des Gartens, der mit Linden- und Kastanienbäumen dicht bestanden war. Mir wurde etwas zag zu Muthe; ich wagte doch nicht weiter vorzudringen. Plötzlich erhielt ich von einem großen hier angepflockten Ziegenbock einen Stoß in den Rücken, daß ich um zwanzig Schritte weiter flog. Das half; als ich mich umsah, stand ich schon unter den Bäumen.

„Es war ein trüber Herbsttag; einzelne gelbe Blätter sanken schon zur Erde; über mir in der Luft schrieen ein paar Strandvögel, die ans Haff hinausflogen; kein Mensch war zu sehen noch zu hören. Langsam schritt ich durch das Unkraut, das auf den Steigen wucherte, bis ich einen schmalen Steinhof erreicht hatte, der den Garten von dem Hause trennte. — Richtig! dort oben schauten zwei große Fenster in den Hof herab; aber hinter den kleinen in Blei gefaßten Scheiben war es schwarz und leer, keine Puppe war zu sehen. Ich stand eine Weile, mir wurde ganz unheimlich in der mich rings umgebenden Stille.

„Da sah ich, wie unten die schwere Hofthür von innen eine Hand breit geöffnet wurde, und zugleich lugte auch ein schwarzes Köpfchen daraus hervor.

„‚Lisei!' rief ich.

„Sie sah mich groß mit ihren dunklen Augen an. ‚B'hüt

Gott!‘ sagte sie; ‚hab i doch nit gewußt, was da außa rum kraxln thät! Wo kommst denn du daher?‘

„‚Ich? — Ich geh spazieren, Lisei! — Aber sag mir, spielt ihr denn schon jetzt Komödie?‘

„Sie schüttelte lachend den Kopf.

„‚Aber, was machst du denn hier?‘ fragte ich weiter, indem ich über den Steinhof zu ihr trat.

„‚I wart auf den Vater,‘ sagte sie; ‚er ist ins Quartier, um Band und Nagel zu holen; er macht's halt firti für heunt Abend.‘

„‚Bist du denn ganz allein hier, Lisei?‘

— „‚O nei; du bist ja aa no da!‘

„‚Ich meine,‘ sagte ich, ‚ob nicht deine Mutter oben auf dem Saal ist?‘

„Nein, die Mutter saß in der Herberge und besserte die Puppenkleider aus; das Lisei war hier ganz allein.

„‚Hör,‘ begann ich wieder, ‚du könntest mir einen Gefallen thun; es ist unter euren Puppen einer, der heißt Kasperl; den möcht ich gar zu gern einmal in der Nähe sehen.‘

„‚Den Wurstl meinst?‘ sagte Lisei und schien sich eine Weile zu bedenken. ‚Nu, es ging scho; aber g'schwind mußt sein, eh denn der Vater wieder da ist!‘

„Mit diesen Worten waren wir schon ins Haus getreten und liefen eilig die steile Wendeltreppe hinauf. — Es war fast dunkel in dem großen Saale; denn die Fenster, welche sämmtlich nach dem Hofe hinaus lagen, waren von der Bühne verdeckt; nur einzelne Lichtstreifen fielen durch die Spalten des Vorhangs.

„‚Komm!‘ sagte Lisei und hob seitwärts an der Wand die dort aus einem Teppich bestehende Verkleidung in die Höhe; wir schlüpften hindurch, und da stand ich in dem Wundertempel. — Aber von der Rückseite betrachtet und hier in der Tageshelle sah er ziemlich kläglich aus; ein

Gerüst aus Latten und Brettern, worüber einige bunt bekleckste Leinwandstücke hingen: das war der Schauplatz, auf welchem das Leben der heiligen Genovefa so täuschend an mir vorübergegangen war.

Doch ich hatte mich zu früh beklagt; dort, an einem Eisendrahte, der von einer Coulisse nach der Wand hinübergespannt war, sah ich zwei der wunderbaren Puppen schweben; aber sie hingen mit dem Rücken gegen mich, so daß ich sie nicht erkennen konnte.

„‚Wo sind die anderen, Lisei?‘ fragte ich; denn ich hätte gern die ganze Gesellschaft auf einmal mir besehen.

„‚Hier im Kast'l,‘ sagte Lisei und klopfte mit ihrer kleinen Faust auf eine im Winkel stehende Kiste; ‚die zwei da sind scho zug'richt; aber geh nur her dazu und schau's dir a; er is scho dabei, dei Freund, der Kasperl!‘

„Und wirklich, er war es selber. ‚Spielt denn der heute Abend auch wieder mit?‘ fragte ich.

„‚Freili, der is allimal dabei!‘

„Mit untergeschlagenen Armen stand ich und betrachtete meinen lieben lustigen Allerweltskerl. Da baumelte er, an sieben Schnüren aufgehenkt; sein Kopf war vorn übergesunken, daß seine großen Augen auf den Fußboden stierten und ihm die rothe Nase wie ein breiter Schnabel auf der Brust lag. ‚Kasperle, Kasperle,‘ sagte ich bei mir selber, ‚wie hängst du da elendiglich!‘ Da antwortete es ebenso: ‚Wart nur, liebs Brüderl, wart nur bis heut Abend!‘ — War das auch nur so in meinen Gedanken, oder hatte Kasperl selbst zu mir gesprochen? —

„Ich sah mich um. Das Lisei war fort; sie war wohl vor die Hausthür, um die Rückkehr ihres Vaters zu überwachen. Da hörte ich sie eben noch von dem Ausgang des Saales rufen: ‚Daß d' mir aber nit an die Puppen rührst!‘ — — Ja, — nun konnte ich es aber doch nicht lassen. Leise stieg ich auf eine neben mir stehende Bank und be-

gann erst an der einen, dann an der andern Schnur zu ziehen; die Kinnladen fingen an zu klappen, die Arme hoben sich, und jetzt fing auch der wunderbare Daumen an ruckweise hin- und herzuschießen. Die Sache machte gar keine Schwierigkeit; ich hatte mir die Puppenspielerei doch kaum so leicht gedacht. — Aber die Arme bewegten sich nur nach vorn und hinten aus; und es war doch gewiß, daß Kasperle sie in dem neulichen Stück auch seitwärts ausgestreckt, ja daß er sie sogar über dem Kopfe zusammengeschlagen hatte! Ich zog an allen Drähten, ich versuchte mit der Hand die Arme abzubiegen; aber es wollte nicht gelingen. Auf einmal that es einen leisen Krach im Innern der Figur. ‚Halt!‘ dachte ich, ‚Hand vom Brett! Da hättest du können Unheil anrichten!‘

„Leise stieg ich wieder von meiner Bank herab, und zugleich hörte ich auch Lisei von außen in den Saal treten.

„‚G'schwind, g'schwind!‘ rief sie und zog mich durch das Dunkel an die Wendeltreppe hinaus; ‚'s is eigentli nit Recht,‘ fuhr sie fort, ‚daß i di eilass'n hab; aber, gel, du hast doch bei Gaudi g'habt!‘

„Ich dachte an den leisen Krach von vorhin. ‚Ach, es wird ja nichts gewesen sein!‘ Mit dieser Selbsttröstung lief ich die Treppe hinab und durch die Hinterthür ins Freie.

„So viel stand fest, der Kasper war doch nur eine richtige Holzpuppe; aber das Lisei — was das für eine allerliebste Sprache führte! und wie freundlich sie mich gleich zu den Puppen mit hinaufgenommen hatte! — Freilich, und sie hatte es ja auch selbst gesagt, daß sie es so heimlich vor ihrem Vater gethan, das war nicht völlig in der Ordnung. Unlieb — zu meiner Schande muß ich's gestehen — war diese Heimlichkeit mir grade nicht; im Gegentheil, die Sache bekam für mich dadurch noch einen würzigen Beigeschmack, und es muß ein recht selbstgefälliges Lächeln auf meinem Gesicht gestanden haben, als ich durch die Lin-

den- und Kastanienbäume des Gartens wieder nach dem Bürgersteig hinabschlenderte.

„Allein zwischen solchen schmeichelnden Gedanken hörte ich von Zeit zu Zeit vor meinem inneren Ohre immer jenen leisen Krach im Körper der Puppe; was ich auch vernahm, den ganzen Tag über konnte ich diesen, jetzt aus meiner eigenen Seele heraufstönenden unbequemen Laut nicht zum Schweigen bringen.

* * *

„Es hatte sieben Uhr geschlagen; im Schützenhofe war heute, am Sonntagabend, Alles besetzt; ich stand diesmal hinten, fünf Schuh hoch über dem Fußboden, auf dem Doppeltschillingplatze. Die Talglichter brannten in den Blechlampetten, der Stadtmusikus und seine Gesellen fiedelten; der Vorhang rollte in die Höhe.

„Ein hochgewölbtes gothisches Zimmer zeigte sich. Vor einem aufgeschlagenen Folianten saß im langen schwarzen Talare der Doctor Faust und klagte bitter, daß ihm all seine Gelehrsamkeit so wenig einbringe; keinen heilen Rock habe er mehr am Leibe, und vor Schulden wisse er sich nicht zu lassen; so wolle er denn jetzo mit der Hölle sich verbinden. — ‚Wer ruft nach mir?‘ ertönte zu seiner Linken eine furchtbare Stimme von der Wölbung des Gemaches herab. — ‚Faust, Faust, folge nicht!‘ kam eine andere feine Stimme von der Rechten. — Aber Faust verschwor sich den höllischen Gewalten. — ‚Weh, weh deiner armen Seele!‘ Wie ein seufzender Windeshauch klang es von der Stimme des Engels; von der Linken schallte eine gellende Lache durchs Gemach. — — Da klopfte es an die Thür. ‚Verzeihung, Eure Magnificenz!‘ Fausts Famulus Wagner war eingetreten. Er bat, ihm für die grobe Hausarbeit die Annahme eines Gehülfen zu gestatten, damit er sich besser aufs Studiren legen könne. ‚Es hat sich,‘ sagte er, ‚ein junger

Mann bei mir gemeldet, welcher Kasperl heißt und gar fürtreffliche Qualitäten zu besitzen scheint.' — Faust nickte gnädig mit dem Kopfe und sagte: ‚Sehr wohl, lieber Wagner, diese Bitte sei Euch gewährt.' Dann gingen beide mit einander fort. — —

„‚Pardauz!' rief es; und da war er. Mit einem Satze kam er auf die Bühne gesprungen, daß ihm das Felleisen auf dem Buckel hüpfte.

— — „‚Gott sei gelobt!' dachte ich; ‚er ist noch ganz gesund; er springt noch ebenso wie vorigen Sonntag in der Burg der schönen Genovefa!' Und seltsam, so sehr ich ihn am Vormittage in meinen Gedanken nur für eine schmähliche Holzpuppe erklärt hatte, mit seinem ersten Worte war der ganze Zauber wieder da.

„Emsig spazierte er im Zimmer auf und ab. ‚Wenn mich jetzt mein Vater-Papa sehen thät,' rief er, ‚der würd sich was Rechts freuen! Immer pflegt' er zu sagen: Kasperl, mach, daß du dein Sach in Schwung bringst! — O jetzund hab ich's in Schwung; denn ich kann mein Sach haushoch werfen!' — Damit machte er Miene, sein Felleisen in die Höhe zu schleudern; und es flog auch wirklich, da es am Draht gezogen wurde, bis an die Deckenwölbung hinauf; aber — Kasperles Arme waren an seinem Leibe kleben geblieben; es ruckte und ruckte, aber sie kamen um keine Hand breit in die Höhe.

„Kasperl sprach und that nichts weiter. — Hinter der Bühne entstand eine Unruhe, man hörte leise aber heftig sprechen, der Fortgang des Stückes war augenscheinlich unterbrochen.

„Mir stand das Herz still; da hatten wir die Bescherung! Ich wäre gern fortgelaufen, aber ich schämte mich. Und wenn gar dem Lisei meinetwegen etwas geschähe!

„Da begann Kasperl auf der Bühne plötzlich ein klägliches Geheule, wobei ihm Kopf und Arme schlaff herunter-

hingen, und der Famulus Wagner erschien wieder und fragte ihn, warum er denn so lamentire.

„‚Ach, mei Zahnerl, mei Zahnerl!‘ schrie Kasperl.

„‚Guter Freund,‘ sagte Wagner, ‚so laß Er sich einmal in das Maul sehen!‘ — Als er ihn hierauf bei der großen Nase packte und ihm zwischen die Kinnladen hineinschaute, trat auch der Doctor Faust wieder in das Zimmer. — ‚Verzeihen Eure Magnificenz,‘ sagte Wagner, ‚ich werde diesen jungen Mann in meinem Dienst nicht gebrauchen können; er muß sofort in das Lazareth geschafft werden!‘

„‚Is das a Wirthshaus?‘ fragte Kasperle.

„‚Nein, guter Freund,‘ erwiderte Wagner, ‚das ist ein Schlachthaus. Man wird ihm dort einen Weisheitszahn aus der Haut schneiden, und dann wird er seiner Schmerzen ledig sein.‘

„‚Ach, du liebs Herrgottl,‘ jammerte Kasperl, ‚muß mi arms Viecherl so ein Unglück treffen! Ein Weisheitszahnerl, sagt Ihr, Herr Famulus? Das hat noch Keiner in der Famili gehabt! Da geht's wohl auch mit meiner Kasperlschaft zu End?‘

„‚Allerdings, mein Freund,‘ sagte Wagner; ‚eines Dieners mit Weisheitszähnen bin ich baß entrathen; die Dinger sind nur für uns gelehrte Leute. Aber er hat ja noch einen Brudersohn, der sich auch bei mir zum Dienst gemeldet hat. Vielleicht,‘ und er wandte sich gegen den Doctor Faust, ‚erlauben Eure Magnificenz!‘

„Der Doctor Faust machte eine würdige Drehung mit dem Kopfe.

„‚Thut, was Euch beliebt, mein lieber Wagner,‘ sagte er; ‚aber stört mich nicht weiter mit Euren Lappalien in meinem Studium der Magie!‘

— — „‚Heere, mei Gutester,‘ sagte ein Schneidergesell, der vor mir auf der Brüstung lehnte, zu seinem Nachbar, ‚das geheert ja nicht zum Stück; ich kenn's, ich hab es vor

ä Weilchen erst in Seifersdorf gesehn.‘ — Der Andere aber sagte nur: „Halt's Maul, Leipziger!‘ und gab ihm einen Rippenstoß.

— — „Auf der Bühne war indessen Kasperle, der zweite, aufgetreten. Er hatte eine unverkennbare Ähnlichkeit mit seinem kranken Onkel, auch sprach er ganz genau wie dieser; nur fehlte ihm der bewegliche Daumen, und in seiner großen Nase schien er kein Gelenk zu haben.

„Mir war ein Stein vom Herzen gefallen, als das Stück nun ruhig weiter spielte, und bald hatte ich Alles um mich her vergessen. Der teuflische Mephistopheles erschien in seinem feuerfarbenen Mantel, das Hörnchen vor der Stirn, und Faust unterzeichnete mit seinem Blute den höllischen Vertrag:

„‚Vierundzwanzig Jahre sollst du mir dienen; dann will ich dein sein mit Leib und Seele.‘

„Hierauf fuhren beide in des Teufels Zaubermantel durch die Luft davon. Für Kasperle kam eine ungeheure Kröte mit Fledermausflügeln aus der Luft herab. ‚Auf dem höllischen Sperling soll ich nach Parma reiten?‘ rief er, und als das Ding wackelnd mit dem Kopfe nickte, stieg er auf und flog den Beiden nach.

— — „Ich hatte mich ganz hinten an die Wand gestellt, wo ich besser über alle die Köpfe vor mir hinwegsehen konnte. Und jetzt rollte der Vorhang zum letzten Aufzug in die Höhe.

„Endlich ist die Frist verstrichen. Faust und Kasper sind beide wieder in ihrer Vaterstadt. Kasper ist Nachtwächter geworden; er geht durch die dunklen Straßen und ruft die Stunden ab:

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Meine Frau hat mich geschlagen;
Hüt't euch vor dem Weiberrock!
Zwölf ist der Klock! Zwölf ist der Klock!

„Von fern hört man eine Glocke Mitternacht schlagen. Da wankt Faust auf die Bühne; er versucht zu beten, aber nur Heulen und Zähneklappern tönt aus seinem Halse. Von oben ruft eine Donnerstimme:

‚Fauste, Fauste, in æternum damnatus es!‘

„Eben fuhren in Feuerregen drei schwarzhaarige Teufel herab, um sich des Armen zu bemächtigen, da fühlte ich eins der Bretter zu meinen Füßen sich verschieben. Als ich mich bückte, um es zurecht zu bringen, glaubte ich aus dem dunklen Raume unter mir ein Geräusch zu hören; ich horchte näher hin; es klang wie das Schluchzen einer Kinderstimme. — ‚Lisei!‘ dachte ich; ‚wenn es Lisei wäre!‘ Wie ein Stein fiel meine ganze Unthat mir wieder aufs Gewissen; was kümmerte mich jetzt der Doctor Faust und seine Höllenfahrt!

„Unter heftigem Herzklopfen drängte ich mich durch die Zuschauer und ließ mich seitwärts an dem Brettergerüst herabgleiten. Rasch schlüpfte ich in den darunter befindlichen Raum, in welchem ich an der Wand entlang ganz aufrecht gehen konnte; aber es war fast dunkel, so daß ich mich an den überall untergestellten Latten und Balken stieß. ‚Lisei!‘ rief ich. Das Schluchzen, das ich eben noch gehört hatte, wurde plötzlich still; aber dort in dem tiefsten Winkel sah ich etwas sich bewegen. Ich tastete mich weiter bis an das Ende des Raumes, und — da saß sie, zusammengekauert, das Köpfchen in den Schoß gedrückt.

„Ich zupfte sie am Kleide. ‚Lisei!‘ sagte ich leise, ‚bist du es? Was machst du hier?‘

„Sie antwortete nicht, sondern begann wieder vor sich hin zu schluchzen.

„‚Lisei!‘ fragte ich wieder; ‚was fehlt dir? So sprich doch nur ein einziges Wort!‘

„Sie hob den Kopf ein wenig. ‚Was soll i da red'n!‘

sagte sie; ‚du weißt's ja von selber, daß du den Wurstl hast verdreht.‘

„‚Ja, Lisei!‘ antwortete ich kleinlaut; ‚ich glaub es selber, daß ich das gethan habe.‘

— „‚Ja, du! — Und i hab dir's doch g'sagt!‘

„‚Lisei, was soll ich thun?‘

— „‚Nu, halt nix!‘

„‚Aber was soll denn daraus werden?‘

— „‚Nu, halt aa nix!‘ Sie begann wieder laut zu weinen. ‚Aber i, — wenn i z' Haus komm — da krieg i die Peitsch'n!‘

„‚Du die Peitsche, Lisei!‘ — Ich fühlte mich ganz vernichtet. ‚Aber ist dein Vater denn so strenge?‘

„‚Ach, mei guts Vaterl!‘ schluchzte Lisei.

„Also die Mutter! O, wie ich, außer mir selber, diese Frau haßte, die immer mit ihrem Holzgesichte an der Casse saß!

„Von der Bühne hörte ich Kasperl, den zweiten, rufen: ‚Das Stück ist aus! Komm, Gret'l, laß uns Kehraus tanzen!‘ Und in demselben Augenblicke begann auch über unseren Köpfen das Scharren und Trappeln mit den Füßen, und bald polterte Alles von den Bänken herunter und drängte sich dem Ausgange zu; zuletzt kam der Stadtmusikus mit seinen Gesellen, wie ich aus den Tönen des Brummbasses hörte, mit dem sie beim Fortgehen an den Wänden anstießen. Dann allmählich wurde es still, nur hinten auf der Bühne hörte man noch die Tendlerschen Eheleute mit einander reden und wirthschaften. Nach einer Weile kamen auch sie in den Zuschauerraum; sie schienen erst an den Musikantenpulten, dann an den Wänden die Lichter auszuputzen; denn es wurde allmählich immer finsterer.

„‚Wenn i nur wüßt, wo die Lisei abblieben ist!‘ hörte ich Herrn Tendler zu seiner an der gegenüberliegenden Wand beschäftigten Frau hinüberrufen.

„‚Wo sollt sie sein!‘ rief diese wieder; ‚’s ist ’n störrig Ding; ins Quartier wird sie gelaufen sein!‘

„‚Frau,‘ antwortete der Mann, ‚du bist auch zu wüst mit dem Kind gewesen; sie hat doch halt so a weichs Gemüth!‘

„‚Ei was,‘ rief die Frau; ‚ihr Straf muß sie hab’n; sie weiß recht gut, daß die schöne Marionett noch von mei’m Vater selig ist! Du wirst sie nit wieder curiren, und der zweit Kasper ist doch halt nur ein Nothknecht!‘

„Die lauten Wechselreden hallten in dem leeren Saale wieder. Ich hatte mich neben Lisei hingekauert; wir hatten uns bei den Händen gefaßt und saßen mäuschenstille.

„‚G’schieht mir aber schon recht,‘ begann wieder die Frau, die eben grade über unseren Köpfen stand, ‚warum hab ich’s gelitten, daß du das gotteslästerlich Stück heute wieder aufgeführt hast! Mein Vater selig hat’s nimmer wollen in seinen letzten Jahren!‘

„‚Nu, nu, Resel!‘ rief Herr Tendler von der anderen Wand; ‚dein Vater war ein b’sondrer Mann. Das Stück giebt doch allfort eine gute Cassa; und ich mein, es ist doch auch a Lehr und Beispiel für die vielen Gottlosen in der Welt!‘

„‚Ist aber bei uns zum letzten Mal heut geb’n. Und nu red mir nit mehr davon!‘ erwiderte die Frau.

„Herr Tendler schwieg. — Es schien jetzt nur noch ein Licht zu brennen, und die beiden Eheleute näherten sich dem Ausgange.

„‚Lisei!‘ flüsterte ich, ‚wir werden eingeschlossen.‘

„‚Laß!‘ sagte sie, ‚i kann nit; i geh nit furt!‘

„‚Dann bleib ich auch!‘

— „‚Aber dei Vater und Mutter!‘

„‚Ich bleib doch bei dir!‘

„Jetzt wurde die Thür des Saales zugeschlagen; — dann ging’s die Treppe hinab, und dann hörten wir, wie

draußen auf der Straße die große Hausthür abgeschlossen wurde.

„Da saßen wir denn. Wohl eine Viertelstunde saßen wir so, ohne auch nur ein Wort mit einander zu reden. Zum Glück fiel mir ein, daß sich noch zwei Heißewecken in meiner Tasche befanden, die ich für einen meiner Mutter abgebettelten Schilling auf dem Herwege gekauft und über all dem Schauen ganz vergessen hatte. Ich steckte Lisei den einen in ihre kleinen Hände; sie nahm ihn schweigend, als verstehe es sich von selbst, daß ich das Abendbrot besorge, und wir schmausten eine Weile. Dann war auch das zu Ende. — Ich stand auf und sagte: ‚Laß uns hinter die Bühne gehen; da wird's heller sein; ich glaub, der Mond scheint draußen!‘ Und Lisei ließ sich geduldig durch die kreuz und quer stehenden Latten von mir in den Saal hinausleiten.

„Als wir hinter der Verkleidung in den Bühnenraum geschlüpft waren, schien dort vom Garten her das helle Mondlicht in die Fenster.

„An dem Drahtseil, an dem am Vormittag nur die beiden Puppen gehangen hatten, sah ich jetzt alle, die vorhin im Stücke aufgetreten waren. Da hing der Doctor Faust mit seinem scharfen blassen Gesicht, der gehörnte Mephistopheles, die drei kleinen schwarzhaarigen Teufelchen, und dort neben der geflügelten Kröte waren auch die beider Kasperls. Ganz stille hingen sie da in der bleichen Mondscheinbeleuchtung; fast wie Verstorbene kamen sie mir vor. Der Hauptkasperl hatte zum Glück wieder seinen breiten Nasenschnabel auf der Brust liegen, sonst hätte ich geglaubt, daß seine Blicke mich verfolgen müßten.

„Nachdem Lisei und ich eine Weile, nicht wissend, was wir beginnen sollten, an dem Theatergerüste umhergestanden und geklettert waren, lehnten wir uns neben einander auf die Fensterbank. — Es war Unwetter geworden; am Him-

mel, gegen den Mond stieg eine Wolkenbank empor; drunten im Garten konnte man die Blätter zu Haufen von den Bäumen wehen sehen.

„‚Guck,‘ sagte Lisei nachdenklich, ‚wie's da aufi g'schwomma kimmt! Da kann mei alte gute Bas' nit mehr vom Himm'l abi schaun.‘

„‚Was für eine alte Bas', Lisei?‘ fragte ich.

— „‚Nu, wo i g'west bin, bis sie halt g'storb'n ist.‘

„Dann blickten wir wieder in die Nacht hinaus. — Als der Wind gegen das Haus und auf die kleinen undichten Fensterscheiben stieß, fing hinter mir an dem Drahtseil die stille Gesellschaft mit ihren hölzernen Gliedern an zu klappern. Ich drehte mich unwillkürlich um und sah nun, wie sie, vom Zugwind bewegt, mit den Köpfen wackelten und die steifen Arme und Beine durch einander regten. Als aber plötzlich der kranke Kasperl seinen Kopf zurückschlug und mich mit seinen weißen Augen anstierte, da dachte ich, es sei doch besser, ein wenig an die Seite zu gehen.

„Unweit vom Fenster, aber so, daß die Coulissen dort vor dem Anblick dieser schwebenden Tänzer schützen mußten, stand die große Kiste; sie war offen; ein paar wollene Decken, vermuthlich zum Verpacken der Puppen bestimmt, lagen nachlässig darüberhin geworfen.

„Als ich mich eben dorthin begeben hatte, hörte ich Lisei vom Fenster her so recht aus Herzensgrunde gähnen.

„‚Bist du müde, Lisei?‘ fragte ich.

„‚O nei,‘ erwiderte sie, indem sie ihre Ärmchen fest zusammenschränkte; ‚aber i frier halt!‘

„Und wirklich, es war kalt geworden in dem großen leeren Raume, auch mich fror. ‚Komm hierher!‘ sagte ich, ‚wir wollen uns in die Decken wickeln.‘

„Gleich darauf stand Lisei bei mir und ließ sich geduldig von mir in die eine Decke wickeln; sie sah aus wie eine Schmetterlingspuppe, nur daß oben noch das allerliebste Ge-

sichtchen herausguckte. ‚Weißt,‘ sagte sie und sah mich mit zwei großen müden Augen an, ‚i steig ins Kist'l, da hält's warm!‘

„Das leuchtete auch mir ein; im Verhältniß zu der wüsten Umgebung winkte hier sogar ein traulicher Raum, fast wie ein dichtes Stübchen. Und bald saßen wir armen thörichten Kinder wohlverpackt und dicht an einander geschmiegt in der hohen Kiste. Mit Rücken und Füßen hatten wir uns gegen die Seitenwände gestemmt; in der Ferne hörten wir die schwere Saalthür in den Falzen klappen; wir aber saßen ganz sicher und behaglich.

„‚Friert dich noch, Lisei?‘ fragte ich.

„‚Ka bisserl!‘

„Sie hatte ihr Köpfchen auf meine Schulter sinken lassen; ihre Augen waren schon geschlossen. ‚Was wird mei guts Vaterl — — —‘ lallte sie noch; dann hörte ich an ihren gleichmäßigen Athemzügen, daß sie eingeschlafen war.

„Ich konnte von meinem Platze aus durch die oberen Scheiben des einen Fensters sehen. Der Mond war aus seiner Wolkenhülle wieder hervorgeschwommen, in der er eine Zeit lang verborgen gewesen war; die alte Baf' konnte jetzt wieder vom Himmel herunterschauen, und ich denke wohl, sie hat's recht gern gethan. Ein Streifen Mondlicht fiel auf das Gesichtchen, das nahe an dem meinen ruhte; die schwarzen Augenwimpern lagen wie seidene Fransen auf den Wangen, der kleine rothe Mund athmete leise, nur mitunter zuckte noch ein kurzes Schluchzen aus der Brust herauf; aber auch das verschwand; die alte Baf' schaute gar so mild vom Himmel. — Ich wagte mich nicht zu rühren. ‚Wie schön müßte es sein,‘ dachte ich, ‚wenn das Lisei deine Schwester wäre, wenn sie dann immer bei dir bleiben könnte!‘ Denn ich hatte keine Geschwister, und wenn ich auch nach Brüdern kein Verlangen trug, so hatte ich mir doch oft das Leben mit einer Schwester in meinen Gedanken ausgemalt,

und konnte es nie begreifen, wenn meine Kameraden mit denen, die sie wirklich besaßen, in Zank und Schlägerei geriethen.

„Ich muß über solchen Gedanken doch wohl eingeschlafen sein; denn ich weiß noch, wie mir allerlei wildes Zeug geträumt hat. Mir war, als säße ich mitten in dem Zuschauerraum; die Lichter an den Wänden brannten, aber Niemand außer mir saß auf den leeren Bänken. Über meinem Kopfe, unter der Balkendecke des Saales, ritt Kasperl auf dem höllischen Sperling in der Luft herum und rief einmal übers andere: ‚Schlimms Brüderl! Schlimms Brüderl!‘ oder auch mit kläglicher Stimme: ‚Mein Arm! Mein Arm!‘

„Da wurde ich von einem Lachen aufgeweckt, das über meinem Kopfe erschallte; vielleicht auch von dem Lichtschein, der mir plötzlich in die Augen fiel. ‚Nun seh mir einer dieses Vogelnest!‘ hörte ich die Stimme meines Vaters sagen, und dann etwas barscher: ‚Steig heraus, Junge!‘

„Das war der Ton, der mich stets mechanisch in die Höhe trieb. Ich riß die Augen auf und sah meinen Vater und das Tendlersche Ehepaar an unserer Kiste stehen; Herr Tendler trug eine brennende Laterne in der Hand. Meine Anstrengung, mich zu erheben, wurde indessen durch Lisei vereitelt, die, noch immer fortschlafend, mit ihrer ganzen kleinen Last mir auf die Brust gesunken war. Als sich aber jetzt zwei knochige Arme ausstreckten, um sie aus der Kiste herauszuheben, und ich das Holzgesicht der Frau Tendler sich auf uns niederbeugen sah, da schlug ich die Arme so ungestüm um meine kleine Freundin, daß ich dabei der guten Frau fast ihren alten italienischen Strohhut vom Kopfe gerissen hätte.

„‚Nu, nu, Bub!‘ rief sie und trat einen Schritt zurück; ich aber, aus unserer Kiste heraus, erzählte mit geflügelten Worten, und ohne mich dabei zu schonen, was am Vormittag geschehen war.

„‚Also, Madame Tendler,‘ sagte mein Vater, als ich mit meinem Bericht zu Ende war, und machte zugleich eine sehr verständliche Handbewegung, ‚da könnten Sie es mir ja wohl überlassen, dieses Geschäft allein mit meinem Jungen abzumachen.‘

„‚Ach ja, ach ja!‘ rief ich eifrig, als wenn mir soeben der angenehmste Zeitvertreib verheißen wäre.

„Lisei war indessen auch erwacht und von ihrem Vater auf den Arm genommen worden. Ich sah, wie sie die Arme um seinen Hals schlang und ihm bald eifrig ins Ohr flüsterte, bald ihm zärtlich in die Augen sah oder wie betheuernd mit dem Köpfchen nickte. Gleich darauf ergriff auch der Puppenspieler die Hand meines Vaters. ‚Lieber Herr,‘ sagte er, ‚die Kinder bitten für einander. Mutter, du bist ja auch nit gar so schlimm! Lassen wir es diesmal halt dabei!‘

„Madame Tendler sah indeß noch immer unbeweglich aus ihrem großen Strohhute. ‚Du magst selb schauen, wie du ohne den Kasperl fertig wirst!‘ sagte sie mit einem strengen Blick auf ihren Mann.

„In dem Antlitz meines Vaters sah ich ein gewisses lustiges Augenzwinkern, das mir Hoffnung machte, es werde das Unwetter diesmal so an mir vorüberziehen; und als er jetzt sogar versprach, am anderen Tage seine Kunst zur Herstellung des Invaliden aufzubieten, und dabei Madame Tendlers italienischer Strohhut in die holdseligste Bewegung gerieth, da war ich sicher, daß wir beiderseits im Trocknen waren.

„Bald marschirten wir unten durch die dunklen Gassen, Herr Tendler mit der Laterne voran, wir Kinder Hand in Hand den Alten nach. — Dann: ‚Gut Nacht, Paul! Ach, will i schlaf'n!‘ Und weg war das Lisei; ich hatte gar nicht gemerkt, daß wir schon bei unseren Wohnungen angekommen waren.

* *
*

„Am anderen Vormittage, als ich aus der Schule gekommen war, traf ich Herrn Tendler mit seinem Töchterchen schon in unserer Werkstatt. ‚Nun, Herr College,‘ sagte mein Vater, der eben das Innere der Puppe untersuchte, ‚das sollte denn doch schlimm zugehen, wenn wir zwei Mechanici den Burschen hier nicht wieder auf die Beine brächten!‘

„‚Gel, Vater,‘ rief das Lisei, ‚da werd aa die Mutter nit mehr brumm'n.‘

„Herr Tendler strich zärtlich über das schwarze Haar des Kindes; dann wendete er sich zu meinem Vater, der ihm die Art der beabsichtigten Reparatur aus einander setzte. ‚Ach, lieber Herr,‘ sagte er, ‚ich bin kein Mechanikus, den Titel hab ich nur so mit den Puppen überkommen; ich bin eigentlich meines Zeichens ein Holzschnitzer aus Berchtesgaden. Aber mein Schwiegervater selig — Sie haben gewiß von ihm gehört — das war halt einer, und mein Reserl hat noch allweg ihr kleins Gaudi, daß sie die Tochter vom berühmten Puppenspieler Geißelbrecht ist. Der hat auch die Mechanik in dem Kasperl da g'macht; ich hab ihm derzeit nurs G'sichtl ausgeschnitten.‘

„‚Ei nun, Herr Tendler,‘ erwiderte mein Vater, ‚das ist ja auch schon eine Kunst. Und dann — sagt mir nur, wie war's denn möglich, daß Ihr Euch gleich zu helfen wußtet, als die Schandthat meines Jungen da so mitten in dem Stück zum Vorschein kam?‘

„Das Gespräch begann mir etwas unbehaglich zu werden; in Herrn Tendlers gutmüthigem Angesichte aber leuchtete plötzlich die ganze Schelmerei des Puppenspielers. ‚Ja, lieber Herr,‘ sagte er, ‚da hat man halt für solche Fäll sein Gspaßerl in der Taschen! Auch ist da noch so ein Brudersöhnerl, ein Wurstl Nummer zwei, der grad 'ne solche Stimm hat wie dieser da!‘

„Ich hatte indessen die Lisei am Kleid gezupft und war glücklich mit ihr nach unserem Garten entkommen. Hier

unter der Linde saßen wir, die auch über uns beide jetzt ihr grünes Dach ausbreitet; nur blühten damals nicht mehr die rothen Nelken auf den Beeten dort; aber ich weiß noch wohl, es war ein sonniger Septembernachmittag. Meine Mutter kam aus ihrer Küche und begann ein Gespräch mit dem Puppenspielerkinde; sie hatte denn doch auch so ihre kleine Neugierde.

„Wie es denn heiße, fragte sie, und ob es denn schon immer so von Stadt zu Stadt gefahren sei? — — Ja, Lisei heiße es — ich hatte das meiner Mutter auch schon oft genug gesagt — aber dies sei seine erste Reis'; drum könne es auch das Hochdeutsch noch nit so völlig firti krieg'n. — — Ob es denn auch zur Schule gegangen sei? — — Freili; es sei scho zur Schul gang'n; aber das Nähen und Stricken habe es von seiner alten Bas' gelernt; die habe auch so a Gärtl g'habt, da drin hätten sie zusammen auf dem Bänkerl gesessen; nun lerne es bei der Mutter, aber die sei gar streng!

„Meine Mutter nickte beifällig. — Wie lange ihre Eltern denn wohl hier verweilen würden? fragte sie das Lisei wieder. — — Ja, das wüßt es nit, das käme auf die Mutter an; doch pflegten sie so ein vier Wochen am Ort zu bleiben. — — Ja, ob's denn auch ein warmes Mäntelchen für die Weiterreise habe? denn so im October würde es schon kalt auf dem offenen Wägelchen. — — Nun, meinte Lisei, ein Mäntelchen habe sie schon, aber ein dünnes sei es nur; es hab sie auch schon darin gefroren auf der Herreis'.

„Und jetzt befand sich meine gute Mutter auf dem Fleck, wonach ich sie schon lange hatte zusteuern sehen. ‚Hör, kleine Lisei,' sagte sie, ‚ich habe einen braven Mantel in meinem Schranke hängen, noch von den Zeiten her, da ich ein schlankes Mädchen war; ich bin aber jetzt herausgewachsen und habe keine Tochter, für die ich ihn noch zurechtschneidern könnte. Komm nur morgen wieder, Lisei, da steckt ein warmes Mäntelchen für dich darin.'

„Lisei wurde roth vor Freude und hatte im Umsehen meiner Mutter die Hand geküßt, worüber diese ganz verlegen wurde; denn du weißt, hier zu Lande verstehen wir uns schlecht auf solche Narretheien! — Zum Glück kamen jetzt die beiden Männer aus der Werkstatt. ‚Für diesmal gerettet,‘ rief mein Vater; ‚aber — —!‘ Der warnend gegen mich geschüttelte Finger war das Ende meiner Buße.

„Fröhlich lief ich ins Haus und holte auf Geheiß meiner Mutter deren großes Umschlagetuch; denn um den kaum Genesenen vor dem zwar wohlgemeinten, aber immerhin unbequemen Zujauchzen der Gassenjugend zu bewahren, das ihn auf seinem Herwege begleitet hatte, wurde der Kasperl jetzt sorgsam eingehüllt; dann nahm Lisei ihn auf den Arm, Herr Tendler das Lisei an der Hand, und so, unter Dankesversicherungen, zogen sie vergnügt die Straße nach dem Schützenhof hinab.

* * *

„Und nun begann eine Zeit des schönsten Kinderglückes. — Nicht nur am anderen Vormittage, sondern auch an den folgenden Tagen kam das Lisei; denn sie hatte nicht abgelassen, bis ihr gestattet worden, auch selbst an ihrem neuen Mäntelchen zu nähen. Zwar war's wohl mehr nur eine Scheinarbeit, die meine Mutter in ihre kleinen Hände legte; aber sie meinte doch, das Kind müßte recht ordentlich angehalten sein. Ein paar Mal setzte ich mich daneben und las aus einem Bande von Weißes Kinderfreunde vor, den mein Vater einmal auf einer Auction für mich gekauft hatte, zum Entzücken Liseis, der solche Unterhaltungsbücher noch unbekannt waren. ‚Das is g'schickt!‘ oder ‚Ei du, was geit's für Sachan auf der Welt!‘ Dergleichen Worte rief sie oft dazwischen und legte die Hände mit ihrer Näharbeit in den Schoß. Mitunter sah sie mich auch von unten mit ganz

klugen Augen an und sagte: ‚Ja, wenn's Geschichtl nur nit derlog'n is!' — Mir ist's, als hörte ich es noch heute."

— — Der Erzähler schwieg, und in seinem schönen männlichen Antlitz sah ich einen Ausdruck stillen Glückes, als sei das Alles, was er mir erzählte, zwar vergangen, aber keineswegs verloren. Nach einer Weile begann er wieder.

„Meine Schularbeiten machte ich niemals besser als in jener Zeit, denn ich fühlte wohl, daß das Auge meines Vaters mich strenger als je überwachte und daß ich mir den Verkehr mit den Puppenspielerleuten nur um den Preis eines strengen Fleißes erhalten könne. ‚Es sind reputirliche Leute, die Tendlers,' hörte ich einmal meinen Vater sagen; ‚der Schneiderwirth drüben hat ihnen auch heute ein ordentliches Stübchen eingeräumt; sie zahlen jeden Morgen ihre Zeche; nur, meinte der Alte, sei es leider blitzwenig, was sie draufgehen ließen. — Und das,' setzte mein Vater hinzu, ‚gefällt mir besser als dem Herbergsvater; sie mögen an den Nothpfennig denken, was sonst nicht die Art solcher Leute ist.' — — Wie gern hörte ich meine Freunde loben! Denn das waren sie jetzt Alle; sogar Madame Tendler nickte ganz vertraulich aus ihrem Strohhute, wenn ich — keiner Einlaßkarte mehr bedürftig — Abends an ihrer Casse vorbei in den Saal schlüpfte. — Und wie rannte ich jetzt Vormittags aus der Schule! Ich wußte wohl, zu Hause traf ich das Lisei entweder bei meiner Mutter in der Küche, wo sie allerlei kleine Dienste für sie zu verrichten wußte, oder es saß auf der Bank im Garten, mit einem Buche oder mit einer Näharbeit in der Hand. Und bald wußte ich sie auch in meinem Dienste zu beschäftigen; denn nachdem ich mich genügend in den inneren Zusammenhang der Sache eingeweiht glaubte, beabsichtigte ich nichts Geringeres, als nun auch meinerseits ein Marionettentheater einzurichten. Vorläufig begann ich mit dem Ausschnitzen der Puppen, wobei Herr

Tendler, nicht ohne eine gutmüthige Schelmerei in seinen kleinen Augen, mir in der Wahl des Holzes und der Schnitzmesser mit Rath und Hülfe zur Hand ging; und bald ragte auch in der That eine mächtige Kasperlenase aus dem Holzblöckchen in die Welt. Da aber andererseits der Nankinganzug des ‚Wurstl' mir zu wenig interessant erschien, so mußte indessen das Lisei aus ‚Fetzeln', die wiederum der alte Gabriel hatte hergeben müssen, gold- und silberbesetzte Mäntel und Wämmser für Gott weiß welche andere künftige Puppen anfertigen. Mitunter trat auch der alte Heinrich mit seiner kurzen Pfeife aus der Werkstatt zu uns, ein Geselle meines Vaters, der, so lang ich denken konnte, zur Familie gehörte; er nahm mir dann wohl das Messer aus der Hand und gab durch ein paar Schnitte dem Dinge hie und da den rechten Schick. Aber schon wollte meiner Phantasie selbst der Tendlersche Haupt- und Principalkasperl nicht mehr genügen; ich wollte noch ganz etwas Anderes leisten; für den meinigen ersann ich noch drei weitere, nie dagewesene und höchst wirkungsvolle Gelenke, er sollte seitwärts mit dem Kinne wackeln, die Ohren hin- und herbewegen und die Unterlippe auf- und abklappen können; und er wäre auch jedenfalls ein ganz unerhörter Prachtkerl geworden, wenn er nur nicht schließlich über all seinen Gelenken schon in der Geburt zu Grunde gegangen wäre. Auch sollte leider weder der Pfalzgraf Siegfried noch irgend ein anderer Held des Puppenspiels durch meine Hand zu einer fröhlichen Auferstehung gelangen. — Besser glückte es mir mit dem Bau einer unterirdischen Höhle, in der ich an kalten Tagen mit Lisei auf einem Bänkchen zusammensaß und ihr bei dem spärlichen Lichte, das durch eine oben angebrachte Fensterscheibe fiel, die Geschichten aus dem Weißeschen Kinderfreunde vorlas, die sie immer von Neuem hören konnte. Meine Kameraden neckten mich wohl und schalten mich einen Mädchenknecht, weil ich, statt wie sonst mit ihnen, jetzt mit

der Puppenspielertochter meine Zeit zubrachte. Mich kümmerte das wenig; wußte ich doch, es redete nur der Neid aus ihnen, und wo es mir zu arg wurde, da brauchte ich denn auch einmal ganz wacker meine Fäuste.

— — „Aber Alles im Leben ist nur für eine Spanne Zeit. Die Tendlers hatten ihre Stücke durchgespielt; die Puppenbühne auf dem Schützenhofe wurde abgebrochen; sie rüsteten sich zum Weiterziehen.

„Und so stand ich denn an einem stürmischen Octobernachmittage draußen vor unserer Stadt auf dem hohen Haiderücken, sah bald traurig auf den breiten Sandweg, der nach Osten in die kahle Gegend hinausläuft, bald sehnsüchtig nach der Stadt zurück, die in Dunst und Nebel in der Niederung lag. Und da kam es herangetrabt, das kleine Wägelchen mit den zwei hohen Kisten darauf und dem munteren braunen Pferde in der Gabeldeichsel. Herr Tendler saß jetzt vorn auf einem Brettchen, hinter ihm Lisei in dem neuen warmen Mäntelchen neben ihrer Mutter. — Ich hatte schon vor der Herberge von ihnen Abschied genommen; dann aber war ich vorausgelaufen, um sie Alle noch einmal zu sehen und um Lisei, wozu ich von meinem Vater die Erlaubniß erhalten hatte, den Band von Weißes Kinderfreunde als Angedenken mitzugeben; auch eine Düte mit Kuchen hatte ich um einige ersparte Sonntagssechslinge für sie eingehandelt. — ‚Halt! Halt!‘ rief ich jetzt und stürzte von meinem Haidehügel auf das Fuhrwerk zu. — Herr Tendler zog die Zügel an, der Braune stand, und ich reichte Lisei meine kleinen Geschenke in den Wagen, die sie neben sich auf den Stuhl legte. Als wir uns aber, ohne ein Wort zu sagen, an beiden Händen griffen, da brachen wir armen Kinder in ein lautes Weinen aus. Doch in demselben Augenblicke peitschte auch schon Herr Tendler auf sein Pferdchen. ‚Ade, mein Bub! Bleib brav und dank aa no schön dei'm Vaterl und dei'm Mutterl!‘

„‚Ade! Ade!‘ rief das Lisei; das Pferdchen zog an, das Glöckchen an seinem Halse bimmelte; ich fühlte die kleinen Hände aus den meinen gleiten, und fort fuhren sie, in die weite Welt hinaus.

„Ich war wieder am Rande des Weges emporgestiegen und blickte unverwandt dem Wägelchen nach, wie es durch den stäubenden Sand dahinzog. Immer schwächer hörte ich das Gebimmel des Glöckchens; einmal noch sah ich ein weißes Tüchelchen um die Kisten flattern; dann allmählich verlor es sich mehr in den grauen Herbstnebeln. — Da fiel es plötzlich wie eine Todesangst mir auf das Herz: du siehst sie nimmer, nimmer wieder! — — ‚Lisei!‘ schrie ich, ‚Lisei!‘ — Als aber dessen ungeachtet, vielleicht wegen einer Biegung der Landstraße, der nur noch im Nebel schwimmende Punkt jetzt völlig meinen Augen entschwand, da rannte ich wie unsinnig auf dem Wege hinterdrein. Der Sturm riß mir die Mütze vom Kopfe, meine Stiefel füllten sich mit Sand; aber so weit ich laufen mochte, ich sah nichts Anderes als die öde baumlose Gegend und den kalten grauen Himmel, der darüber stand. — Als ich endlich bei einbrechender Dunkelheit zu Hause wieder angelangt war, hatte ich ein Gefühl, als sei die ganze Stadt indessen ausgestorben. Es war eben der erste Abschied meines Lebens.

„Wenn in den nun folgenden Jahren der Herbst wiederkehrte, wenn die Krammetsvögel durch die Gärten unserer Stadt flogen und drüben vor der Schneiderherberge die ersten gelben Blätter von den Lindenbäumen wehten, dann saß ich wohl manches Mal auf unserer Bank und dachte, ob nicht endlich einmal das Wägelchen mit dem braunen Pferde wie damals wieder die Straße heraufgebimmelt kommen würde.

„Aber ich wartete umsonst; das Lisei kam nicht wieder.

* *
*

„Es war um zwölf Jahre später. — Ich hatte nach der Rechenmeisterschule, wie es damals manche Handwerkersöhne zu thun pflegten, auch noch die Quarta unserer Gelehrtenschule durchgemacht und war dann bei meinem Vater in die Lehre getreten. Auch diese Zeit, in der ich mich, außer meinem Handwerk, vielfach mit dem Lesen guter Bücher beschäftigte, war vorübergegangen. Jetzt, nach dreijähriger Wanderschaft, befand ich mich in einer mitteldeutschen Stadt. Es war streng katholisch dort, und in dem Punkte verstanden sie keinen Spaß; wenn man vor ihren Processionen, die mit Gesang und Heiligenbildern durch die Straßen zogen, nicht selbst den Hut abnahm, so wurde er einem auch wohl herunter geschlagen; sonst aber waren es gute Leute. — Die Frau Meisterin, bei der ich in Arbeit stand, war eine Wittwe, deren Sohn gleich mir in der Fremde arbeitete, um die nach den Zunftgesetzen vorgeschriebenen Wanderjahre bei der späteren Bewerbung um das Meisterrecht nachweisen zu können. Ich hatte es gut in diesem Hause; die Frau that mir, wovon sie wünschen mochte, daß es in der Ferne andere Leute an ihrem Kinde thun möchten, und bald war unter uns das Vertrauen so gewachsen, daß das Geschäft so gut wie ganz in meinen Händen lag. — Jetzt steht unser Joseph dort bei ihrem Sohn in Arbeit, und die Alte, so hat er oft geschrieben, hätschelt mit ihm, als wäre sie die leibhaftige Großmutter zu dem Jungen.

„Nun, damals saß ich eines Sonntagnachmittags mit meiner Frau Meisterin in der Wohnstube, deren Fenster der Thür des großen Gefangenhauses gegenüber lagen. Es war im Januar; das Thermometer stand zwanzig Grade unter Null; draußen auf der Gasse war kein Mensch zu sehen; mitunter kam der Wind pfeifend von den nahen Bergen herunter und jagte kleine Eisstücke klingend über das Straßenpflaster.

„‚Da behagt 'n warmes Stübchen und 'n heißes Schäl-

chen Kaffee,' sagte die Meisterin, indem sie mir die Tasse zum dritten Male vollschenkte.

„Ich war ans Fenster getreten. Meine Gedanken gingen in die Heimath; nicht zu lieben Menschen, die hatte ich dort nicht mehr, das Abschiednehmen hatte ich jetzt gründlich gelernt. Meiner Mutter war mir noch vergönnt gewesen selbst die Augen zuzudrücken; vor einigen Wochen hatte ich nun auch den Vater verloren, und bei dem damals noch so langwierigen Reisen hatte ich ihn nicht einmal zu seiner Ruhestatt begleiten können. Aber die väterliche Werkstatt wartete auf den Sohn ihres heimgegangenen Meisters. Indeß, der alte Heinrich war noch da und konnte mit Genehmigung der Zunftmeister die Sache schon eine kurze Zeit lang aufrecht halten; und so hatte ich denn auch meiner guten Meisterin versprochen, noch ein paar Wochen bis zum Eintreffen ihres Sohnes bei ihr auszuhalten. Aber Ruhe hatte ich nicht mehr, das frische Grab meines Vaters duldete mich nicht länger in der Fremde.

„In diesen Gedanken unterbrach mich eine scharfe scheltende Stimme drüben von der Straße her. Als ich aufblickte, sah ich das schwindsüchtige Gesicht des Gefängnißinspectors sich aus der halb geöffneten Thür des Gefangenhauses hervorrecken; seine erhobene Faust drohte einem jungen Weibe, das, wie es schien, fast mit Gewalt in diese sonst gefürchteten Räume einzudringen strebte.

„‚Wird wohl was Liebes drinnen haben,' sagte die Meisterin, die von ihrem Lehnstuhle aus ebenfalls dem Vorgange zugesehen hatte; ‚aber der alte Sünder drüben hat kein Herz für die Menschheit.'

„‚Der Mann thut wohl nur seine Pflicht, Frau Meisterin,' sagte ich, noch immer in meinen eigenen Gedanken.

„‚Ich möcht nicht solche Pflicht zu thun haben,' erwiderte sie und lehnte sich fast zornig in ihren Stuhl zurück.

„Drüben war indeß die Thür des Gefangenhauses zuge-

schlagen, und das junge Weib, nur mit einem kurzen wehenden Mäntelchen um die Schultern und einem schwarzen Tüchelchen um den Kopf geknotet, ging langsam die übereiste Straße hinab. — Die Meisterin und ich waren schweigend auf unserem Platz geblieben; ich glaube — denn auch meine Theilnahme war jetzt erweckt —, es war uns beiden, als ob wir helfen müßten und nur nicht wüßten, wie.

„Als ich eben vom Fenster zurücktreten wollte, kam das Weib wieder die Straße herauf. Vor der Thür des Gefangenhauses blieb sie stehen und setzte zögernd einen Fuß auf den zur Schwelle führenden Treppenstein; dann aber wandte sie den Kopf zurück, und ich sah ein junges Antlitz dessen dunkle Augen mit dem Ausdruck rathlosester Verlassenheit über die leere Gasse streiften; sie schien doch nicht den Muth zu haben, noch einmal der drohenden Beamtenfaust entgegenzutreten. Langsam und immer wieder nach der geschlossenen Thür zurückblickend, setzte sie ihren Weg fort; man sah es deutlich, sie wußte selbst nicht, wohin. Als sie jetzt aber an der Ecke der Gefangenanstalt in das nach der Kirche hinaufführende Gäßchen einbog, riß ich unwillkürlich meine Mütze vom Thürhaken, um ihr nachzugehen.

„‚Ja, ja, Paulsen, das ist das Rechte!‘ sagte die gute Meisterin; ‚geht nur, ich werde derweil den Kaffee wieder heiß setzen!‘

„Es war grimmig kalt, als ich aus dem Hause trat; Alles schien wie ausgestorben; von dem Berge, der am Ende der Straße die Stadt überragt, sah fast drohend der schwarze Tannenwald herab; vor den Fensterscheiben der meisten Häuser saßen die weißen Eisgardinen; denn nicht Jeder hatte, wie meine Meisterin, die Gerechtigkeit von fünf Klaftern Holz auf seinem Hause. — Ich ging durch das Gäßchen nach dem Kirchenplatz; und dort vor dem großen hölzernen Crucifixe auf der gefrorenen Erde lag das junge

Weib, den Kopf gesenkt, die Hände in den Schoß gefaltet. Ich trat schweigend näher; als sie aber jetzt zu dem blutigen Antlitz des Gekreuzigten aufblickte, sagte ich: ‚Verzeiht mir, wenn ich Eure Andacht unterbreche; aber Ihr seid wohl fremd in dieser Stadt?‘

„Sie nickte nur, ohne ihre Stellung zu verändern.

„‚Ich möchte Euch helfen,‘ begann ich wieder; ‚sagt mir nur, wohin Ihr wollt!‘

„‚I weiß nit mehr, wohin,‘ sagte sie tonlos und ließ das Haupt wieder auf ihre Brust sinken.

„‚Aber in einer Stunde ist es Nacht; in diesem Todtenwetter könnt Ihr nicht länger auf der offenen Straße bleiben!‘

„‚Der liebi Gott wird helfen,‘ hörte ich sie leise sagen.

„‚Ja, ja,‘ rief ich, ‚und ich glaube fast, er hat mich selbst zu Euch geschickt!‘

„Es war, als habe der stärkere Klang meiner Stimme sie erweckt; denn sie erhob sich und trat zögernd auf mich zu; mit vorgestrecktem Halse näherte sie ihr Gesicht mehr und mehr dem meinen, und ihre Blicke drangen auf mich ein, als ob sie mich damit erfassen wollte. ‚Paul!‘ rief sie plötzlich, und wie ein Jubelruf flog das Wort aus ihrer Brust — ‚Paul! ja di schickt mir der liebi Gott!‘

„Wo hatte ich meine Augen gehabt! Da hatte ich es ja wieder, mein Kindsgespiel, das kleine Puppenspieler-Lisei! Freilich, eine schöne schlanke Jungfrau war es geworden, und auf dem sonst so lachenden Kindergesicht lag jetzt, nachdem der erste Freudenstrahl darüberhin geflogen, der Ausdruck eines tiefen Kummers.

„‚Wie kommst du so allein hierher, Lisei?‘ fragte ich. ‚Was ist geschehen? wo ist denn dein Vater?‘

„‚Im Gefängniß, Paul.‘

„‚Dein Vater, der gute Mann! — Aber komm mit mir; ich stehe hier bei einer braven Frau in Arbeit; sie kennt dich, ich habe ihr oft von dir erzählt.‘

„Und Hand in Hand, wie einst als Kinder, gingen wir nach dem Hause meiner guten Meisterin, die uns schon vom Fenster aus entgegensah. ‚Das Lisei ist's!' rief ich, als wir in die Stube traten, ‚denkt Euch, Frau Meisterin, das Lisei!'

„Die gute Frau schlug die Hände über ihre Brust zusammen. ‚Heilige Mutter Gottes, bitt für uns! das Lisei! — also so hat's ausgeschaut! — Aber,' fuhr sie fort, ‚wie kommst denn du mit dem alten Sünder da zusammen?' — und sie wies mit dem ausgestreckten Finger nach dem Gefangenhause drüben — ‚der Paulsen hat mir doch gesagt, daß du ehrlicher Leute Kind bist!'

„Gleich darauf aber zog sie das Mädchen weiter in die Stube hinein und drückte sie in ihren Lehnstuhl nieder, und als jetzt Lisei ihre Frage zu beantworten anfing, hielt sie ihr schon eine dampfende Tasse Kaffee an die Lippen.

„‚Nun trink einmal,' sagte sie, ‚und komm erst wieder zu dir; die Händchen sind dir ja ganz verklommen.'

„Und das Lisei mußte trinken, wobei ihr zwei helle Thränen in die Tasse rollten, und dann erst durfte sie erzählen.

„Sie sprach jetzt nicht, wie einst und wie vorhin in der Einsamkeit ihres Kummers, in dem Dialekt ihrer Heimath, nur ein leichter Anflug war ihr davon geblieben; denn waren ihre Eltern auch nicht mehr bis an unsere Küste hier hinabgekommen, so hatten sie sich doch meistens in dem mittleren Deutschland aufgehalten. Schon vor einigen Jahren war die Mutter gestorben. ‚Verlaß den Vater nicht!' das hatte sie der Tochter im letzten Augenblicke noch ins Ohr geflüstert, ‚sein Kindesherz ist zu gut für diese Welt.'

„Lisei brach bei dieser Erinnerung in heftiges Weinen aus; sie wollte nicht einmal von der aufs Neue vollgeschenkten Tasse trinken, mit der die Meisterin ihre Thränen zu stillen gedachte, und erst nach einer ziemlichen Weile konnte sie weiter berichten.

„Gleich nach dem Tode der Mutter war es ihre erste Arbeit gewesen, an deren Stelle sich die Frauenrollen in den Puppenspielen von ihrem Vater einlernen zu lassen. Dazwischen waren die Bestattungsfeierlichkeiten besorgt und die ersten Seelenmessen für die Todte gelesen; dann, das frische Grab hinter sich lassend, waren Vater und Tochter wiederum ins Land hineingefahren und hatten, wie vorhin, ihre Stücke abgespielt, den verlorenen Sohn, die heilige Genovefa und wie sie sonst noch heißen mochten.

„So waren sie gestern auf der Reise in ein großes Kirchdorf gekommen, wo sie ihre Mittagsrast gehalten hatten. Auf der harten Bank vor dem Tische, an welchem sie ihr bescheidenes Mahl verzehrten, war Vater Tendler ein halbes Stündchen in einen festen Schlaf gesunken, während Lisei draußen die Fütterung ihres Pferdes besorgt hatte. Kurz darauf, in wollene Decken wohlverpackt, waren sie aufs Neue in die grimmige Winterkälte hinausgefahren.

„‚Aber wir kamen nit weit,‘ erzählte Lisei; ‚gleich hinterm Dorf ist ein Landreiter auf uns zugeritten und hat gezetert und gemordiot. Aus dem Tischkasten sollt dem Wirth ein Beutel mit Geld gestohlen sein, und mein unschuldigs Vaterl war doch allein in der Stube dort gewesen! Ach, wir haben kei Heimath, kei Freund, kei Ehr; es kennt uns Niemand nit!‘

„‚Kind, Kind,‘ sagte die Meisterin, indem sie zu mir hinüberwinkte, ‚versündige dich auch nicht!‘

„Ich aber schwieg, denn Lisei hatte ja nicht Unrecht mit ihrer Klage. — Sie hatten in das Dorf zurückgemußt; das Fuhrwerk mit Allem, was darauf geladen, war vom Schulzen dort zurückgehalten worden; der alte Tendler aber hatte die Weisung erhalten, den Weg zur Stadt neben dem Pferde des Landreiters herzutraben. Lisei, von dem Letzteren mehrfach zurückgewiesen, war in einiger Entfernung hinterher gegangen, in der Zuversicht, daß sie wenigstens, bis der liebe

Gott die Sache aufkläre, das Gefängniß ihres Vaters werde theilen können. Aber — auf ihr ruhte kein Verdacht; mit Recht hatte der Inspector sie als eine Zudringliche von der Thür gejagt, die auf ein Unterkommen in seinem Hause nicht den geringsten Anspruch habe.

„Lisei wollte das zwar noch immer nicht begreifen; sie meinte, das sei ja härter als alle Strafe, die später doch gewiß den wirklichen Spitzbuben noch ereilen würde; aber, fügte sie gleich hinzu, sie wolle ihm auch so harte Straf nit wünschen, wenn nur die Unschuld von ihrem guten Vaterl an den Tag komme; ach, der wird's gewiß nit überleben!

„Ich besann mich plötzlich, daß ich sowohl dem alten Corporal da drüben als auch dem Herrn Criminalcommissarius eigentlich ein unentbehrlicher Mann sei; denn dem Einen hielt ich seine Spinnmaschinen in Ordnung, dem Anderen schärfte ich seine kostbaren Federmesser; durch den Einen konnte ich wenigstens Zutritt zu dem Gefangenen erhalten, bei dem Anderen konnte ich ein Leumundszeugniß für Herrn Tendler ablegen und ihn vielleicht zur Beschleunigung der Sache veranlassen. Ich bat Lisei, sich zu gedulden, und ging sofort in das Gefangenhaus hinüber.

„Der schwindsüchtige Inspector schalt auf die unverschämten Weiber, die immer zu ihren spitzbübischen Männern oder Vätern in die Zellen wollten. Ich aber verbat mir in Betreff meines alten Freundes solche Titel, so lange sie ihm nicht durch das Gericht ‚von Rechts wegen' beigelegt seien, was, wie ich sicher wisse, nie geschehen werde; und endlich, nach einigem Hin- und Widerreden, stiegen wir zusammen die breite Treppe nach dem Oberbau hinauf.

„In dem alten Gefangenhause war auch die Luft gefangen, und ein widerwärtiger Dunst schlug uns entgegen, als wir oben durch den langen Corridor schritten, von welchem aus zu beiden Seiten Thür an Thür in die einzelnen

Gefangenzellen führte. An einer derselben, fast zu Ende des Ganges, blieben wir stehen; der Inspector schüttelte sein großes Schlüsselbund, um den rechten herauszufinden; dann knarrte die Thür und wir traten ein.

„In der Mitte der Zelle, mit dem Rücken gegen uns, stand die Gestalt eines kleinen mageren Mannes, der nach dem Stückchen Himmel hinaufzublicken schien, das grau und trübselig durch ein oben in der Mauer angebrachtes Fenster auf ihn herabdämmerte. An seinem Haupte bemerkte ich sogleich die kleinen abstehenden Haarspieße; nur hatten sie, wie jetzt draußen die Natur, sich in die Farbe des Winters gekleidet. Bei unserem Eintritt wandte der kleine Mann sich um.

„‚Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Tendler?‘ fragte ich.

„Er sah flüchtig nach mir hin. ‚Nein, lieber Herr,‘ erwiderte er, ‚hab nicht die Ehre.‘

„Ich nannte ihm den Namen meiner Vaterstadt und sagte: ‚Ich bin der unnütze Junge, der Ihnen damals Ihren kunstreichen Kasperl verdrehte!‘

„‚O, schad't nichts, gar nichts!‘ erwiderte er verlegen und machte mir einen Diener; ‚ist lange schon vergessen.‘

„Er hatte offenbar nur halb auf mich gehört; denn seine Lippen bewegten sich, als spräche er zu sich selber von ganz anderen Dingen.

„Da erzählte ich ihm, wie ich vorhin sein Lisei aufgefunden habe, und jetzt erst sah er mich mit offenen Augen an. ‚Gott Dank! Gott Dank!‘ sagte er und faltete die Hände. ‚Ja, ja, das kleine Lisei und der kleine Paul, die spielten derzeit mit einander! — Der kleine Paul! Seid Ihr der kleine Paul! O, i glaub's Euch schon; das herzige G'sichtl von dem frischen Bub'n, das schaut da no heraus!‘ Er nickte mir so innig zu, daß die weißen Haarspießchen auf seinem Kopfe bebten. ‚Ja, ja, da drunten an

der See bei euch; wir sind nit wieder hinkommen; das war no gute Zeit dermal; da war aa noch mein Weib, die Tochter vom großen Geißelbrecht, dabei! »Joseph!« pflegte sie zu sagen, »wenn nur die Menschen aa so Dräht an ihre Köpf hätten, da könnt'st du aa mit ihne firti werd'n!« — Hätt sie nur heute noch gelebt, sie hätten mich nicht eingesperrt. Du lieber Gott; ich bin kein Dieb, Herr Paulsen.'

„Der Inspector, der draußen vor der angelehnten Thür im Gange auf- und abging, hatte schon ein paar Mal mit seinem Schlüsselbunde gerasselt. Ich suchte den alten Mann zu beruhigen und bat ihn, sich bei seinem ersten Verhör auf mich zu berufen, der ich hier bekannt und wohl geachtet sei.

„Als ich wieder zu meiner Meisterin in die Stube trat, rief diese mir entgegen: ‚Das ist ein trotzigs Mädel, Paulsen; da helft mir nur gleich ein wenig; ich hab ihr die Kammer zum Nachtquartier geboten; aber sie will fort, in die Bettelherberg oder Gott weiß wohin!'

„Ich fragte Lisei, ob sie ihre Pässe bei sich habe.

„‚Mein Gott, die hat der Schulz im Dorf uns abgenommen!'

„‚So wird kein Wirth dir seine Thür aufmachen,' sagte ich, ‚das weißt du selber wohl.'

„Sie wußte es freilich, und die Meisterin schüttelte ihr vergnügt die Hände. ‚Ich denk wohl,' sagte sie, ‚daß du dein eignes Köpfchen hast; der da hat mir's haarklein erzählt, wie ihr zusammen in der Kiste habt gesessen; aber so leicht wärst du doch nicht von mir fortgekommen!'

„Das Lisei sah etwas verlegen vor sich nieder; dann aber fragte sie mich hastig aus nach ihrem Vater. Nachdem ich ihr Bescheid gegeben hatte, erbat ich mir ein paar Bettstücke von der Meisterin, nahm von den meinigen noch etwas hinzu und trug es selbst hinüber in die Zelle des Gefangenen, wozu ich vorhin von dem Inspector die Erlaubniß er-

halten hatte. — So konnten wir, als nun die Nacht herankam, hoffen, daß im warmen Bette und auf dem besten Ruhekissen, das es in der Welt giebt, auch unseren alten Freund in seiner öden Kammer ein sanfter Schlaf erquicken werde.

* * *

„Am anderen Vormittage, als ich eben, um zum Herrn Criminalcommissarius zu gehen, auf die Straße trat, kam von drüben der Inspector in seinen Morgenpantoffeln auf mich zugeschritten. ‚Ihr habt Recht gehabt, Paulsen,‘ sagte er mit seiner gläsernen Stimme, ‚für diesmal ist's kein Spitzbube gewesen; den Richtigen haben sie soeben eingebracht; Euer Alter wird noch heute entlassen werden.‘

„Und richtig, nach einigen Stunden öffnete sich die Thür des Gefangenhauses, und der alte Tendler wurde von der commandirenden Stimme des Inspectors zu uns hinübergewiesen. Da das Mittagsessen eben aufgetragen war, so ruhte die Meisterin nicht, bis auch er seinen Platz am Tische eingenommen hatte; aber er berührte die Speisen kaum, und wie sie sich auch um ihn bemühen mochte, er blieb wortkarg und in sich gekehrt neben seiner Tochter sitzen; nur mitunter bemerkte ich, wie er deren Hand nahm und sie zärtlich streichelte. Da hörte ich draußen vom Thore her ein Glöckchen bimmeln; ich kannte es ganz genau, aber es läutete mir weit her aus meiner Kinderzeit.

„‚Lisei!‘ sagte ich leise.

„‚Ja, Paul, ich hör es wohl.‘

„Und bald standen wir beide draußen vor der Hausthür. Siehe, da kam es die Straße herab, das Wägelchen mit den beiden hohen Kisten, wie ich daheim es mir so oft gewünscht hatte. Ein Bauerbursche ging nebenher mit Zügel und Peitsche in der Hand; aber das Glöckchen bimmelte jetzt am Halse eines kleinen Schimmels.

„‚Wo ist das Braunchen geblieben?‘ fragte ich Lisei.

„‚Das Braunchen,‘ erwiderte sie, ‚das ist uns eines Tags vorm Wagen hingefallen; der Vater hat sogleich den Thierarzt aus dem Dorf geholt; aber es hat nimmer leben können.‘

„Bei diesen Worten stürzten ihr die Thränen aus den Augen.

„‚Was fehlt dir, Lisei?‘ fragte ich, ‚es ist ja nun doch Alles wieder gut!‘

„Sie schüttelte den Kopf. ‚Mein Vaterl gefallt mir nit; er ist so still; die Schand, er verwind't es nit.‘

— — „Und Lisei hatte mit ihren treuen Tochteraugen recht gesehen. Als kaum die Beiden in einem kleinen Gasthause untergebracht waren und der Alte schon seine Pläne zur Weiterfahrt entwarf — denn hier wollte er jetzt nicht vor die Leute treten —, da zwang ihn ein Fieber, im Bett zu bleiben! Bald mußten wir einen Arzt holen, und es entwickelte sich ein längeres Krankenlager. In Besorgniß, daß sie dadurch in Noth gerathen könnten, bot ich Lisei meine Geldmittel zur Hülfe an; aber sie sagte: ‚I nimm's ja gern von dir; doch sorg nur nit, wir sind nit gar so karg.‘ Da blieb mir denn nichts Anderes zu thun, als in der Nachtwache mit ihr zu wechseln oder, als es dem Kranken besser ging, am Feierabend ein Stündchen an seinem Bett zu plaudern.

„So war die Zeit meiner Abreise herangenaht, und mir wurde das Herz immer schwerer. Es that mir fast weh, das Lisei anzusehen; denn bald fuhr es ja auch mit seinem Vater von hier wieder in die weite Welt hinaus. Wenn sie nur eine Heimath gehabt hätten! Aber wo waren sie zu finden, wenn ich Gruß und Nachricht zu ihnen senden wollte! Ich dachte an die zwölf Jahre seit unserem ersten Abschied; — sollte wieder so lange Zeit vergehen oder am Ende gar das ganze Leben?

„‚Und grüß mir aa dein Vaterhaus, wenn du heimkommst!‘ sagte Lisei, da sie am letzten Abend mich an die Hausthür begleitet hatte. ‚Ich seh's mit mein Augen, das Bänkerl vor der Thür, die Lind im Gart'l; ach, i vergiß es nimmer; so lieb hab ich's nit wieder g'funden in der Welt!‘

„Als sie das sagte, war es mir, als leuchte aus dunkler Tiefe meine Heimath zu mir auf; ich sah die zärtlichen Augen meiner Mutter, das feste ehrliche Antlitz meines Vaters. ‚Ach, Lisei,‘ sagte ich, ‚wo ist denn jetzt mein Vaterhaus! es ist ja Alles öd und leer.‘

„Lisei antwortete nicht; sie gab mir nur die Hand und blickte mich mit ihren guten Augen an.

„Da war mir, als hörte ich die Stimme meiner Mutter sagen: ‚Halte diese Hand fest und kehre mit ihr zurück, so hast du deine Heimath wieder!‘ — und ich hielt die Hand fest und sagte: ‚Kehr du mit mir zurück, Lisei, und laß uns zusammen versuchen, ein neues Leben in das leere Haus zu bringen, ein so gutes, wie es die geführt haben, die ja auch dir einst lieb gewesen sind!‘

„‚Paul,‘ rief sie, ‚was meinst du? I versteh di nit.‘

„Aber ihre Hand zitterte heftig in der meinen, und ich bat nur: ‚Ach, Lisei, versteh mich doch!‘

„Sie schwieg einen Augenblick. ‚Paul,‘ sagte sie dann, ‚i kann nit von mei'm Vaterl gehen.‘

„‚Der muß ja mit uns, Lisei! Im Hinterhause, die beiden Stübchen, die jetzt leer stehen, da kann er wohnen und wirthschaften; der alte Heinrich hat sein Kämmerchen dicht daneben.‘

„Lisei nickte. ‚Aber, Paul, wir sind landfahrende Leut. Was werden sie sagen bei dir daheim?‘

„‚Sie werden mächtig reden, Lisei!‘

„‚Und du hast nit Furcht davor?‘

„Ich lachte nur dazu.

„‚Nun,‘ sagte Lisei, und wie ein Glockenlaut schlug es aus ihrer Stimme, ‚wenn du sie hast, — i hab schon die Curaschi!‘

„‚Aber thust du's denn auch gern?‘

— „‚Ja, Paul, wenn i's nit gern thät,‘ — und sie schüttelte ihr braunes Köpfchen gegen mich — ‚gel, da thät i's nimmermehr!‘ —

„Und, mein Junge,“ unterbrach sich hier der Erzähler, „wie einen bei solchen Worten ein Paar schwarze Mädchenaugen ansehen, das sollst du nun noch lernen, wenn du erst ein Stieg Jahre weiter bist!“

„Ja, ja,“ dachte ich, „zumal so ein Paar Augen, die einen See ausbrennen können!“

„Und nicht wahr,“ begann Paulsen wieder, „nun weißt du auch nachgerade, wer das Lisei ist?“

„Das ist die Frau Paulsen!“ erwiderte ich. „Als ob ich das nicht längst gemerkt hätte! Sie sagt ja noch immer ‚nit‘ und hat auch noch die schwarzen Augen unter den fein gepinselten Augenbrauen.“

Mein Freund lachte, während ich mir im Stillen vornahm, die Frau Paulsen, wenn wir ins Haus zurückkämen, doch einmal recht darauf anzusehen, ob noch das Puppenspieler-Lisei in ihr zu erkennen sei. — „Aber,“ fragte ich, „wo ist denn der alte Herr Tendler hingekommen?“

„Mein liebes Kind,“ erwiderte mein Freund, „wohin wir schließlich Alle kommen. Drüben auf dem grünen Kirchhof ruht er neben unserem alten Heinrich; aber es ist noch Einer mehr in sein Grab mit hineingekommen; der andere kleine Freund aus meiner Kinderzeit. Ich will dir's wohl erzählen; nur laß uns ein wenig hinausgehen; meine Frau könnte nachgerade einmal nach uns sehen wollen, und sie soll die Geschichte doch nicht wieder hören.“

Paulsen stand auf, und wir gingen auf den Spazierweg hinaus, der auch hier hinter den Gärten der Stadt entlang

führt. Nur wenige Leute kamen uns entgegen; denn es war schon um die Vesperzeit.

„Siehst du" — begann Paulsen seine Erzählung wieder — „der alte Tendler war derzeit mit unserem Verspruch gar wohl zufrieden; er gedachte meiner Eltern, die er einst gekannt hatte, und er faßte auch zu mir Vertrauen. Überdies war er des Wanderns müde; ja, seit es ihn in die Gefahr gebracht hatte, mit den verworfensten Vagabunden verwechselt zu werden, war in ihm die Sehnsucht nach einer festen Heimath immer mehr heraufgewachsen. Meine gute Meisterin zwar zeigte sich nicht so einverstanden; sie fürchtete, bei allem guten Willen möge doch das Kind des umherziehenden Puppenspielers nicht die rechte Frau für einen seßhaften Handwerksmann abgeben. — Nun, sie ist seit lange schon bekehrt worden!

— — „Und so war ich denn nach kaum acht Tagen wieder hier, von den Bergen an die Nordseeküste, in unserer alten Vaterstadt. Ich nahm mit Heinrich die Geschäfte rüstig in die Hand und richtete zugleich die beiden leer stehenden Zimmer im Hinterhause für den Vater Joseph ein. — Vierzehn Tage weiter — es strichen eben die Düfte der ersten Frühlingsblumen über die Gärten — da kam es die Straße heraufgebimmelt. ‚Meister, Meister,' rief der alte Heinrich, ‚sie kommen, sie kommen!' Und da hielt schon das Wägelchen mit den zwei hohen Kisten vor unserer Thür. Das Lisei war da, der Vater Joseph war da, beide mit munteren Augen und rothen Wangen; und auch das ganze Puppenspiel zog mit ihnen ein; denn ausdrückliche Bedingung war es, daß dies den Vater Joseph auf sein Altentheil begleiten solle. Das kleine Fuhrwerk wurde in den nächsten Tagen schon verkauft.

„Dann hielten wir die Hochzeit; ganz in der Stille; denn Blutsfreunde hatten wir weiter nicht am Ort; nur der Hafenmeister, mein alter Schulkamerad, war als Trau-

zeuge mit zugegen. Lisei war, wie ihre Eltern, katholisch; daß aber das ein Hinderniß für unsere Ehe sein könne, ist uns niemals eingefallen. In den ersten Jahren reiste sie wohl zur österlichen Beichte nach unserer Nachbarstadt, wo, wie du weißt, eine katholische Gemeinde ist; nachher hat sie ihre Kümmernisse nur noch ihrem Mann gebeichtet.

„Am Hochzeitsmorgen legte Vater Joseph zwei Beutel vor mir auf den Tisch, einen größeren mit alten Harzdritteln, einen kleinen voll Kremnitzer Ducaten.

„‚Du hast nit danach fragt, Paul!‘ sagte er. ‚Aber so völlig arm is doch mein Lisei dir nit zubracht. Nimm's! i brauch's allfurt nit mehr.‘ —

„Das war der Sparpfennig, von dem mein Vater einst gesprochen, und er kam jetzt seinem Sohne beim Neubeginn seines Geschäfts zu ganz gelegener Zeit. Freilich hatte Liseis Vater damit sein ganzes Vermögen hingegeben und sich selbst der Fürsorge seiner Kinder anvertraut; aber er war dabei nicht müßig; er suchte seine Schnitzmesser wieder hervor und wußte sich bei den Arbeiten in der Werkstatt nützlich zu machen.

„Die Puppen nebst dem Theater-Apparat waren in einem Verschlage auf dem Boden des Nebenhauses untergebracht. Nur an Sonntagnachmittagen holte er bald die eine, bald die andere in sein Stübchen herunter, revidirte die Drähte und Gelenke und putzte oder besserte dies und jenes an denselben. Der alte Heinrich stand dann mit seiner kurzen Pfeife neben ihm und ließ sich die Schicksale der Puppen erzählen, von denen fast jede ihre eigene Geschichte hatte; ja, wie es jetzt herauskam, der so wirkungsvoll geschnitzte Kasper hatte einst für seinen jungen Verfertiger sogar den Brautwerber um Liseis Mutter abgegeben. Mitunter wurden zur besseren Veranschaulichung der einen oder anderen Scene auch wohl die Drähte in Bewegung gesetzt; Lisei und ich haben oftmals draußen an den Fenstern ge-

standen, die schon aus grünem Weinlaub gar traulich auf den Hof hinausschauten; aber die alten Kinder drin waren meist so in ihr Spiel vertieft, daß ihnen erst durch unser Beifallklatschen die Gegenwart der Zuschauer bemerklich wurde. — — Als das Jahr weiter rückte, fand Vater Joseph eine andere Beschäftigung; er nahm den Garten unter seine Obhut, er pflanzte und erntete, und am Sonntage wandelte er, sauber angethan, zwischen den Rabatten auf und ab, putzte an den Rosenbüschen oder band Nelken und Levkojen an feine selbstgeschnitzte Stäbchen.

„So lebten wir einig und zufrieden; mein Geschäft hob sich mehr und mehr. Über meine Heirath hatte unsere gute Stadt sich ein paar Wochen lebhaft ausgesprochen; da aber fast Alle über die Unvernunft meiner Handlungsweise einig waren und dem Gespräche so die gedeihliche Nahrung des Widerspruches vorenthalten blieb, so hatte es sich bald selber ausgehungert.

„Als es dann abermals Winter wurde, holte Vater Joseph an den Sonntagen auch wieder die Puppen aus ihrem Verschlage herunter, und ich dachte nicht anders, als daß in solchem stillen Wechsel der Beschäftigung ihm auch künftig die Jahre hingehen würden. Da trat er eines Morgens mit gar ernsthaftem Gesichte zu mir in die Wohnstube, wo ich eben allein an meinem Frühstück saß. ‚Schwiegersohn,‘ sagte er, nachdem er sich wie verlegen ein paar Mal mit der Hand durch seine weißen Haarspießchen gefahren war, ‚ich kann's doch nit wohl länger ansehen, daß ich alleweil so das Gnadenbrot an euerm Tisch soll essen.‘

„Ich wußte nicht, wo das hinaus sollte, aber ich fragte ihn, wie er auf solche Gedanken komme; er schaffe ja mit in der Werkstatt, und wenn mein Geschäft jetzt einen größeren Gewinn abwerfe, so sei dies wesentlich der Zins seines eigenen Vermögens, das er an unserem Hochzeitsmorgen in meine Hand gelegt habe.

„Er schüttelte den Kopf. Das reiche Alles nicht; aber eben jenes kleine Vermögen habe er zum Theil einst in unserer Stadt gewonnen; das Theater sei ja noch vorhanden, und die Stücke habe er auch alle noch im Kopfe.

„Da merkte ich's denn wohl, der alte Puppenspieler ließ ihm keine Ruhe; sein Freund, der gute Heinrich, genügte ihm nicht mehr als Publicum, er mußte einmal wieder öffentlich vor versammeltem Volke seine Stücke aufführen.

„Ich suchte es ihm auszureden; aber er kam immer wieder darauf zurück. Ich sprach mit Lisei, und am Ende konnten wir nicht umhin, ihm nachzugeben. Am liebsten hätte nun freilich der alte Mann gesehen, wenn Lisei wie vor unserer Verheirathung die Frauenrollen in seinen Stücken gesprochen hätte; aber wir waren übereingekommen, seine dahin zielenden Anspielungen nicht zu verstehen; für die Frau eines Bürgers und Handwerksmeisters wollte sich das denn doch nicht ziemen.

„Zum Glück — oder, wie man will, zum Unglück — war derzeit ein ganz reputirliches Frauenzimmer in der Stadt, die einst bei einer Schauspielertruppe als Souffleuse gedient hatte und daher in derlei Dingen nicht unbewandert war. Diese — Kröpel-Lieschen nannten sie die Leute von wegen ihrer Kreuzlahmheit — ging sofort auf unser Anerbieten ein, und bald entwickelte sich am Feierabend und an den Sonntagnachmittagen die lebhafteste Thätigkeit in Vater Josephs Stübchen. Während vor dem einen Fenster der alte Heinrich an den Gerüststücken des Theaters zimmerte, stand vor dem anderen zwischen frisch angemalten Coulissen, die von der Zimmerdecke herunterhingen, der alte Puppenspieler und exercirte mit Kröpel-Lieschen eine Scene nach der anderen. Sie sei ein dreimal gewürztes Frauenzimmer, versicherte er stets nach solcher Probe; nicht einmal die Lisei hab es so schnell capirt; nur mit dem Singen ginge es nit gar so schön; sie grunze mit ihrer Stimme immer in der

Tiefe, was für die schöne Susanne, die das Lied zu singen habe, nicht eben harmonirlich sei.

„Endlich war der Tag der Aufführung festgesetzt. Es sollte Alles möglichst reputirlich vor sich gehen; nicht auf dem Schützenhofe, sondern auf dem Rathhaussaale, wo auch die Primaner um Michaelis ihre Redeübungen hielten, sollte jetzt der Schauplatz sein; und als am Sonnabendnachmittage unsere guten Bürger ihr frisches Wochenblättchen aus einander falteten, sprang ihnen in breiten Lettern die Anzeige in die Augen:

„‚Morgen Sonntagabend sieben Uhr auf dem Rathhaussaale Marionetten-Theater des Mechanikus Joseph Tendler hieselbst. Die schöne Susanna, Schauspiel mit Gesang in vier Aufzügen.‘

„Es war aber damals in unserer Stadt nicht mehr die harmlose schaulustige Jugend aus meinen Kinderjahren; die Zeiten des Kosakenwinters lagen dazwischen, und namentlich war unter den Handwerkslehrlingen eine arge Zügellosigkeit eingerissen; die früheren Liebhaber unter den Honoratioren aber hatten ihre Gedanken jetzt auf andere Dinge. Dennoch wäre vielleicht Alles gut gegangen, wenn nur der schwarze Schmidt und seine Jungen nicht gewesen wären.“

Ich fragte Paulsen, wer das sei, denn ich hatte niemals von einem solchen Menschen in unserer Stadt gehört.

„Das glaub ich wohl,“ erwiderte er, „der schwarze Schmidt ist schon vor Jahren im Armenhaus verstorben; damals aber war er Meister gleich mir; nicht ungeschickt, aber liederlich in seiner Arbeit wie im Leben; der sparsame Verdienst des Tages wurde Abends im Trunk und Kartenspiel verthan. Schon gegen meinen Vater hatte er einen Haß gehabt, nicht allein, weil dessen Kundschaft die seinige bei Weitem überstieg, sondern schon aus der Jugend her, wo er dessen Nebenlehrling gewesen und wegen eines schlechten Streiches gegen ihn vom Meister fortgejagt worden war.

Seit dem Sommer hatte er Gelegenheit gefunden, diese Abneigung in erhöhtem Maße auch auf mich auszudehnen; denn bei der damals hier neu errichteten Kattunfabrik war, trotz seiner eifrigen Bemühung um dieselbe, die Arbeit an den Maschinen allein mir übertragen worden, in Folge dessen er und seine beiden Söhne, die bei dem Vater in Arbeit standen und diesen an wüstem Treiben womöglich überboten, schon nicht verfehlt hatten, mir ihren Verdruß durch allerlei Neckereien kund zu geben. Ich hatte indessen jetzt keine Gedanken an diese Menschen.

„So war der Abend der Aufführung herangekommen. Ich hatte noch an meinen Büchern zu ordnen und habe, was geschah, erst später durch meine Frau und Heinrich erfahren, welche zugleich mit unserem Vater nach dem Rathhaussaale gingen.

„Der erste Platz dort war fast gar nicht, der zweite nur mäßig besetzt gewesen; auf der Gallerie aber hatte es Kopf an Kopf gestanden. — Als man vor diesem Publicum das Spiel begonnen, war anfänglich Alles in der Ordnung vorgegangen; die alte Lieschen hatte ihren Part fest und ohne Anstoß hingeredet. — Dann aber kam das unglückselige Lied! Sie bemühte sich vergebens, ihrer Stimme einen zarteren Klang zu geben; wie Vater Joseph vorhin gesagt hatte, sie grunzte wirklich in der Tiefe. Plötzlich rief eine Stimme von der Gallerie: ‚Höger up, Kröpel-Lieschen! Höger up!‘ Und als sie, diesem Rufe gehorsam, die unerreichbaren Discanttöne zu erklettern strebte, da scholl ein rasendes Gelächter durch den Saal.

„Das Spiel auf der Bühne stockte, und zwischen den Coulissen heraus rief die bebende Stimme des alten Puppenspielers: ‚Meine Herrschaft'n, i bitt g'wogentlich um Ruhe!‘ Kasperl, den er eben an seinen Drähten in der Hand hielt und der mit der schönen Susanna eine Scene hatte, schlenkerte krampfhaft mit seiner kunstvollen Nase.

„Neues Gelächter war die Antwort. ‚Kasperl soll singen!‘ — ‚Russisch! Schöne Minka, ich muß scheiden!‘ — ‚Hurrah für Kasperl!‘ — ‚Nichts doch; Kasperl sein Tochter soll singen!‘ — ‚Jawohl, wischt euch's Maul! Die ist Frau Meisterin geworden, die thut's halt nimmermehr!‘

„So ging's noch eine Weile durch einander. Auf einmal flog, in wohlgezieltem Wurfe, ein großer Pflasterstein auf die Bühne. Er hatte die Drähte des Kasperl getroffen; die Figur entglitt der Hand ihres Meisters und fiel zu Boden.

„Vater Joseph ließ sich nicht mehr halten. Trotz Lisei's Bitten hat er gleich darauf die Puppenbühne betreten. — Donnerndes Händeklatschen, Gelächter, Fußtrampeln empfing ihn, und es mag sich freilich seltsam genug präsentirt haben, wie der alte Mann, mit dem Kopf oben in den Suffiten, unter lebhaftem Händearbeiten seinem gerechten Zorne Luft zu machen suchte. — Plötzlich unter allem Tumult fiel der Vorhang; der alte Heinrich hatte ihn herabgelassen.

— — „Mich hatte indeß zu Hause bei meinen Büchern eine gewisse Unruhe befallen; ich will nicht sagen, daß mir Unheil ahnte, aber es trieb mich dennoch fort, den Meinigen nach. — Als ich die Treppe zum Rathhaussaal hinaufsteigen wollte, drängte eben die ganze Menge von oben mir entgegen. Alles schrie und lachte durch einander. ‚Hurrah! Kasper is dod; Lott is dod. Die Kamedie ist zu End!‘ — Als ich aufsah, erblickte ich die schwarzen Gesichter der Schmidt-Jungen über mir. Sie waren augenblicklich still und rannten an mir vorbei zur Thür hinaus; ich aber hatte für mich jetzt die Gewißheit, wo die Quelle dieses Unfugs zu suchen war.

„Oben angekommen, fand ich den Saal fast leer. Hinter der Bühne saß mein alter Schwiegervater wie gebrochen auf einem Stuhl und hielt mit beiden Händen sein Gesicht bedeckt. Lisei, die auf den Knieen vor ihm lag, richtete sich.

da sie mich gewahrte, langsam auf. ‚Nun, Paul,‘ fragte sie, mich traurig ansehend, ‚hast du noch die Curaschi?‘

„Aber sie mußte wohl in meinen Augen gelesen haben, daß ich sie noch hatte; denn bevor ich noch antworten konnte, lag sie schon an meinem Halse. ‚Laß uns nur fest zusammenhalten, Paul!‘ sagte sie leise.

— — „Und, siehst du! damit und mit ehrlicher Arbeit sind wir durchgekommen.

— — „Als wir am anderen Morgen aufgestanden waren, da fanden wir jenes Schimpfwort ‚Pole Poppenspäler‘ — denn ein Schimpfwort sollte es ja sein — mit Kreide auf unsere Hausthür geschrieben. Ich aber habe es ruhig ausgewischt, und als es dann später noch ein paar Mal an öffentlichen Orten wieder lebendig wurde, da habe ich einen Trumpf darauf gesetzt; und weil man wußte, daß ich nicht spaße, so ist es danach still geworden. — — Wer dir es jetzt gesagt hat, der wird nichts Böses damit gemeint haben; ich will seinen Namen auch nicht wissen.

„Unser Vater Joseph aber war seit jenem Abend nicht mehr der Alte. Vergebens zeigte ich ihm die unlautere Quelle jenes Unfugs und daß derselbe ja mehr gegen mich als gegen ihn gerichtet gewesen sei. Ohne unser Wissen hatte er bald darauf alle seine Marionetten auf eine öffentliche Auction gegeben, wo sie zum Jubel der anwesenden Jungen und Trödelweiber um wenige Schillinge versteigert waren; er wollte sie niemals wiedersehen. — Aber das Mittel dazu war schlecht gewählt; denn als die Frühlingssonne erst wieder in die Gassen schien, kam von den verkauften Puppen eine nach der anderen aus den dunklen Häusern an das Tageslicht. Hier saß ein Mädchen mit der heiligen Genovefa auf der Hausthürschwelle, dort ließ ein Junge den Doctor Faust auf seinem schwarzen Kater reiten; in einem Garten in der Nähe des Schützenhofes hing eines Tages der Pfalzgraf Siegfried neben dem hölli-

schen Sperling als Vogelscheuche in einem Kirschbaume. Unserem Vater that die Entweihung seiner Lieblinge so weh, daß er zuletzt kaum noch Haus und Garten bei uns verlassen mochte. Ich sah es deutlich, daß dieser übereilte Verkauf an seinem Herzen nagte, und es gelang mir, die eine und die andere Puppe zurückzukaufen; aber als ich sie ihm brachte, hatte er keine Freude daran; das Ganze war ja überdies zerstört. Und, seltsam, trotz aller aufgewendeten Mühe konnte ich nicht erfahren, in welchem Winkel sich die werthvollste Figur von allen, der kunstreiche Kasperl, verborgen hatte. Und was war ohne ihn die ganze Puppenwelt!

„Aber vor einem anderen, ernsteren Spiele sollte bald der Vorhang fallen. Ein altes Brustleiden war bei unserem Vater wieder aufgewacht, sein Leben neigte sich augenscheinlich zu Ende. Geduldig und voll Dankbarkeit für jeden kleinen Liebesdienst lag er auf seinem Bette. ‚Ja, ja,‘ sagte er lächelnd und hob so heiter seine Augen gegen die Bretterdecke des Zimmers, als sähe er durch dieselbe schon in die ewigen Fernen des Jenseits, ‚es is scho richtig g'wes'n: mit den Menschen hab ich nit immer könne firti werd'n; da droben mit den Engeln wird's halt besser gehen; und — auf alle Fäll, Lisei, i find ja doch die Mutter dort.‘

— — „Der gute kindliche Mann starb; Lisei und ich, wir haben ihn bitterlich vermißt; auch der alte Heinrich, der ihm nach wenigen Jahren folgte, ging an seinen noch übrigen Sonntagnachmittagen umher, als wisse er mit sich selber nicht wohin, als wolle er zu einem, den er doch nicht finden könne.

„Den Sarg unseres Vaters bedeckten wir mit allen Blumen des von ihm selbst gepflegten Gartens; schwer von Kränzen wurde er auf den Kirchhof hinausgetragen, wo unweit von der Umfassungsmauer das Grab bereitet war. Als man den Sarg hinabgelassen hatte, trat unser alter Propst an den Rand der Gruft und sprach ein Wort des Trostes

und der Verheißung; er war meinen seligen Eltern stets ein treuer Freund und Rather gewesen; ich war von ihm confirmirt, Lisei und ich von ihm getraut worden. Ringsum auf dem Kirchhofe war es schwarz von Menschen; man schien von dem Begräbnisse des alten Puppenspielers noch ein ganz besonderes Schauspiel zu erwarten. — Und etwas Besonderes geschah auch wirklich; aber es wurde nur von uns bemerkt, die wir der Gruft zunächst standen. Lisei, die an meinem Arme mit hinausgegangen war, hatte eben krampfhaft meine Hand gefaßt, als jetzt der alte Geistliche dem Brauche gemäß den bereit gestellten Spaten ergriff und die erste Erde auf den Sarg hinabwarf. Dumpf klang es aus der Gruft zurück. ‚Von der Erden bist du genommen,‘ erscholl jetzt das Wort des Priesters; aber kaum war es gesprochen, als ich von der Umfassungsmauer her über die Köpfe der Menschen etwas auf uns zufliegen sah. Ich meinte erst, es sei ein großer Vogel; aber es senkte sich und fiel gerade in die Gruft hinab. Bei einem flüchtigen Umblick — denn ich stand etwas erhöht auf der aufgeworfenen Erde — hatte ich einen der Schmidt-Jungen sich hinter die Kirchhofmauer ducken und dann davonlaufen sehen, und ich wußte plötzlich, was geschehen war. Lisei hatte einen Schrei an meiner Seite ausgestoßen, unser alter Propst hielt wie unschlüssig den Spaten zum zweiten Wurfe in den Händen. Ein Blick in das Grab bestätigte meine Ahnung: oben auf dem Sarge, zwischen den Blumen und der Erde, die zum Theil sie schon bedeckte, da hatte er sich hingesetzt, der alte Freund aus meiner Kinderzeit, Kasperl, der kleine lustige Allerweltskerl. — Aber er sah jetzt gar nicht lustig aus; seinen großen Nasenschnabel hatte er traurig auf die Brust gesenkt; der eine Arm mit dem kunstreichen Daumen war gegen den Himmel ausgestreckt, als solle er verkünden, daß, nachdem alle Puppenspiele ausgespielt, da droben nun ein anderes Stück beginnen werde.

„Ich sah das Alles nur auf einen Augenblick, denn schon warf der Propst die zweite Scholle in die Gruft: ‚Und zur Erde wieder sollst du werden!‘ — Und wie es von dem Sarg hinabrollte, so fiel auch Kasperl aus seinen Blumen in die Tiefe und wurde von der Erde überdeckt.

„Dann mit dem letzten Schaufelwurfe erklang die tröstliche Verheißung: ‚Und von der Erden sollst du auferstehen!‘

„Als das Vaterunser gesprochen war und die Menschen sich verlaufen hatten, trat der alte Propst zu uns, die wir noch immer in die Grube starrten. ‚Es hat eine Ruchlosigkeit sein sollen,‘ sagte er, indem er liebreich unsere Hände faßte. ‚Laßt uns es anders nehmen! In seiner Jugendzeit, wie ihr es mir erzähltet, hat der selige Mann die kleine Kunstfigur geschnitzt, und sie hat einst sein Eheglück begründet; später, sein ganzes Leben lang, hat er durch sie, am Feierabend nach der Arbeit, gar manches Menschenherz erheitert, auch manches Gott und den Menschen wohlgefällige Wort der Wahrheit dem kleinen Narren in den Mund gelegt; — ich habe selbst der Sache einmal zugeschaut, da ihr noch Beide Kinder waret. — Laßt nun das kleine Werk seinem Meister folgen; das stimmt gar wohl zu den Worten unserer heiligen Schrift: Und seid getrost; denn die Guten werden ruhen von ihrer Arbeit.‘

— „Und so geschah es. Still und friedlich gingen wir nach Hause; den kunstreichen Kasperl aber und unseren guten Vater Joseph haben wir niemals wiedergesehen.

— — „Alles das,“ setzte nach einer Weile mein Freund hinzu, „hat uns manches Weh bereitet; aber gestorben sind wir beiden jungen Leute nicht daran. Nicht lange nachher wurde unser Joseph uns geboren, und wir hatten nun Alles, was zu einem vollen Menschenglück gehört. An jene Vorgänge aber werde ich noch jetzt Jahr um Jahr durch den ältesten Sohn des schwarzen Schmidt erinnert. Er ist einer jener ewig wandernden Handwerksgesellen geworden, die, ver-

lumpt und verkommen, ihr elendes Leben von den Geschenken fristen, die nach Zunftgebrauch auf ihre Ansprache die Handwerksmeister ihnen zu verabreichen haben. Auch meinem Hause geht er nie vorbei."

Mein Freund schwieg und blickte vor sich in das Abendroth, das dort hinter den Bäumen des Kirchhofs stand; ich aber hatte schon eine Zeit lang über der Gartenpforte, der wir uns jetzt wieder näherten, das freundliche Gesicht der Frau Paulsen nach uns ausblicken sehen. „Hab ich's nit denkt!" rief sie, als wir nun zu ihr traten. „Was habt ihr wieder für ein Langes abzuhandeln? Aber nun kommt ins Haus! Die Gottesgab steht auf dem Tisch; der Hafenmeister is auch schon da; und ein Brief vom Joseph und der alt Meisterin! — — Aber was schaust mi denn so an, Bub?"

Der Meister lächelte. „Ich hab ihm was verrathen, Mutter. Er will nun sehen, ob du auch richtig noch das kleine Puppenspieler-Lisei bist!"

„Ja freili!" erwiderte sie, und ein Blick voll Liebe flog zu ihrem Mann hinüber. „Schau nur richti zu, Bub! Und wenn du es nit kannst find'n, — der da, der weiß es gar genau!"

Und der Meister legte schweigend seinen Arm um sie. Dann gingen wir ins Haus zur Feier ihres Hochzeitstages. —

Es waren prächtige Leute, der Paulsen und sein Puppenspieler-Lisei.

Nachwort.

Als bei Begründung der Zeitschrift „Deutsche Jugend“ auch meine Mitarbeiterschaft gewünscht wurde, vermochte ich, ungeachtet meiner Theilnahme für das so reich ausgestattete Unternehmen, dem Verlangen der Herren Herausgeber nach einer novellistischen Arbeit erst nach geraumer Zeit zu genügen.

Die Schwierigkeit der „Jugendschriftstellerei“ war in ihrer ganzen Größe vor mir aufgestanden. „Wenn du für die Jugend schreiben willst,“ — in diesem Paradoxon formulirte es sich mir — „so darfst du nicht für die Jugend schreiben! — Denn es ist unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publicum denkst.“

Durch diese Betrachtungsweise aber wurde die große Welt der Stoffe auf ein nur kleines Gebiet beschränkt. Denn es galt einen Stoff zu finden, der, unbekümmert um das künftige Publicum und nur seinen inneren Erfordernissen gemäß behandelt, gleichwohl, wie für den reifen Menschen, so auch für das Verständniß und die Theilnahme der Jugend geeignet war.

Endlich wurde die vorstehende Erzählung geschrieben. — Ob nun darin die aufgestellte Theorie auch praktisch be-

thätigt worden, oder, wenn dies auch im Wesentlichen, ob nicht im Einzelnen hie und da die Phantasie mir einen Streich gespielt, so daß ich unbewußt dem zunächst bestimmten jungen Hörerkreise beim Erzählen gegenüber gesessen habe, — Beides wird der geneigte Leser besser als der Verfasser selbst zu beurtheilen im Stande sein.

Ein paar nicht eben erhebliche Stellen, welche in der Jugendzeitung, wenn auch unter Zustimmung des Verfassers, so doch nach dessen Überzeugung ohne zureichenden Grund, unterdrückt wurden, sind in dem vorstehenden Abdruck wieder hergestellt.

Waldwinkel.

Über dem Dache des Rathhauses, das zugleich die Wohnung des städtischen Bürgermeisters bildete, kreuzten die ersten Schwalben in der Frühjahrssonne; auf der Vorstraße standen die „Bürgermeistersbuben“ und suchten vergebens die Königin der Luft mit den Lehmkugeln ihres Pustrohrs zu erreichen. Drinnen aber in seinem Geschäfts- und Arbeitszimmer saß der Gestrenge selbst, der außer dem genannten Amte auch das eines Gerichtsdirectors und Polizeimeisters in seiner Person vereinigte, vertieft in ein dickes Actenfascikel, nicht achtend des heiteren Glanzes, der durch die Fenster zu ihm hereinströmte. Da wurde draußen flüchtig an die Thür gepocht, und auf das verdrossene „Herein“ des Beamten trat ein brauner stattlicher Mann über die Schwelle, der indeß die erste Hälfte der Vierziger schon erreicht haben mochte.

Der Bürgermeister erhob das rothe behagliche Gesicht aus seinen Acten, warf einen flüchtigen Blick auf den Eintretenden und sagte, als er die feinere Kleidung desselben bemerkt hatte, mit einer runden Handbewegung: „Wollen Sie gefälligst Platz nehmen; ich werde gleich zu Ihren Diensten sein.“ Dann steckte er den Kopf wieder in die Acten.

Der Andere aber war einen Schritt näher getreten.

„Bist du jetzt immer so fleißig, Fritz?“ sagte er. „Du litteſt ehemals nicht an dieſer Krankheit.“

Der Bürgermeiſter fuhr empor, hakte die Brille von der Naſe und ſtarrte den Sprecher aus ſeinen kleinen gutmüthigen Augen an. „Richard, du biſt es!“ rief er. „Mein Gott, wie gut du mich noch kennſt! Und doch, mein Scheitel iſt kahl und der Reſt des Haares grau geworden! Ja, ja, ein ſolches Bürgermeiſteramt!“

Die kleine beleibte Geſtalt war hinter dem Actentiſch hervorgekommen. Voll Erſtaunen blickte er in das Antlitz des ihn faſt um Kopfeshöhe überragenden Freundes. „Das,“ ſagte er und tätſchelte mit ſeiner kurzen Hand über das noch glänzend braune Haar desſelben, „das iſt natürlich nur Perrücke; aber die Augen, dieſe unnatürlich jungen Augen, das ſind doch wohl noch die echten alten aus unſeren luſtigen Tagen!“

Der Gaſt ließ lächelnd dieſen Strom des Geplauders über ſich ergehen, während der Bürgermeiſter ihn neben ſich aufs Sopha niederzog. „Und nun,“ fuhr der Letztere fort, „wo kommſt du her, was biſt du, was treibſt du?“

„Ich, Fritz?“ erwiderte ſcherzend der Andere, „ich ſuche einen Inhalt für das noch immer leere Gefäß meines Lebens; oder vielmehr,“ fügte er etwas ernſter hinzu, „ich ſuche ihn nicht, ich leide nur ein wenig an dieſer Leere.“

Der Bürgermeiſter ſah ihm treuherzig in die Augen. „Du, Richard?“ ſagte er, „der auf der Univerſität alle Facultäten abgeweidet hat! Will doch ein alter Kamerad unter einem gewiſſen Anonymus ſogar deine Feder in einer botaniſchen Zeitſchrift entdeckt haben!“

„Wirklich, Fritz? — Er hat nicht fehl geſehen.“

Der kleine dicke Mann beſann ſich. „Du biſt noch ledig?“ fragte er. „Ja? noch immer? Hm! Du warſt ein Schwärmer, Richard! Weißt du noch, als wir Studenten auf der Dornburg tanzten? Du hatteſt derzeit die Braut zu Hauſe; du wollteſt nicht tanzen; du ſaßeſt in der

Ecke bei dem langen Wassermann, der wegen seiner großen Stiefeln nicht tanzen konnte, und trankest nur Wein, sehr viel Wein, Richard! Du wolltest die seligen Tänze nicht entweihen, die du daheim mit ihr getanzt hattest!"

Der Andere war ein wenig still geworden, während der Bürgermeister in plötzlicher Unruhe seine goldene Uhr aus dem Abgrund seiner Tasche zog. „Sag mir, Liebster," begann er wieder, „du schenkst mir doch den heutigen Tag?"

„Ich muß am Nachmittag noch weiter."

„Immer noch der alte Meister Unruh?"

„Verzeih, die Extrapost ist schon bestellt! Ihr habt hier einige Meilen nördlich zwischen Haidesumpf und Wald noch eine wenig abgesuchte Flora!"

„Aha!" rief der Bürgermeister, „bei Föhrenschwarzeck, wo die verrückten Junker wohnen, die weder einen Baum fällen, noch ein Stück Haide aufbrechen wollen!"

Der Gast nickte. „So sagte man mir. Es soll dort in heimlichen Gründen noch allerlei sonst Verschwundenes zu finden sein."

„Nun, Richard, da könntest du dich ja im Narrenkasten einquartieren!"

„Im Narrenkasten?"

„Freilich! Der Vater der jetzigen Herren hatte noch seine Specialtollheit! Da ihm sein Schloß zu groß wurde, so baute er sich hinaus zwischen Haide und Wald; ein Häuslein, alle Fenster nach einer Seite und drum herum eine Ringmauer, zwanzig Fuß hoch! Und das Castellchen nannte er den ‚Waldwinkel', die Leute aber nennen's noch heut den ‚Narrenkasten'. Dort hat er mitten zwischen all dem Unkraut seine letzten Jahre abgelebt."

Der Andere hatte aufmerksam zugehört. „Wer wohnt denn jetzt darin?" fragte er.

„Jetzt? Ich denke, Niemand; oder doch nur Eulen und Iltisse."

— — Im Nebenzimmer schlug eine Uhr. Der Bürgermeister war aufgesprungen. „Schon elf!“ sagte er. „Weiß du, Alter! Ich habe noch einen gerichtlichen Actus vor mir; du warst ja in der Verbindung unser Schriftwart,“ und schmunzelnd fuhr er fort: „da du so eilig bist, wir würden noch ein Plauderstündchen mehr gewinnen, wenn du heute dieses Amt noch einmal im Dienste unserer hochnothpeinlichen Gerichtsbarkeit verrichten wolltest!“

Richard lachte. „Hast du denn keinen Protokollführer?“

„Nein, Liebster; da ich die Würde und das Salarium eines Stadtsecretarius ebenfalls in meiner Person vereinige, so muß ich auch die Lasten dieses Amtes tragen, wenn nicht der Zufall einen so fähigen und gefälligen Freund mir in das Haus bringt.“

— — Einige Minuten später saßen beide am grünen Tisch in dem nebenan liegenden Gerichtszimmer. „Du wirst dich vielleicht noch des gelbhaarigen Theologen erinnern,“ sagte der Bürgermeister, während er sich mit behaglicher Würde in den etwas erhöhten Präsidentensessel niederließ, „den wir seiner Zeit wohl nicht mit Unrecht den Denuncianten nannten! Wir haben ihn seit Jahren hier am Ort; der Herr Magister betreibt ein einträgliches Pensionat und steht bei Adel und Honoratioren in hohem Ansehen; man wollte ihn eben auch noch mit dem Gottesdienst an unserem Landeszuchthaus hier betrauen.“

„Was ist mit ihm?“ fragte der improvisirte Actuarius, der schon seine Feder geschnitzt und den gebrochenen Bogen vor sich hingelegt hatte. „Ich entsinne mich eigentlich nur seines abgetragenen Frackes und seiner großen rothen Hände.“

„Du wirst ihn gleich erscheinen sehen,“ sagte der Bürgermeister, mit der einen Hand den über dem grünen Tisch hängenden Glockenstrang erfassend; „er hatte die Vormundschaft über ein elternloses Mädchen; sie ist jahrelang in seinem Hause gewesen, und er hat sie theilweise mit durch

seine Schule laufen lassen. Jetzt ist er eines versuchten Verbrechens gegen dieses Mädchen auf das Kläglichste verdächtig; es handelt sich heut nur noch um eine Gegenüberstellung beider.

Der Bürgermeister zog die Klingel, und der eintretende Gefangenwärter erhielt Befehl, den Magister vorzuführen.

Es war eine widerwärtige Erscheinung, die sich jetzt, dem an der Thür zurückbleibenden Gefängnißwärter vorbei, mit einem geschmeidigen Bückling in das Zimmer hineinwand.

„Sie brauchen nicht zu weit vorzutreten!“ sagte der Bürgermeister, und der Magister zuckte sogleich um einige Fuß breit wieder rückwärts; gleich darauf erhob er seinen platten Kopf mit dem wie angeklebten Gelbhaar gegen die Zimmerdecke und begann sich zu den schwersten Eiden für seine Unschuld zu erbieten.

Ohne darauf zu achten, zog der Bürgermeister aufs Neue die Glocke, und „Franziska Fedders“ trat herein.

Es war die schmächtige Gestalt eines eben aufgeblühten Mädchens; sie war nicht gerade hübsch zu nennen; den Kopf mit den aufgesteckten dunkelblonden Flechten trug sie etwas vorgebeugt, der Mund war vielleicht zu voll, die Nase ein wenig zu scharf gerissen; und als sie jetzt ihre tiefliegenden grauen Augen aufschlug, murmelte der Actuarius unwillkürlich vor sich hin: „Scientes bonum et malum.“

Mit abgewandtem Kopf und mit Gluth übergossen, aber mit unverrückter Sicherheit wiederholte sie jetzt die Hauptangaben ihrer früheren Aussagen gegen ihren einstigen Vormund, während dieser seine knochigen Hände rang und seufzende Betheuerungen ausstieß.

Als sie geendet hatte, begann der Magister erst andeutungsweise, dann immer deutlicher sie eines Verhältnisses mit seinem Gehülfen zu beschuldigen; sie seien verschworen, ihn zu stürzen, um dann selbst das einträgliche Pensionat zu übernehmen.

Mit offenem Munde und vorgestrecktem Halse horchte das Mädchen diesen Beschuldigungen. Richard, der die Feder hingelegt hatte, glaubte zu sehen, wie von der Gluth des Hasses ihre Augen dunkler wurden. Plötzlich warf sie den Kopf empor. „Sie lügen, Sie!“ rief sie, und wie eine scharfe Schneide fuhr es aus dieser jungen Stimme. Aber wie über sich selbst erschrocken, flogen ihre Blicke unstät und hülfesuchend umher, bis sie in den ernsten Männeraugen haften blieben, die so ruhig zu ihr hinüberblickten.

Der Magister hatte beide Arme zum Himmel aufgestreckt. „Sie! Du nennst mich Sie, Franziska! Du, die ich in der Liebe des Lammes —“ Er brach in sentimentale Thränen aus; er hatte etwas vom winselnden Affen an sich.

„Ich nenne Sie gar nicht mehr!“ sagte Franziska ruhig, und ihre Augensterne ruhten noch immer in denen des ihr fremden Mannes, als habe sie hier einen Halt gefunden, den sie nicht mehr zu verlassen wage.

— — Über dessen Seele fuhr es wie ein Traum: das stille Haus am Waldesrand tauchte vor seinem inneren Auge auf; ein einsamer Mann und ein verlassenes Mädchen wohnten dort. Sie waren nicht mehr einsam und verlassen; aber um sie her in der lauen Sommerluft war nur der schwimmende Duft der Kräuter, das Rufen der Vögel und fernab aus der stillen Lichtung der unabläßige Gesang der Grillen. — —

Der Klang der Botenglocke schrillte durch das Zimmer. Als Richard aufblickte, sah er eben das Mädchen aus der Thür verschwinden, der Magister wurde vom Gefängnißwärter abgeführt. — — „Ein gescheidtes Rackerchen, diese Franziska,“ sagte der Bürgermeister, indem er das sauber abgefaßte Protokoll durch seine Namensunterschrift vollzog. „Schade, daß sie nichts in bonis hat; wir wissen nicht recht, wohin mit ihr; für den gewöhnlichen Mägdedienst hat sie zu viel, für eine höhere Stellung zu wenig gelernt.“

Sein Gast war im Zimmer auf und ab gegangen. „Freilich, ein anziehendes Köpfchen!“ sagte er; aber seine Worte klangen tonlos, als sei in der Tiefe die Seele noch mit Anderem beschäftigt.

„Hm, Richard,“ fuhr der Bürgermeister, seine Acten zusammenbindend, fort, „da stimmst du mit unserem Physikus; er meint — er hat mitunter solche Einfälle — die Augen seien ein halbes Dutzend Jahre älter als das Mädchen selbst.“

„Und wer ist jetzt ihr Vormund, Fritz?“

„Ihr Vormund? — Sie hat keinen Verwandten; wir hatten augenblicklich keinen Anderen, es ist der Schustermeister an der Hafenecke; seit Beginn der Untersuchung wohnt sie auch bei ihm.“

— — Eine Stunde später sah man den Gast des Bürgermeisters aus einem kleinen Hause an der Hafenecke treten und durch eine gegenüberliegende Straße aus der Stadt hinausschreiten.

Draußen vor den letzten Häusern hielt ein offener Wagen. Ein großer, löwengelber Hund, den der auf dem Kutscherſitze nickende Postillon an der Leine hatte, riß sich los und sprang, freudewinselnd und mit der mächtigen Ruthe den Staub der Straße peitschend, dem Kommenden entgegen.

„Leo, mein Hund, bist du da? Ja, ich komme, ich komme schon!“ Ein lebensfroher Ton klang aus diesen Worten, unter denen der Hund die Liebkosungen seines Herrn entgegennahm.

Vor ihnen, im hellsten Sonnenscheine, breitete sich ein weites Tiefland aus, zu dem in Wellenlinien sich der Weg hinuntersenkte. Bald saß der Wanderer auf dem Wagen, und während der Hund in großen Sätzen nebenher sprang, rollte das Gefährte in den jungen Frühling hinaus, der blauen Waldferne zu, die in kaum erkennbaren Zügen den Horizont begrenzte.

* * *

Oben in den Eichbäumen, die vor dem Kruge des Dorfes Föhrenschwarzeck standen, lärmten die Elstern, welche ihr Nest gegen zwei rothbrüstige Thurmfalken zu vertheidigen suchten; die Gäste in der Schenkstube konnten kaum ihr eigenes Wort verstehen.

„Weiß der Henker!“ rief der Krämer aus dem Nachbarstädtchen, der eben mit dem gegenübersitzenden Wirthe sein Quartalgeschäft gemacht hatte, „was Euch hier Alles für Raubzeug um die Ohren fliegt! Dürfen auch die Falken nicht geschossen werden, Inspector?“

Der alte graubärtige Mann in brauner Joppe, an den diese Worte gerichtet waren, nahm mit der kleinen Messingzange eine Kohle aus dem auf dem Tische stehenden Becken, legte sie auf seine eben gestopfte kurze Pfeife und sagte dann, während er inmittelst die ersten Dampfwolken stoßweise über den Tisch blies: „Ich weiß nicht, Pfeffers, ich bin nicht für die Falken; da müßt Ihr den neuen Förster fragen.“ Er schien, obschon es noch in der Morgenfrühe war, schon weit im Feld umher gewesen und nur zu kurzer Rast hier eingekehrt zu sein; denn die hellen Schweißperlen standen noch auf seiner Stirn, und seinen Strohhut hatte er vor sich auf dem Schoße liegen.

„Ein neuer Förster?“ fragte der Krämer. „Wo habt Ihr denn den herbekommen?“

„Weiß nicht genau,“ erwiderte der Alte; „da droben aus dem Reich, mein ich; aber schießen kann er wie gehext, und auf die Dirnen ist er wie der Teufel!“

„Oho, Kasper-Ohm! Da nehmt Eure Ann-Margreth in Obacht!“

„Wird sich schon von selber wehren, Pfeffers,“ meinte der Wirth.

Aber der Krämer hatte noch mehr zu fragen. „Hm, Inspector!“ sagte er, „Ihr bekommt ja allerlei Neues in Euren Wald; Eure Herren müssen auf einmal ganz umgäng-

liche Leute geworden sein! Habt Ihr denn wirklich den alten ‚Narrenkasten' an einen Fremden, an einen ganz landfremden Mann vermiethet?"

„Diesmal trefft Ihr ins Schwarze, Pfeffers," sagte der Alte, indem er einen ungeheuren, roh gearbeiteten Schlüssel aus der Seitentasche seiner Joppe hervorzog; „ein paar Wagen mit Ingut sind schon gestern aus- und eingepackt worden; hab des Teufels Arbeit damit gehabt und muß auch jetzt wieder hin, um Fenster aufzusperren und nach dem Rechten zu sehen; meinen Phylax hab ich gestern Abend hinter die hohe Hofmauer gesperrt, damit doch eine vernünftige Creaturenseele bei all den Siebensachen über Nacht bliebe."

„Und woher ist dieser Miethsmann denn gekommen?" fragte der Krämer wieder.

„Weiß nicht, Pfeffers; kümmert mich auch nicht," erwiderte der Alte; „kann's selbst nicht klein kriegen. Aber der Herr soll ein Botanikus sein; dergleichen Schlages liebt ja auch Alles, was wild zusammenwächst."

Der Wirth, der inzwischen seine mit Kreide auf die Tischplatte geschriebene Abrechnung mit dem Krämer noch einmal revidirt hatte, beugte sich jetzt vor und sagte, seine Stimme zu vertrautem Flüstern dämpfend, obgleich Niemand außer den Dreien im Zimmer war: „Wißt Ihr noch, vor Jahren, als in den Blättern so viel von der großen Studentenverschwörung geschrieben wurde, als sie die Könige all vom Leben bringen wollten, — da soll er mit dabei gewesen sein!"

Der Krämer ließ einen langgezogenen Pfiff ertönen. „Da liegt's, Inspector!" sagte er, „ich weiß, Ihr hört's nicht gern; aber die Junker, wenn sie jung sind, haben schon mitunter solche Mucken; Euer Junker Wolf ist ja derzumalen auch bei dem Wartburgstanze mit gewesen."

Der Alte sagte nichts darauf; aber der Wirth wußte

noch Weiteres zu erzählen, als wenn seine klugen Elstern ihm's von allen Seiten zugetragen hätten. — Hier aus der Gegend sollte der Fremde sein; aber drüben bei den Preußen hatte man ihn jahrelang in einem dunklen Kerkerloch gehalten; weder die Sonne noch die Sterne der Nacht hatte er dort gesehen; nur der qualmige Schein einer Thranlampe war ihm vergönnt gewesen; dabei hatte er ohne Kunde, ob Morgen oder Mitternacht, Tag aus Tag ein gesessen und viele dicke Bücher durchstudirt.

„Aber Kasper-Ohm," sagte der Krämer und hielt dem Wirthe seine offene Tabacksdose hin, „Ihr seid doch nicht etwa wieder in einen Grenzproceß verzwirnet?"

„Ich? Wie meint Ihr das, Pfeffers?"

„Nun, ich dachte, Ihr wärt wieder einmal in der Stadt bei dem Winkeladvocaten, dem Actuariatsschreiber, gewesen, bei dem man für die Kosten die Lügen scheffelweis draufzu bekommt."

Kasper-Ohm nahm die dargebotene Prise. „Ja, ja, Pfeffers," sagte er, einen Blick durchs Fenster werfend, „wenn sie einen nicht in Frieden leben lassen! Hört einmal, wie die armen Heisters schreien!"

„Freilich, Kasper-Ohm. Aber wie ging's denn weiter mit dem Herrn Botanikus?"

„Mit dem? — Nun, glaubt es oder nicht! Eines Tages ist er plötzlich zu Hause angekommen; aber es ist für ihn doch immer noch zu früh gewesen; denn als er mit seinen blinden Augen über die Straße stolpert, wird er von einer Carriole zu Boden gefahren, die eben lustig über das Pflaster rasselt."

„Das verdammte Gejage!" rief der Krämer.

„Ja, ja, Pfeffers; Ihr kennt das nicht, Ihr seid ein lediger Mensch; aber der Herr und die feine Dame, die darin saßen, konnten nicht zwischen die Pferdeohren hindurch sehen; sie hatten zu viel an ihren eigenen Augen zu beobachten."

„Und hatte er Schaden genommen, der arme Herr?“

„Nein, Pfeffers, nein, das nicht! Aber es ist seine eigene Frau gewesen, die Dame, die mit dem Baron in der Carriole saß.“

Der Krämer ließ wieder seinen langen Pfiff ertönen. „Das ist 'ne Sache; so ist er verheirathet gewesen, als die Preußen ihn gefangen haben! Nun, die Frau wird er wohl nicht mit sich bringen!“

„Sollte man nicht glauben,“ meinte Kasper-Ohm; „denn er soll sich's noch einen meilenlangen Proceß haben kosten lassen, um nur den Kopf aus diesem Eheknoten frei zu kriegen.“

„Und der Baron, was ist mit dem geworden?“

„Den Baron, Pfeffers? Den hat er todtgeschossen, und dann ist er in die weite Welt gegangen, um sich all den Verdruß an den Füßen wieder abzulaufen. Nein, Freundchen, die feine Dame wird er wohl nicht mit her bringen, aber die alte taube Wieb Lewerenz aus Eurer Stadt, und das ist auch eine gute Frau. Sie hat ihren Dienst als Waisenmutter quittirt und kommt nun auf ihre alten Tage in den Narrenkasten.“

Der Inspector war inzwischen aufgestanden. — „Schwatzt Ihr und der Teufel!“ sagte er, indem er lachend auf die beiden Anderen herabsah; dann trank er sein Glas aus und schritt, den schweren Schlüssel in der Hand, zur Thür hinaus.

— — Unter dem Eichbaum durch, auf welchem der Falke von dem indeß eroberten Neste auf ihn herabsah, ging er aus dem Gehöfte auf den Weg hinaus, welcher hier, vom Nordende des Dorfes, zwischen dicht mit Haselnußbüschen bewachsenen Wällen auf die Hauptlandstraße hinausführte. Schon auf der Mitte desselben aber bog er durch eine Lücke des Walles nach links in einen Fußweg ein; in der schon drückenden Sonne schritt er auf diesem über einige grüne, wellenförmig sich erhebende Saatfelder einer mit

Eichenbusch besetzten Moorstrecke zu, hinter welcher in breitem Zuge und noch in dem bläulichen Duft des Morgens ein aus Eichen und stattlichen Buchen gemischter Laubwald seine weichen Linien gegen den blauen Himmel abzeichnete. Der Alte trocknete mit seinem Tuch den Schweiß sich von der Stirn, als er endlich in diese kühlen Schatten eintrat; über ihm aus einer hohen Baumkrone schmetterte eine Singdrossel ihren Gesang ins weite Land hinaus.

Ein Viertelstündchen mochte er so gewandert sein, und der ihr umgebende Laubwald hatte inzwischen einem Tannenforste Platz gemacht, als sich, aus einem Seitensteige kommend, zwei andere Wanderer zu ihm gesellten.

„Geht's denn recht hier nach dem Narrenkasten?"

Ein Bauernbursche fragte es, der einem zwar einfach, aber städtisch gekleideten Mädchen ihren Koffer nachtrug.

Der Alte nickte. „Ihr könnt nur mit mir gehen."

„Aber ich will zum Waldwinkel," sagte das Mädchen.

„Wird wohl auf eins hinauslaufen. Wenn Sie im Waldwinkel was zu bestellen haben, so ist's schon richtig hier."

„Ich gehöre dort zum Hause," erwiderte sie.

Der Alte, der bisher seinen Weg ruhig fortgesetzt hatte, wandte sich nach ihr zurück, und seine Augen blickten immer munterer, während er sich das junge Wesen ansah. „Nun," sagte er, „die Frau Lewerenz hätte ich mir, so zu verstehen, um ein paar Jährchen älter vorgestellt."

Aber das Mädchen schien für solche Späße wenig eingenommen. Sie sah ihn mit ihren grauen Augen an und sagte: „Ich heiße Franziska Fedders. Die Frau Lewerenz wird wohl mit dem Herrn schon dort sein."

„Da irren Sie denn doch, Mamsellchen," meinte der Alte, indem er mit der einen Hand vor ihr den Hut zog und mit der anderen ihr den großen Schlüssel zeigte; „die Herrschaft kommt erst heute Abend; aber Einlaß sollen Sie drum doch schon bekommen."

Sie stutzte; aber nur einen Augenblick ruhte der Zeigefinger an der Lippe. „Es ist gut," sagte sie, „es paßte nicht anders mit dem Fuhrmann; lassen Sie uns gehen, Herr Inspector!"

Und so wanderten sie auf dem schattigen, mit trockenen Tannennadeln bestreuten Steige mit einander fort; immer riesiger wurden die Föhren, die zu beiden Seiten aufstiegen und ihre Zweige über sie hinstreckten. Plötzlich öffnete sich das Dickicht; eine mit Wiesenkräutern bewachsene, muldenartige Vertiefung, gleich dem Bette eines verlassenen Flusses, zog sich quer zu ihren Füßen hin, während jenseits auf der Höhe wiederum ein Eichen- und Buchenwald seine Laubmassen ausbreitete. Nur ihnen gegenüber zeigte sich eine Lücke, durch welche man bis zum Horizont auf ein braunes Haideland hinausblickte. Zur Linken dieser Durchsicht aber, mit der anderen Seite sich hart an den Wald hinandrängend, ragte ein altes Backsteingebäude, das durch sein hohes Dach ein fast thurmartiges Aussehen erhielt; eine Mauer, über welcher nur die vier Fenster des oberen Stockwerks sichtbar waren, trat, von den beiden Ecken der Fronte auslaufend, in ovaler Rundung fast an den Rand der Wiesenmulde hinaus.

Der Alte, der während des Gehens Franziska von seinen Einzugsmühen unterhalten hatte, war stehen geblieben und wies schweigend nach dem mit schwerem Metallbeschlag bedeckten Thore, das sich gegenüber in der Mitte der Mauer zeigte. Oberhalb desselben in einer Sandsteinverzierung befand sich eine Inschrift, deren einst vergoldete Buchstaben bei dem scharfen Sonnenlichte auch aus der Ferne noch erkennbar waren. „Waldwinkel" buchstabirte Franziska.

„Oho, Phylax!" rief der Inspector. „Hören Sie ihn, Mamsellchen; er hat schon meinen Schritt erkannt!"

Aus dem verschlossenen Hofe drüben hatte sich das Bellen eines Hundes hören lassen; zugleich erhob sich von

einem Eichenaste, der aus dem Walde auf das Dach hinüberlangte, ein großer Raubvogel und kreiste jetzt, seinen wilden Schrei ausstoßend, hoch über dem einsamen Bauwerk.

Sie waren indeß auf der kaum noch sichtbaren Fortsetzung des Waldsteiges in die Wiesenmulde hinabgegangen. Die nach Süden gelegene Frontseite des immer näher vor ihnen aufsteigenden Gebäudes war von der Sonne hell beleuchtet, sogar an den Drachenköpfen der Wasserrinnen, welche unterhalb des Daches gegen den Wald hinausragten, sah man die Reste einstiger Vergoldung schimmern. Von den beiden Wetterfahnen, mit welchen an den Endpunkten die kurze First des Daches geziert war, hatte die eine sich fast ganz im grünen Laub versteckt, während die andere sich regungslos am blauen Himmel abzeichnete.

Und jetzt war das jenseitige Ufer erstiegen, und der Inspector hatte den Schlüssel in dem Bohlenthore umgedreht.

Ein schattiger, mit Steinplatten ausgelegter Hof empfing sie, während der Pudel mit Freudensprüngen an seinem Herrn emporstrebte. — Zur Linken des Einganges war ein steinerner Brunnen, neben dem ein augenscheinlich neu angefertigter mit Wasser gefüllter Eimer stand; an der Mauer des Hauses, an welcher eben der Sonnenschein hinabrückte, wucherten hohe, mit Knospen übersäete Rosenbüsche; die zu beiden Seiten der Hausthür auf den Hof gehenden Fenster wurden fast davon bedeckt. „Der alte Herr," sagte der Inspector, „hat sie selber noch gepflanzt."

Dann traten sie über ein paar Stufen in das Haus. — Zur Linken des Flurs lag die Küche; zur Rechten ein einfensteriges Zimmer, dessen Ausrüstung schon die künftige Bewohnerin erkennen ließ. Zwar das hohe Bettgerüst dort entbehrte noch des Umhanges wie des schwellenden Inhalts; aber in der Ecke standen Spinnrad und Haspel, und über der altfränkischen Commode hing ein desgleichen Spiegel-

chen, hinter welchem nur noch die kreuzweis aufgesteckten Pfauenfedern fehlten. „Also, das ist nicht Ihr Zimmer, Mamsellchen!“ sagte der Alte, noch einmal einen Scherz versuchend.

Als er keine Antwort erhielt, deutete er auf seinen Pudel, der lustig die zum oberen Stockwerk führende Treppe hinaufsprang. „Folgen wir ihm!“ sagte er; „dort hinten sind nur noch die Vorrathskammern.“

Oben angekommen, schloß er die Thür zu einem mäßig großen Zimmer auf, das bis auf die Vorhänge völlig eingerichtet schien. Die beiden Fenster, mit denen es über die Wiesenmulde auf den Tannenwald hinaussah, waren die mittleren von den vieren, welche sie von drüben aus erblickt hatten. Vor dem zur Linken stand ein weich gepolsterter Ohrenlehnstuhl, an der Seitenwand des anderen ein Schreibtisch mit vielen Fächern und Schiebladen; neben diesem, bereits im Ticktack ihren Pendel schwingend, hing eine kleine Kuckuksuhr, wie sie so zierlich weit droben im Schwarzwalde verfertigt werden. Eine altmodische, aber noch wohlerhaltene Tapete, mit roth und violett blühendem Mohn auf dunkelbraunem Grund, bekleidete die Wände.

Schweigend, aber aufmerksam betrachtete Franziska Alles, während sie dem Alten die Fensterflügel öffnen half.

Zu jeder Seite dieses Blumenzimmers und durch eine Thür damit verbunden, lag ein schmaleres; beide nur mit einem Fenster auf den Tannenwald hinausgehend. In dem zur Linken befanden sich außer einigen Stühlen nur noch ein eisernes Feldbett und ein paar hohe Reisekoffer. Franziska warf nur einen flüchtigen Blick hinein, während ihr Führer schon die Thür des gegenüberliegenden geöffnet hatte.

„Und nun giebt's was zu lesen!“ rief dieser. „Der Herr Doctor ist selbst hier außen gewesen und hat einen ganzen Tag da drinn gesessen.“

Und wirklich, es war eine stattliche Hausbibliothek, die

hier in sauberem Einband auf offenen Regalen an den Wänden aufgestellt war. Aber während das Mädchen einen Band von Okens Isis herauszog, der ihr aus des Magisters Pensionat bekannt war, hatte der Alte dem Fenster gegenüber schon eine weitere Thür erschlossen.

Das Zimmer, in welches sie hineinführte, lag gegen Westen und im Gegensatz zu den sonnigen Räumen der Vorderseite noch in der Schattendämmerung des unmittelbar daran grenzenden Waldes.

„Sie müssen nicht erschrecken, Mamsellchen," sagte der Alte, indem er auf ein Eisengitter zeigte, womit das einzige Fenster nach außen hin versehen war. „Es ist kein Gefängniß, sondern auch nur so eine Liebhaberei vom alten Herrn gewesen."

„Ich erschrecke nicht so leicht," sagte das Mädchen, indem sie, ihm nach, über die Schwelle trat.

„Nun, so wollen wir den Burschen Ihr Gepäck heraufbringen lassen; denn dort das Bettchen und das Jungfernspiegelchen hier auf der Commode werden doch wohl für Sie dahin beordert sein."

Als Franziska ihre Sachen in Empfang genommen und den Burschen abgelohnt hatte, meinte der Alte: „Und jetzt, Mamsellchen, werd ich Sie ins Dorf zurück begleiten; es ist zwar ein Stündchen Wandern, aber einen guten Eierkuchen wird Ihnen Kaspers Margreth schon zu Mittag backen, und gegen Abend wird der Herr Doctor dort zu Wagen einkehren, um von mir den Schlüssel in Empfang zu nehmen."

Allein das Mädchen schüttelte den Kopf. „Ich bin nun einmal hier; zu essen habe ich noch in meiner Reisetasche."

Der Alte rieb sich das bärtige Kinn mit seiner Hand. „Aber ich werde Sie einschließen müssen; ich muß dem Herrn Doctor selbst den Schlüssel überliefern."

„Schließen Sie nur, Herr Inspector!"

„Hm! — Soll ich Ihnen auch den Phylax hier lassen?“

„Den Phylax? Weshalb das? Da könnt's am Ende doch noch auf eine Hungersnoth hinauslaufen.“

„Nun, nun; ich dachte nur, er ist so unterhaltsam.“

„Aber ich habe keine Langeweile.“

„Ja, ja; Sie haben Recht.“

„Also, Herr Inspector!“

„Also, Mamsellchen, soll ich schließen?“

Sie nickte ernsthaft; dann, ruhig hinter ihm herschreitend, begleitete sie den Alten auf den Hof hinab. Als dieser aus der Ringmauer hinausgetreten und das schwere Thor hinter ihr abgeschlossen war, flog sie behende in das Haus zurück. Mit dem Kopf an den Fensterbalken lehnend, blickte sie droben vom Wohnzimmer aus dem Fortgehenden nach, der eben durch die Kräuter an der jenseitigen Höhe emporschritt. Als er nebst seinem Hunde drüben zwischen den Föhren verschwunden war, trat sie in die Mitte des Zimmers zurück; sie erhob ihre kleine Gestalt auf den Zehen, athmete tief auf, und langsam um sich blickend, drückte sie beide Hände auf ihr Herz. Ein zufriedenes Lächeln flog über das in diesem Augenblicke besonders scharf gezeichnete Gesichtchen.

Gleich darauf ging sie durch die Bibliothek in ihre Kammer, wohin nun auch der Sonnenschein den Weg gefunden hatte. Vor den Spiegel tretend, löste sie ihre schweren Flechten, daß das dunkelblonde Haar wie Wellen an ihr herabfluthete. So kniete sie vor ihren Koffer hin, kramte zwischen ihren Habseligkeiten und räumte sie in die leeren Schubladen der Commode. Ein Kästchen mit Saftfarben Pinseln und Zeichenstiften, einige Blätter mit nicht ungeschickten Blumenmalereien waren dabei auch zum Vorschein gekommen. Als Alles geordnet war, flocht sie sich das Haar aufs Neue und kleidete sich dann so zierlich, als der mitgebrachte Vorrath es nur gestatten wollte.

Wie beiläufig hatte sie inzwischen ein paar Butterbrötchen aus ihrer Reisetasche verzehrt; jetzt, als müsse sie innerhalb dieser Mauern jedes Fleckchen kennen lernen, schlüpfte sie auf leichten Füßen noch einmal durch das ganze Haus; durch alle Zimmer, in die Küche, in den von dort hinabführenden Keller; dann stieg sie auf einer bald von ihr erspähten Treppe auf den Hausboden, über welchem hoch und düster sich das Dach erhob. Es huschte etwas an ihr vorbei, es mochte ein Iltis oder ein Marder gewesen sein; sie achtete nicht darauf, sondern tappte sich nach einer der insgesammt geschlossenen Luken und rüttelte daran, bis sie aufflog. Es war die Hinterseite des Daches, und unter ihr unabsehbar dehnte sich die Haide aus, immer breiter aus dem Walde herauswachsend.

Hier in dem dunklen Rahmen der Dachöffnung kauerte sie sich nieder; nur ihre grauen Falkenaugen schweiften lebhaft hin und her, bald zur Seite über die in der Mittagsgluth wie schlummernd ruhenden Wälder, bald hinab auf die kargen Räderspuren, welche über die Haide zu der soeben von ihr verlassenen Welt hinausliefen.

* * *

In der Zeit, die hierauf folgte, erfuhr das Wild in der Umgebung des „Narrenkastens" eine ihm dort ganz ungewohnte Beunruhigung in der Stille seines Sommerlebens. Aus den Kräutern der jungen Tannenschonung springt plötzlich der Hirsch empor und stürmt, nicht achtend seines knospenden Geweihes, in das nahe Waldesdickicht; draußen im Moorgrund fliegen zwei stahlblaue Birkhähne gluckend in die Höhe, die seit Jahren hier unbehelligt ihre Tänze aufführen durften; selbst Meister Reinecke bleibt nicht ungestört. In einem alten Riesenhügel hat er sein Malepartus aufgeschlagen und sitzt jetzt in der warmen Mittagssonne vor

einem seiner Ausgänge, bald behaglich nach den über der Haide spielenden Mücken blinzelnd, bald auf seine jungen Füchslein schauend, die um ihn her ihre ersten Purzelbäume versuchen. Da plötzlich streckt er den Kopf und bewegt horchend seine spitzen Ohren; drüben, vom Saum des Buchenwaldes, hat die Luft einen ungehörigen Laut ihm zugetragen.

Einige Minuten später schreitet ein nicht mehr junger, aber kräftiger Mann über die Haide; ein großer, löwengelber Hund springt ihm voraus und steckt die Schnauze in den Eingang des Hünengrabes, durch welchen kurz vorher der Fuchs und seine Brut verschwunden sind; doch sein Herr ruft ihn zurück, und er gehorcht ihm augenblicklich. Sie kommen eben aus dem Walde; jetzt schreiten sie weiter über die Haide; bald werden sie zusammen dort den Sumpf durchwaten. Sie sind unzertrennlich, sie thun das alle Tage; aber die Thiere brauchen sich vor ihnen nicht zu fürchten; denn der Hund hat nur Augen für seinen Herrn und dieser nur für die stille Welt der Pflanzen, welche, einmal aufgefunden, seiner Hand nicht mehr entfliehen können; heute sind es besonders die Moose und einige Zwergbildungen des Binsengeschlechts, die er unbarmherzig in seine grüne Kapsel sperrt.

Mitunter geht auch ein Mädchen an seiner Seite; doch dies geschieht nur selten und bei kürzeren Wanderungen. Meistens ist sie drüben an der Wiesenmulde, hinter den hohen Mauern des „Waldwinkels"; dort geht sie in Küch und Keller einer alten Frau zur Hand, deren gutmüthiges Gesicht schon durch die Einförmigkeit seines Ausdrucks eine langjährige Taubheit verrathen würde, wenn dies nicht noch deutlicher durch ein Hörrohr geschähe, das sie wie ein Jägerhörnchen am Bande über der Schulter trägt. Das Mädchen weiß, daß die Alte einst die Wärterin ihres jetzigen Herrn gewesen ist; sie zeigt sich ihr überall gefällig und sucht ihr Alles an den Augen abzusehen. — Anders steht sie mit

dem Herrn selber; er hat keinen Blick wieder von ihr erhalten, wie damals in der Gerichtsstube, als er der Actuar des Bürgermeisters war, so ungeduldig er auch oft darauf zu warten scheint. Zuweilen, wenn sie nach dem Mittagstische die Zimmer oben geordnet hat, was stets mit pünktlicher Sauberkeit geschieht, sitzt sie auch wohl am Fenster des kleinen Bibliothekzimmers und malt auf bräunliche Papierblättchen eine Rispe oder einen Blüthenstengel, den der Doctor allein oder sie mit ihm aus der Wildniß draußen heimgebracht hat. Dieser selbst steht dann oft lange neben ihr und blickt schweigend und wie verzaubert auf die kleine, regsame Hand.

So war es auch eines Nachmittags, da schon manche Woche ihres Zusammenlebens hingeflossen war. Er hatte einen Strauß aus Wollgras und gesterntem Bärenlauch vor ihr zurecht gelegt, und sie war emsig beschäftigt, ihn aufs Papier zu bringen. Mitunter hatte er ein kurzes Wort zu ihr gesprochen, und sie hatte ebenso und ohne aufzublicken ihm geantwortet.

„Aber sind Sie denn auch gern hieher gekommen?“ fragte er jetzt.

„Gewiß! Weshalb denn nicht? Bei dem Schuster roch das ganze Haus nach Leder; und Bettelleute waren es auch.“

„Bettelleute? — Weshalb sprechen Sie so hart, Franziska?“ — Es schien, als wenn er ihr zu zürnen suche; aber er vermochte es schon längst nicht mehr. Eine Weile ließ er seine Augen auf ihr ruhen, während sie eifrig an einem Blättchen fortschattirte; als keine Antwort erfolgte, sagte er: „Ich bin kein Bettelmann, aber einsam ist es hier für Sie.“

„Das hab ich gern,“ erwiderte sie leise und tauchte wieder den Pinsel in die Farbe.

Neben ihr auf dem Tische lagen mehrere fertige Blätt-

chen; er nahm eins derselben, auf dem eine Blüthe der Cornus suecica gemalt war, und schrieb mit Bleistift darunter:

Eine andre Blume hatt ich gesucht —
Ich konnte sie nimmer finden;
Nur da, wo zwei beisammen sind,
Taucht sie empor aus den Gründen.

Er hatte das so beschriebene Blatt vor sie hingelegt; aber sie warf nur einen raschen Blick darauf und schob es dann, ohne aufzusehen, wieder unter die anderen Blätter, indem sie sich tief auf ihre Zeichnung bückte.

Noch eine Weile stand er neben ihr, als könne er nicht fort; da sie aber schweigend in ihrer Arbeit fortfuhr, so pfiff er seinem Hunde und schritt mit diesem in den Wald hinaus.

* * *

Es war ihm seltsam ergangen mit dem Mädchen. In augenblicklicher Laune, fast gedankenlos, hatte er sie in den Kreis seines Lebens hineingezogen; eine Zuthat nur, eine Bereicherung für die einförmigen Tage hatte sie ihm sein sollen; — und wie anders war es nun geworden! Freilich, die alte Frau Wieb, für die trotz ihrer Taubheit die Welt kein störendes Geheimniß barg, vermochte es nicht zu sehen; aber selbst der löwengelbe Hund sah es, daß sein Herr in den Bann dieses fremden Kindes gerathen, daß er ihr ganz verfallen sei; denn mehr wie je drängte er sich an ihn und blickte ihn mit fast vorwurfsvollen Augen an.

Lange waren sie zweck- und ziellos mit einander umhergestreift; jetzt, da schon die Dämmerung in den Wald herabsank, lagerten Herr und Hund unweit des Fußsteiges unter einem großen Eichenbaum, in dem um diese Zeit die Nebelkrähen sich zu versammeln pflegten, bevor sie zu ihren noch abgelegeneren Schlafplätzen flogen.

Der Doctor hatte den Kopf gegen einen moosbewachsenen Granitblock gelehnt, auf dem Franziska sich einige Male ausgeruht, wenn sie mit ihm von einem Ausfluge hier vorbeigekommen war. Seine Augen blickten in das Geäst des Baumes über ihm, wo Vogel um Vogel niederrauschte, wo sie durch einander hüpften und krächzten, als hätten sie die Chronik des Tages mit einander festzustellen; aber die schwarzgrauen Gesellen kümmerten ihn im Grunde wenig; durch seine Phantasie ging der leichte Tritt eines Mädchens, desselben, deren müde Füßchen noch vor Kurzem an diesem Stein herabgehangen hatten, gegen den er jetzt seinen grübelnden Kopf drückte.

Was hatte eine Bethörung über ihn gebracht, wie er sie nie im Leben noch empfunden hatte? — Alles Andere, was er ein halbes Leben lang wie ein unerträgliches Leid mit sich umhergeschleppt, es war wie ausgelöscht, er begriff es fast nicht mehr. War es nur der Taumel, nach einem letzten Jugendglück zu greifen? Oder war es das Geheimniß jener jungen Augen, die mitunter plötzlich in jähe Abgründe hinabzublicken schienen? — So Manches hatte er an ihr bemerkt, das seinem Wesen widersprach; es blitzten Härten auf, die ihn empörten, es war eine Selbständigkeit in ihr, die fast verachtend jede Stütze abwies. Aber auch das ließ ihm keine Ruhe; es war ein Feindseliges, das ihn zum Kampf zu fordern schien, ja, von dem er zu ahnen glaubte, es werde, wenn er es bezwungen hätte, mit desto heißeren Liebeskräften ihn umfangen.

Er war aufgesprungen; er streckte die Arme mit geballten Fäusten in die leere Luft, als müsse er seine Sehnen prüfen, um sogleich auf Leben und Tod den Kampf mit der geliebten Feindin zu bestehen.

Über ihm in der Eiche rauschten noch immer die Vögel durch einander; da schlug der Hund an, und die ganze Schar erhob sich mit lautem Krächzen in die Luft. Aber

aus dem Walde hörte er ein anderes Geräusch; kleine leichte Schritte waren es, die eilig näher kamen, und bald gewahrte er zwischen den Baumstämmen das Flattern eines Frauenkleides. Er drückte die Faust gegen seine Brust, als könnte er das rasende Klopfen seines Blutes damit zurückdrängen.

Athemlos stand sie vor ihm.

„Franziska!“ rief er. „Wie blaß Sie aussehen!“

„Ich bin gelaufen,“ sagte sie, „ich habe Sie gesucht.“

„Mich, Franziska? Es wird schon dunkel hier im Walde.“

Sie mochte die Antwort, nach der ihn dürstete, in seinem Antlitz lesen; aber sie sagte einfach — und es war der Ton der Dienerin, welche ihrem Herrn eine Bestellung ausrichtet: „Es ist Jemand da, der Sie zu sprechen wünscht.“

„Der mich zu sprechen wünscht, Franziska?“

Sie nickte. „Es ist der Vormund, der Schuster,“ sagte sie beklommen, als fühle sie das Pech an ihren Fingern.

„Ihr Vormund! Was kann der von mir wollen?“

„Ich weiß es nicht; aber ich habe Angst vor ihm.“

„So kommen Sie, Franziska!“

Und rasch schritten sie den Weg zurück.

— — Es war ein untersetztes Männlein mit wenig intelligentem, stumpfnasigem Antlitz, das in dem Stübchen der Frau Lewerenz auf sie gewartet hatte. Richard führte ihn nach dem Wohnzimmer hinauf, wohin Franziska schon vorangegangen war.

„Nun, Meister, was wünschen Sie von mir?“ sagte er, indem er sich auf den Sessel vor seinem Schreibtisch niederließ.

Der Handwerker, der trotz des angebotenen Stuhles wie verlegen an der Thür stehen blieb, brachte zuerst in ziemlicher Verworrenheit einige Redensarten vor, mit denen er die Veranlassung seines heutigen Besuches zum Voraus zu entschuldigen suchte. Endlich aber kam er doch zur Hauptsache. Ein alter Bäckermeister, reich — sehr reich und ohne

Kinder, wollte Franziska zu sich nehmen; er hatte fallen lassen, daß er sie sogar in seinem Testament bedenken werde, wenn sie treulich bei ihm aushalte; für ihn, den Vormund, sei es Gewissenssache, ein solches Glück für seine Mündel nicht von der Hand zu weisen.

Richard hatte, wenigstens scheinbar, geduldig zugehört. „Ich muß Ihre Fürsorglichkeit anerkennen, Meister," sagte er jetzt, indem er gewaltsam seine Erregung unterdrückte; „aber Franziska wird nicht schlechter gestellt sein in meinem Hause; ich bin bereit, Ihnen die nöthigen Garantien dafür zu geben."

Der Mann drehte eine Weile den Hut in seinen Händen. „Ja," sagte er endlich, „es wird denn doch nicht anders gehen."

„Und weshalb denn nicht?"

Er erhielt keine Antwort; der Angeredete blickte mürrisch auf den Boden.

Das Mädchen hatte während dieser Verhandlung laut- und regungslos am Fenster gestanden. Als Richard jetzt den Kopf zurückwandte, sah er ihre großen grauen Augen weit geöffnet; angstvoll, in flehender Hingebung, alles Sträuben von sich werfend, blickte sie ihn an.

„Franziska!" murmelte er. Einen Augenblick war es todtenstill im Zimmer.

Dann wandte er sich wieder an den Vormund; sein Herz schlug ihm, daß er nur in Absätzen die Worte hervorbrachte. „Sie verschweigen mir den wahren Grund, Meister," sagte er; „erklären Sie sich offen, wir werden schon zusammen fertig werden."

Der Andere erwiderte nur: „Ich habe nichts weiter zu erklären."

Franziska, die mit vorgebeugtem Kopf und offenem Munde den Beiden zugehört hatte, war hinter des Doctors Stuhl getreten. „Soll ich den Grund sagen, Vormund?"

fragte sie jetzt; und aus ihrer Stimme klang wieder jener schneidende Ton, der wie ein verborgenes Messer daraus hervorschoß.

„Sagen Sie, was Sie wollen!" erwiderte der Handwerker, seine Augen trotzig auf die Seite wendend.

„Nun denn, wenn Sie es selbst nicht sagen wollen, — der Bäckermeister hat eine Hypothek auf Ihrem Hause; ich weiß, Sie werden jetzt von ihm gedrängt!"

Richard athmete auf. „Ist dem so?" fragte er.

Der Mann mußte es bejahen.

„Und wie hoch beläuft sich Ihre Schuld?"

Es wurde eine Summe angegeben, die für die Verhältnisse eines kleinen Handwerkers immerhin beträchtlich war.

„Nun, Meister," erwiderte Richard rasch; aber bevor er seinen Satz vollenden konnte, fühlte er wie einen Hauch Franziskas Stimme in seinem Ohr: „Nicht schenken! Bitte, nicht schenken!" und ebenso leise, aber wie in Angst, fühlte er seinen Arm von ihr umklammert.

Er besann sich; er hatte sie sofort verstanden.

„Meister," begann er wieder; „ich werde Ihnen das Geld leihen; Sie können es sofort erhalten und brauchen mir nur einen Schuldschein auszustellen. Verstehen Sie mich wohl — so lange Ihre Mündel sich in meinem Hause befindet, verlange ich keine Zinsen! Sind Sie das zufrieden?"

Der Mann hatte noch allerlei Bedenken, aber es war nur des schicklichen Rückzuges halber; nach einigem Hin- und Widerreden erklärte er sich damit einverstanden.

„So gedulden Sie sich einen Augenblick! Ich werde Ihnen den erforderlichen Auftrag an meinen Anwalt mitgeben."

Franziska hatte sich aufgerichtet; Richard rückte seinen Sessel an den Schreibtisch. Man hörte die Feder kritzeln; denn die Hand flog, die jene Worte schrieb.

Rasch war der Brief versiegelt und wurde von begierigen Händen in Empfang genommen.

Gleich darauf hatte Richard den Mann zur Thür geleitet; Franziska stand noch an derselben Stelle. Wie gebannt, ohne sich zu rühren, blickten beide auf die Thür, die sich eben wieder geschlossen hatte; als käme es darauf an, sich der schwerfälligen Schritte zu versichern, die jetzt langsam die Treppe hinab verhallten. Einen Augenblick noch, und auch das Auf- und Zuschlagen der Hausthür und nach einer Weile das des Hofthores klang zu ihnen herauf.

Da wandte er sich gegen sie. „Komm!" sagte er leise und öffnete die Arme.

Es mußte laut genug gewesen sein; denn sie flog an seine Brust, und er preßte sie an sich, als müsse er sie zerstören, um sie sicher zu besitzen. „Franzi! Ich bin krank nach dir; wo soll ich Heilung finden?"

„Hier!" sagte sie und gab ihm ihre jungen rothen Lippen. — —

Ungehört von ihnen war die Zimmerthür zurückgesprungen; ein schöner schwarzgelber Hundekopf drängte sich durch die Spalte, und bald schritt das mächtige Thier selbst fast unhörbar in das Zimmer. Sie bemerkten es erst, als es den Kopf an die Hüfte seines Herrn legte und mit den schönen braunen Augen wie anklagend zu ihm aufblickte.

„Bist du eifersüchtig, Leo?" sagte Richard, den Kopf des Thieres streichelnd; „armer Kamerad, gegen die sind wir beide wehrlos."

— — Auch auf diesen Abend war die Nacht gefolgt. Auf der Schwarzwälder Uhr hatte eben der kleine Kunstvogel zehnmal unter Flügelschlagen sein „Kuckuk" gerufen, und Richard holte den großen Schlüssel aus seiner Schlafkammer, um, wie jeden Abend, das Hofthor in der Mauer abzuschließen.

Als unten auf dem Flur Franziska aus der Küche trat,

haschte er im Dunkeln ihre Hand und zog sie mit sich auf den Hof hinab. Schweigend hing sie sich an seinen Arm. So blickten sie aus dem geöffneten Thor noch eine Weile in die Nacht hinaus.

Es stürmte; die Tannen sausten, hinter dem Wald herauf jagte schwarzes Gewölk über den bleichen Himmel; aus dem Dickicht scholl das Geheul des großen Waldkauzes. Das Mädchen schauderte. „Hu, wie das wüst ist!“

„Du, hast du Furcht?“ sagte er. „Ich dachte, du könntest dich nicht grauen.“

„Doch! Jetzt!“ Und sie drängte ihren Kopf an seine Brust.

Er trat mit ihr zurück und warf den schweren Riegel vor die Pforte; von oben aus den Fenstern fiel der Lampenschimmer in den umschlossenen Hof hinab. „Der nächtliche Graus bleibt draußen!“ sagte er.

Sie lachte auf. „Und auch der Vormund!“ raunte sie ihm ins Ohr.

Er nahm sie wie berauscht auf beide Arme und trug sie in das Haus. — Und auch hier drehte sich nun der Schlüssel, und wer draußen gestanden hätte, würde es gehört haben, wie auf diesen Klang der große Hund sich innen vor der Hausthür niederstreckte.

Bald war auch in den Fenstern oben das Licht erloschen, und das Haus lag wie ein kleiner dunkler Fleck zwischen unzähligen anderen in der großen Einsamkeit der Waldnacht.

* *
*

Franziska war mit dürftiger Kleidung in ihre neue Stellung eingetreten, und obgleich Richard bei seiner ersten Verhandlung mit dem Vormunde in dieser Beziehung alle Fürsorge auf sich genommen hatte, so war bei dem abwehrenden Wesen des Mädchens doch noch kein Augenblick ge-

kommen, in dem er Näheres hierüber hätte mit ihr reden mögen. Freilich war auch dies Gepräge der Armuth und nicht weniger die Scham, womit er sie bemüht sah, es ihm zu verdecken, nur zu einem neuen Reiz für ihn geworden; ein süßes, schmerzliches Licht schien ihm bei solchen Anlässen von ihrem jungen, sonst ein wenig herben Antlitz auszustrahlen. — Jetzt aber durfte es so nicht länger bleiben.

Drei Meilen südlich von ihrem Waldhäuschen lag eine große Handelsstadt, und eines Morgens in der Frühe hielt draußen vor dem Thore ein leichter, wohlbespannter Wagen, um sie dorthin zu bringen. Leo war im Hinterhause eingesperrt worden. Frau Wieb, nachdem sie von Beiden noch einige freundliche Worte durch ihr Hörrohr in Empfang genommen hatte, nickte munter nach dem Wagensitz hinauf, und fort rollten sie über die holperigen Geleise der Haide in die Welt hinaus.

Auf halbem Wege waren sie in einem Dorfkruge abgestiegen. Als die Wirthin die bestellte Milch brachte, fragte sie, auf Richard zeigend: „Der Herr Vater nimmt doch auch ein Glas?“

„Freilich,“ wiederholte Franziska, „der Herr Vater nimmt das andere Glas.“

Mit übermüthiger Schelmerei blickte sie zu ihm hinauf.

Es war noch früh am Vormittage, als sie die große Stadt erreichten.

Zuerst wurde für die Oberkleider eingekauft; klare, feingeblümte Stoffe für die heißen, weiche, einfarbige Wollenstoffe für die kalten Tage. Die Anfertigung der Kleider wurde in demselben Geschäfte besorgt, und Franziska mußte mit einer Schneiderin in ein anliegendes Cabinet gehen, um sich die Maße nehmen zu lassen. Zuvor aber waren von Richard, unter lebhafter Mißbilligung der Verkäufer, die einfachsten Schnitte zur Bedingung gemacht: „Fürs Haus und für den Wald!“ Und Franzi hatte die mitleidigen Blicke,

womit die jungen Herren des Ladens sie über den Eigensinn des „Herrn Vaters“ zu trösten suchten, ohne eine Miene zu verziehen, über sich ergehen lassen.

Sie gaben ihre Adresse ab und gingen weiter.

Nachdem unterwegs Franziskas Malgeräth vervollständigt und bei einer Modistin zwei einfache, aber zierliche Strohhüte eingehandelt waren, traten sie in ein Weißwaarengeschäft. Bevor noch Franziska ein Wort darein reden konnte, hatte er ein Dutzend fertiger Hemden eingekauft.

„Sie sind ein Verschwender!“ sagte sie; „das hätt ich Alles selber nähen können.“

„Du hast Recht!“ erwiderte er und kaufte das Zeug zu einem zweiten Dutzend.

„Wenn Sie so fortfahren, Richard, so gehe ich in keinen Laden mehr.“

„Nur noch zum Schuhmacher! — Aber was soll das ‚Sie‘? Bist du mir böse, Franzi?“

„Nein, du; aber du siehst mir heut so vornehm aus.“

„Weiter!“ sagte er.

Bald darauf standen sie in dem elegantesten Schuhwaarenmagazin; und die Ladendame, nachdem sie etwas herabsehend die unscheinbare Gestalt des Mädchens gemustert hatte, breitete gleichgültig einen Haufen Schuhwerk vor ihnen aus.

Ein Zug der Verachtung spielte um Franzis Lippen, als sie auf diese Mittelwaare blickte; denn sie besaß eine Schönheit, welche an diesem Orte als die höchste gelten mußte, und deren sie sich vollständig bewußt war. Aber sie setzte sich gleichwohl auf den bereit stehenden Sessel und zog ihr Kleid bis an die Knöchel in die Höhe.

Das Frauenzimmer, das mit dem Schuhwerk vor ihr hingekniet war, stieß einen Ruf des Entzückens aus. „Ah! Welch ein Aschenbrödelfüßchen! Da muß ich Kinderschuhe bringen.“

Wie eine Fürstin saß Franzi auf ihrem Sessel; Richard, der diesen Sieg vorausgesehen hatte, verschlang den triumphirenden Blick, den sie zu ihm hinaufsandte.

Die Ladendame aber erschien ganz wie verwandelt; ihre Käufer waren offenbar plötzlich in die Aristokratie der Kundschaft hinaufgerückt; sie holte eifrig eine Menge zierlicher Stiefelchen von allen Farben und Arten aus den Glasschränken hervor, die aber sämmtlich nach dem Gebot der Mode mit hohen Absätzen versehen waren.

„Nein, nein," sagte Richard lächelnd, „das mag für gewöhnliche Damenfüße gut genug sein; Füße aus dem Märchen dürfen nicht auf solchen Klötzen gehen!"

„Sie haben Recht, mein Herr," sagte die Ladendame, „aber für die gewöhnliche Kundschaft müssen wir uns nach der Mode richten." Dann kramte sie wieder in ihren Schränken; und nun brachte sie Stiefelchen, so leicht, so weich; die Elfen hätten darauf tanzen können; gleich das erste Paar glitt wie angegossen über Franzis schlanke Füßchen.

Noch einige Paare wurden ausgesucht, auch für die gemeinschaftlichen Wanderungen zu hoch hinaufreichenden ledernen Waldstiefelchen das Maß genommen; dann trieben die Beiden weiter durch die wimmelnde Menschenfluth der großen Stadt. Sie hing an seinem Arm; er fühlte mit Entzücken jeden ihrer leichten Schritte, und unwillkürlich ging er immer rascher, als wolle er den Vorübergehenden jeden Blick auf das bezaubernde Geheimniß dieser Füßchen unmöglich machen, die nur ihm und keinem Anderen je gehören sollten.

Mit sinkendem Abend hielt der Wagen wieder vor dem Hause des Waldwinkels.

— — Einige Tage später brachte die Botenfrau große Packen aus der Stadt; alle Bestellungen waren auf einmal eingetroffen. Franziska trug die Herrlichkeiten auf ihr Zimmer und schloß sich darin ein. Als sie nach geraumer Zeit in die Wohnstube trat, ging sie auf Richard zu, nahm ihn

schweigend um den Hals und küßte ihn; dann lief sie in die Küche, um Frau Wieb heraufzuholen.

Es war aber nur noch ein Theil der Sachen und nur das Einfachste, das jetzt, auf Bett und Commode ausgebreitet, der gutmüthigen Alten zur Bewunderung vorgezeigt wurde. Dagegen hatte Franziska derzeit nicht vergessen, Richard an den Einkauf eines guten Kleiderstoffs und einer bunten Sonntagshaube für die Alte zu erinnern. Und jetzt, trotz deren Bitten, sie möge ihr eigen Weißzeug darum nicht versäumen, gab sie keine Ruhe, bis sie zu dem neuen Staat ihr Maß genommen hatte und anderen Tages schon zwischen zerschnittenen Stoffen und Papiermustern in Frau Wiebs Kämmerchen am Schneidertische saß. So geschickt wußte sie es der alten Frau vorzustellen, daß sie noch keineswegs zu alt sei, um hier eine Rosette, dort eine Puffe oder Schleife angesetzt zu bekommen, daß diese immer öfter aus ihrer Küche in die Zauberwerkstatt hinüberlief und ihrem Herrn betheuerte, die Franziska mache sie noch einmal wieder jung.

Richard schien kaum dies Treiben zu beachten; nur einmal, als er dem Mädchen auf dem Flur begegnete, da sie eben mit allerlei Nähgeräth die Treppe herabgekommen war, hielt er sie an und sagte: „Aber Franzi, was stellst du denn mit unserer guten Alten auf? Sie wird ja eitel wie Bathseba auf ihre alten Tage.“

Franziska ließ eine Weile ihre Augen in den seinen ruhen. „Laß nur,“ sagte sie dann, „die Alte muß auch ihre Freude haben!“ Und schon war sie durch die Kammerthür verschwunden.

* * *

Sie wohnten zwischen der Haide und dem Walde, in welche seit hundert Jahren keine Menschenhand hineingegriffen hatte; rings um sie her waltete frei und üppig die Natur.

Die Menschen waren fern, nur die Bienen kamen und summten einsam über die Haide. Einmal zwar war der alte Inspector eingekehrt und hatte wegen der nöthigen Feuerung mit der alten Frau Wieb einen Zwiesprach in deren Stübchen abgehalten; dann ein paar Tage später war ein mächtiges Fuder schwarzen Torfes durch den Wald daher gekommen und vor dem Hause abgeladen worden; einmal auch hatte der Krämer aus der Stadt mit seinen neugierigen Augen sich herangedrängt, hatte glücklich ein Geschäft gemacht, war dann aber mit der Weisung entlassen worden, daß in Zukunft Alles brieflich solle bestellt werden. Sonst war Niemand da gewesen als die Botenfrau, die zweimal wöchentlich Briefe und Blätter, und was ihr sonst zu bringen aufgetragen war, unten in der Küche niederlegte. Einen Besuch auf dem jenseit des Waldes liegenden Schlosse hatte Richard den Junkern zwar versprochen, aber er wurde immer wieder hinausgeschoben. So kam auch von dort Niemand herüber. Selbst die Zeitungen, welche von draußen aus der Welt Kunde bringen sollten, wurden seit Wochen ungelesen in einem unteren Fache des Schreibtisches aufgehäuft.

— — Aber an jedem Morgen fast schritten jetzt die Beiden mit einander in die würzige Sommerluft hinaus; Franzi in ihren hohen ledernen Waldstiefelchen, die Kleider aufgeschürzt, über der Schulter eine kleine Botanisirtrommel, die er für sie hatte anfertigen lassen. Meistens sprang auch der große Hund an ihrer Seite; mitunter aber, wenn der Himmel mit Duft bedeckt war, wenn still, wie heimlich träumend, die Luft über der Haide ruhte und der Wald wie dämmerndes Geheimniß lockte, dann wurde wohl der Löwengelbe, wenn er neben ihnen aus der Hausthür stürmte, in schweigendem Einverständniß von ihnen zurückgetrieben; hastig warfen sie dann das schwere Hofthor zurück und achteten nicht des Winselns und Bellens, das von dem verschlossenen

Hofe aus hinter ihnen herscholl. Eilig gingen sie fort, und endlich zwischen Busch und Haide erreichte es sie nicht mehr. Nichts unterbrach die ungeheure Stille um sie her, als mitunter das Gleiten einer Schlange oder von fern das Brechen eines dürren Astes; im Laube versteckt saßen die Vögel, mit gefalteten Flügeln hingen die Schmetterlinge an den Sträuchern.

Am Waldesrande waren jetzt in seltener Fülle die tiefrothen Hagerosen aufgebrochen. Wenn gar so schwül der Duft auf ihrem Wege stand, ergriffen sie sich wohl an den Händen und erhoben schweigend die glänzenden Augen gegen einander. Sie athmeten die Luft der Wildniß, sie waren die einzigen Menschen, Mann und Weib, in dieser träumerischen Welt.

— — Einmal, nach langer Wanderung, da die Sonne funkelte und schon senkrecht ihre Mittagsstrahlen herabsandte, waren sie unerwartet an den Rand des Waldes gekommen. Sanft ansteigend breitete ein unabsehbares Kornfeld sich vor ihnen aus; es war in der Blüthezeit des Roggens; mitunter wehten leichte Duftwolken darüber hin; bis gegen den Horizont erblickte man nichts als das leise Wogen dieser bläulich silbernen Fluthen.

Da klang von fern das Gebimmel einer Glocke; weit hinten, drüben aus dem Grunde, wo wohl das Schloß gelegen sein mochte; gleich einem Rufen klang es durch die stille Mittagsluft, und wie hingezogen von den Lauten schritt Franziska in das wogende Ährenfeld hinein, während Richard, an einen Buchenstamm gelehnt, ihr nachblickte. — Immer weiter schritt sie; es wallte und fluthete um sie her; und immer ferner sah er ihr Köpfchen über dem unbekannten Meere schwimmen. Da überfiel's ihn plötzlich, als könne sie ihm durch irgend welche heimliche Gewalt darin verloren gehen. Was mochte auf dem unsichtbaren Grunde liegen, den ihre kleinen Füße jetzt berührten? — Vielleicht war es

keine bloße Fabel, das Erntekind, von dem die alten Leute reden, das dem, der es im Korne liegen sah, die Augen brechen macht! Es lauert ja so Manches, um unsere Hand, um unseren Fuß zu fangen und uns dann hinabzureißen. — — „Franzi!“ rief er; „Franzi!“

Sie wandte den Kopf. „Die Glocke!“ kam es zurück. „Ich will nur wissen, wo die Glocke läutet!“

„Das gilt nicht uns, Franzi; das ist die Mittagsglocke auf dem Schloß!“

Sie wandte sich um und kam zurück. Er schloß sie leidenschaftlich in die Arme. „Weißt du nicht, daß es gefährlich ist, so tief in ein Ährenfeld hineinzugehen?“

„Gefährlich?“ Sie sah ihn seltsam lächelnd an. Dann tauchten sie in ihren Wald zurück.

— — Ein ander Mal, nach einem schwülen Tage, waren sie erst spät am Nachmittag hinausgegangen. — Als der Abend schon tief herabsank, ruhten sie am Ufer eines großen Waldwassers, das rings von hohen Buchen eingefaßt war. Zu ihren Füßen, trotz der regungslosen Stille, schwankte das Schilf mit leisem Rauschen an einander; drüben hinter dem jenseitigen Walde, der seine Schatten auf den Wasserspiegel warf, zuckte dann und wann ein Wetterschein empor; Irisduft wehte über den See, und ein lautloser Blitz erleuchtete ihn.

Er hatte sich über sie gebeugt und ließ es wie ein Spiel an sich vorübergehen, wenn ihr blasses Antlitz aus dem Dunkel auftauchte und wieder darin verschwand. „Weißt du,“ sagte er, — „es heißt, man solle in den Augen eines Weibes noch mitunter das Schillern der Paradiesesschlange sehen. Eben, da der Blitz flammte, sah ich es in deinen Augen.“

„Schillerte es denn schön?“ fragte sie und hielt ihre Augen offen ihm entgegen.

„Bethörend schön.“

Und wieder flammte ein Blitz.

„Du bist ein Thor, Richard!“

„Ich glaube es selber, Franzi.“

Und er legte den Kopf in ihren Schoß, und zu ihr emporblickend, sah er wieder und wieder die Wetterscheine in ihren dunklen Augen zucken.

— — So floß die Zeit dahin. Eines Vormittags aber, als von den Fenstern des Wohnzimmers aus vor dem niederrauschenden Regen der Tannenwald nur noch wie eine graue Nebelwand erschien und die Drachenköpfe unaufhörlich Wasser von sich spieen, stand Richard sinnend und allein an seinem Schreibtische, nur mitunter wie abwesend in den trüben Tag hinausblickend.

Franzi trat herein; er hatte sie heute noch nicht gesehen; am Frühstückstische hatte er vergebens auf sie gewartet. Jetzt ging sie schweigend auf ihn zu, drückte ihre Augen gegen seine Brust und hing an seinem Halse, als sei sie nur ein Theil von ihm. Er legte seinen Arm um sie, aber er küßte sie nicht; seine Gedanken waren bei anderen Dingen. Er merkte es kaum, als sie plötzlich wieder aus seinem Arm und aus dem Zimmer sich hinweggestohlen hatte.

Als bald darauf wegen einer wirthschaftlichen Bestellung Frau Wieb ins Zimmer trat, fand sie ihren Herrn vor einer aufgezogenen Schieblade stehen, aus der er allerlei Papiere auf die Tischplatte hervorgekramt hatte. Es waren zum Theil Scheine, deren Vorlegung bei gewissen Lebensacten die bürgerliche Ordnung von ihren Mitgliedern zu verlangen pflegt.

„Sag mir, Wieb,“ rief er der Eintretenden zu, „in welcher Kirche bin ich denn getauft? Du bist ja damals dabei gewesen.“

„Wie?“ fragte die Alte und hielt ihr Hörrohr hin. „In welcher Kirche?“

„Nun ja; mir fehlt der Taufschein; man muß seine Papiere doch in Ordnung haben.“

Nachdem er noch einmal in das Hörrohr gerufen hatte, nannte sie ihm die Kirche.

Aber er hörte schon kaum mehr darauf.

„Nein, nein!“ sagte er mit leisen, aber scharfen Lauten vor sich hin, indem er wie abwehrend seine Hand ausstreckte. „Wen geht's was an! Es soll mir Niemand daran rühren!“

Als er sich umwandte, stand seine alte Wirthschafterin noch im Zimmer; das Muster der Tapete, das sie mit Aufmerksamkeit betrachtete, schien sie festgehalten zu haben. Er fragte sie: „Was siehst du denn an den verblichenen Blumen, Wieb?“

Die Alte nickte. „Die sitzen da nicht von ungefähr,“ erwiderte sie. „Der Herr Inspector, da er neulich wegen der Feuerung da war, hat es mir erzählt. Vergessen und Vergessenwerden, Herr Richard!

Wer lange lebt auf Erden,
Der hat wohl diese Beiden
Zu lernen und zu leiden!

Der alte Herr vom Schlosse drüben — der Großvater ist's gewesen von dem jetzigen — hat nur einen Sohn gehabt, den aber hat er fast übermäßig geliebt und ihn nimmer, auch da er schon in die reiferen Jahre gekommen war, aus seiner Nähe lassen wollen; der junge Herr wäre darüber fast zum Hagestolz geworden. Endlich gab's denn doch noch eine Hochzeit, und wie der Vater in ihn, so ist der Sohn in seine junge Frau vernarrt gewesen. Der alte Herr aber hat es nicht verwinden können, daß seines Kindes Augen jetzt immer nur nach einer Fremden gingen; er hat den Beiden das Schloß gelassen und hat sich in die Einsamkeit hinausgebaut. Die Tapete hier in diesem Zimmer, wo er noch jahrelang gelebt, ist derzeit von ihm selber ausgewählt; es seien die Blumen des Schlafes und der Vergessenheit, so soll er oft gesagt haben. — Haben Sie noch etwas zu befehlen, Herr Richard?“

Er hatte nichts.

Als die Alte hinausgegangen war, blickte auch er noch eine Weile auf die rothen und violetten Mohnblumen; dann fielen seine Augen auf ein Wandgemälde, das oberhalb der vom Flur hereinführenden Thür die Tapetenbekleidung des Zimmers unterbrach.

Es war eine weite Haidelandschaft, vielleicht die an dem Waldwinkel selbst belegene, hinter welcher eben der erste rothe Sonnenduft heraufstieg; in der Ferne sah man, gleich Schattenbildern, zwei jugendliche Gestalten, eine weibliche und eine männliche, die Arm in Arm, wie schwebend, gegen den Morgenschein hinausgingen; ihnen nachblickend, auf einen Stab gelehnt, stand im Vordergrunde die gebrochene Gestalt eines alten Mannes.

Als Richard jetzt von dem Bilde auf die Umrahmung desselben hinüberblickte, trat ihm dort, halb versteckt zwischen allerlei Arabesken, eine Schrift entgegen, die bei näherem Anschauen in phantastischen Buchstaben um das ganze Bild herumlief.

Dein jung Genoß in Pflichten
Nach dir den Schritt thät richten;
Da kam ein andrer junger Schritt,
Nahm deinen jung Genossen mit;
Sie wandern nach dem Glücke,
Sie schaun nicht mehr zurücke.

So lauteten die Worte. Lange stand Richard vor dem Bilde, das er früher kaum beachtet hatte.

Würde das Antlitz jenes einsamen Alten, wenn es sich plötzlich zu ihm wendete, die Züge des Erbauers dieser Räume zeigen, oder war diese Gestalt das Alter selbst, und würde sie — nur eines vermessenen Worts bedurfte es vielleicht — sein eigenes Angesicht ihm zukehren? — Wehte nicht schon ein gespenstisch kalter Hauch von dem Bilde zu ihm herab? — Unwillkürlich griff er sich in Bart und Haar und richtete sich rasch und straff empor. — Nein,

nein; es hatte ihn noch nicht berührt. Aber wie lange noch, so mußte es dennoch kommen. Und dann? — —

Er wandte sich langsam ab und trat an seinen Schreibtisch. Die Papiere, die dort noch umher lagen, legte er in die Schublade zurück, aus der er sie vorhin genommen hatte. — Draußen strömte unablässig noch der Regen.

* * *

In den nächsten Tagen schien wieder die Sonne; nur der Wald war noch nicht zu begehen. Aber durch die Haide hatten Richard und Franziska am Nachmittage einen weiten Ausflug gemacht; auf dem Riesenhügel, in welchem Meister Reinecke wohnte, hatten sie ihr mitgenommenes Vesperbrot verzehrt, während Leo, der diesmal nicht zurückgetrieben war, an den Eingängen des geheimnißvollen Baues seine vergeblichen Untersuchungen fortgesetzt hatte.

Mit der Dämmerung waren sie heimgekehrt. —

Als Franzi in das Wohnzimmer trat, ging sie schon wieder in den leichten Stiefeln, die sie stets im Hause zu tragen pflegte.

„Du bist blaß," sagte Richard; „es ist zu weit für dich gewesen."

„O, nicht zu weit."

„Aber du bist ermüdet, komm!" Und er drückte sie in den großen Polsterstuhl, der dicht am Fenster stand.

Sie ließ sich das gefallen und legte den Kopf zurück an die eine Seitenlehne; die schmächtige Gestalt verschwand fast in dem breiten Sessel.

„Wie jung du bist!" sagte er.

„Ich? — Ja, ziemlich jung."

Sie hatte ihr Füßchen vorgestreckt, und er sah wie verzaubert darauf hinab. „Und was für eine Wilde du bist," sagte er; „da geht schon wieder quer über den Spann ein

Riß!" Er hatte sich gebückt und ließ seine Finger über die wunde Stelle gleiten. „Wieviel Paar solcher Dinger verbrauchst du denn im Jahr, Prinzeßchen?"

Aber sie legte nur ihren kleinen Fuß in seine Hand, löste ihre schwere Haarflechte, die sie drückte, so daß sie lang in ihren Schoß hinabfiel, und streckte sich dann mit geschlossenen Augen in die weichen Polster.

Im Zimmer dunkelte es allgemach; draußen in der Wiesenmulde stiegen weiße Dünste auf, und drüben im Tannenwalde war schon die Schwärze der Nacht. — Da schlug draußen im Hofe der Hund an, und Franzi fuhr empor und riß ihre großen grauen Augen auf.

Nein, es war wieder still; aber von jenseit des Waldes kam jetzt mit dem Abendwind Musik herübergeweht.

„Laß doch," sagte Richard, „das kommt nicht zu uns."

Aber sie hatte sich vollends aufgerichtet und sah neugierig in die Abenddämmerung hinaus.

„Es ist nur eine Hochzeit, Franzi; sie werden mit der Aussteuer drüben am Waldesrand herumfahren.

„Eine Hochzeit! Wer heirathet denn?"

„Wer? Ich glaube: des Bauervogts Tochter; ich weiß es nicht. Was kümmert es uns; wir kennen ja die Leute nicht."

„Freilich."

Sie standen jetzt beide am Fenster; er hatte den Arm um sie gelegt, sie lehnte den Kopf an seine Brust. Ein paar Mal, aber immer schwächer, wehten noch die Töne zu ihnen her; dann wurde Alles still, so still, daß er es hörte, wie ihr der Athem immer schwerer ging.

„Fehlt dir etwas, Franzi?" fragte er.

„Nein; was sollte mir fehlen?"

Er schwieg; aber sie drängte ihr Köpfchen fester an seine Brust. „Du!" sagte sie, als brächte sie es mühsam nur hervor.

„Ja, Franzi?“

„Du — warum heirathen wir uns nicht?“

Es durchfuhr ihn wie ein elektrischer Schlag; eine Kette qualvoller Erinnerungen tauchte in ihm auf; die Welt streckte ihre grobe Hand nach seinem Glücke aus.

„Wir, Franzi?“ wiederholte er scheinbar ruhig. „Wozu? — Was würde dadurch anders werden?“

„Freilich!“ Sie sann einen Augenblick nach. „Aber wir lieben uns ja doch!“

„Ja, Franzi! Aber“ — er blickte ihr tief in die Augen, und seine Stimme sank zu einem Flüstern, als wage er die Worte nicht laut werden zu lassen — „es könnte einmal ein Ende haben — plötzlich!“

Sie starrte ihn an. „Ein Ende? — Dann müßte ich wohl fort von hier!“

„Müssen, Franzi? Weh mir, wenn du es müßtest!“

Sie schwiegen beide.

„Wie alt bist du, Franzi?“ begann er wieder.

„Du weißt es ja, ich werde achtzehn.“

„Ja, ja, ich weiß es, achtzehn; ich bin ein Menschenalter dir voraus. Über diesen Abgrund bist du zu mir hinübergeflogen, mußt du immer zu mir hinüber. — Es könnte ein Augenblick kommen, wo dir davor schauderte.“

„Was sprichst du da?“ sagte sie. „Ich verstehe das nicht.“

„Verstehe es nimmer, Franzi!“

Aber während sie athemlos zu ihm emporblickte, zuckte es plötzlich um ihren jungen Mund; es war, als flöhe etwas in ihr Innerstes zurück.

Hatten seine Worte die Schärfe ihres Blicks geweckt und sah sie, was ihr bisher entgangen war, einen Zug beginnenden Verfalls in seinem Antlitz? — Doch schon hatte sie sein Haupt zu sich herabgezogen und erstickte ihn fast mit ihren Küssen. Dann riß sie sich los und ging rasch hinaus.

Als sie fort war, machte er sich an seinem Schreibtische zu thun. Mit einem besonders künstlichen Schlüssel öffnete er ein Fach desselben, in welchem er seine Werthpapiere verwahrt hielt. Er nahm aus den verschiedenen Päckchen einzelne hervor, schlug einen weißen Bogen darum und setzte eine Schrift darauf. Als das geschehen war, nahm er einen zweiten, dem, womit er das Fach geöffnet hatte, völlig gleichen Schlüssel, paßte ihn in das Schlüsselloch und legte ihn dann neben die Papiere auf die Tischplatte.

Der Abend war schon so weit hereingebrochen, daß er Alles fast im Dunkeln that; über den Tannen drüben war schon der letzte Hauch des braunen Abenddufts verglommen.

Als Franziska nach einer Weile mit der brennenden Lampe hereingetreten war und schweigend das Zimmer wieder verlassen wollte, ergriff er ihre Hand und zog sie vor den Schreibtisch.

„Kennst du das, Franziska?“ fragte er, indem er einige der Papiere vor ihr entfaltete.

Sie blickte scharf darauf hin. „Ich kenne es wohl,“ erwiderte sie; „es ist so gut wie Geld.“

„Es sind Staatspapiere.“

„Ja, ich weiß; ich habe bei dem Magister einmal zu solchen ein Verzeichniß machen müssen.“

Er zeigte ihr ein Convolut, worauf in frischer Schrift ihr Name stand, und nannte ihr den Betrag, der darin enthalten war. „Es ist dein Eigenthum,“ sagte er.

„Mein, das viele Geld!“ Sie blickte mit scharfen Augen auf das verschlossene Päckchen.

„Versteh mich, Franzi,“ begann er wieder; „schon jetzt ist es dein; am allermeisten aber“ — und er verschlang die junge Gestalt mit seinen Blicken — „in dem Augenblicke, wo du selber nicht mehr mein bist. Du wirst dann völlig frei sein; du sollst es jetzt schon sein.“

Er sah sie an, als erwartete er von ihr eine Frage, eine Bitte um Erklärung; da sie aber schwieg, sagte er in einem Tone, der wie scherzend klingen sollte: „Da du jetzt eine Capitalistin bist, so muß ich dir auch den nöthigen Eigenthumssinn einzupflanzen suchen."

Und er nahm eine von den Zeitungen, die umherlagen, zog die Geliebte auf seinen Schoß und begann die Rubrik der Course mit ihr durchzugehen. Dann aber, als sie ihm aufmerksam zuzuhören schien, lachte er selbst über sein schulmeisterliches Bemühen. „Es ist spaßhaft! Du und Staatspapiere, Franzi! Du hast natürlich kein Wort von alle dem verstanden!"

Aber sie lachte nicht mit ihm; sie war von seinem Schoße herabgeglitten und begann eingehende Fragen über das eben Gehörte an ihn zu richten.

Er sah sie verwundert an. „Du bist gefährlich klug, Franzi!" sagte er.

„Magst du lieber, daß ich's nicht verstehe, wenn du mich belehrst?"

„Nein, nein; wie sollte ich!" — —

Sie wollte gehen, aber er rief sie zurück. „Vergiß den Schlüssel nicht!" Und indem er sie an den Schreibtisch führte, setzte er hinzu: „Dieses Fach enthält jetzt mein und auch dein Eigenthum. Möge es nie getrennt werden!"

Sie hatte indessen eine Schnur von ihrem Halse genommen, woran sie eine kleine goldene Kapsel mit den Haaren einer früh verstorbenen Schwester auf der Brust trug, und war eben im Begriff, daneben auch den Schlüssel zu befestigen; aber ihre geschäftigen Hände wurden zurückgehalten.

„Nein, nein, Franzi," sagte er. „Was beginnst du!" — Er hatte das Mädchen zu sich herangezogen und küßte sie mit Leidenschaft. — „Leg ihn fort, weit fort! zu deinen

anderen Dingen. Was denkst du denn! Soll ich den Cassenschlüssel an deinem Herzen finden?"

Sie wurde roth. „Was du auch gleich für Gedanken hast!" sagte sie und steckte den Schlüssel in die Tasche.

* *
*

Es war in der ersten Hälfte des August. Schwül waren die Tage; trübselig in der Mauser saßen die Vögel im Walde, nur einzelne prüften schon das neue Federkleid zum weiten Abschiedsfluge; aber desto schöner waren die Nächte mit ihrer erquickenden Kühle. Draußen im Waldwasser, wo vordem die Iris blühten, wie auf dem Hofe in der Tiefe des offenen Brunnens spiegelten sich jetzt die schönsten Sterne; im Nordosten des nächtlichen Himmels ergoß die Milchstraße ihre breiten, leuchtenden Ströme.

Richard hatte während einiger Tage den nächsten Umkreis des Waldwinkels nicht verlassen; ein Körperleiden aus den Jahren seiner Kerkerhaft, die nicht nur im Kopfe des Winkeladvocaten spukte, war wieder aufgetaucht und hatte wie eine lähmende Hand sich auf ihn gelegt.

Jetzt saß er, die linde Nacht erwartend, auf einer Holzbank, welche draußen vor der Umfassungsmauer angebracht war; an seiner Seite lag sein löwengelber Hund. Stern um Stern brach über ihm aus der blauen Himmelsferne; er mußte plötzlich seines Jugendglücks gedenken. — Wo — was war Franziska zu jener Zeit gewesen? — Ein Nichts, ein schlafender Keim! Wie lange hatte er schon gelebt! — — Die Thalmulde entlang begann ein kühler Hauch zu wehen; er hätte wohl lieber nicht in der Abendluft dort sitzen sollen.

Da schlug der Hund an und richtete sich auf. Gegenüber aus den Tannen ließen sich Schritte vernehmen, und bald erschien die schlanke Gestalt eines Mannes, rasch auf

dem Fußsteige hinabschreitend. „Ruhig, Leo!“ sagte Richard, und der Hund legte sich gehorsam wieder an seine Seite.

Der Fremde war indessen näher gekommen, und Richard erkannte einen jungen Mann in herkömmlicher Jägertracht, mit dunklem krausem Haar und kecken Gesichtszügen; sehr weiße Zähne blinkten unter seinem spitzen Zwickelbärtchen, als er jetzt, leichthin die Mütze rückend, „guten Abend“ bot.

„Sie wünschen etwas von mir?“ sagte Richard, indem er sich erhob.

„Von Ihnen nicht, mein Herr; ich wünschte das junge Mädchen in Ihrem Hause zu sprechen.“

Es war eine Zuversichtlichkeit des Tons in diesen Worten, die Richard das Blut in Wallung brachte. „Und was wünschen Sie von ihr?“ fragte er.

„Wir jungen Leute haben auf Sonntag einen Tanz im Städtchen drüben; ich bin gekommen, um sie dazu einzuladen.“

„Darf ich erfahren, wem sie diese Ehre danken sollte? Ihrer Sprache nach sind Sie nicht aus dieser Gegend.“

„Ganz recht,“ erwiderte in seiner unbekümmerten Weise der Andere; „ich verwalte nur während der Vacanz die erledigte Försterei der Herrschaft.“

„Aber Sie irren sich, Herr Förster; die junge Dame, die in meinem Hause lebt, besucht nicht solche Tänze.“

„O, mein Herr, es ist die anständigste Gesellschaft!“

„Ich zweifle nicht daran.“

Der Andere schwieg einen Augenblick. „Ich möchte doch die junge Dame selber fragen!“

„Es wird nicht nöthig sein.“

Richard wandte sich nach der Pforte. Da der Förster auf ihn zutrat, als wollte er ihn zurückhalten, streckte der Hund seinen mächtigen Nacken und knurrte ihn drohend an.

„Bemühen Sie sich nicht weiter, Herr Förster!“ sagte Richard.

Ein scharfer Blitz fuhr aus den Augen des jungen Gesellen; er biß in seinen Zwickelbart; dann rückte er, wie zuvor, leichthin die Mütze und ging, ohne ein Wort zu sagen, den Fußsteig, den er gekommen war, zurück. Auf halbem Wege wandte er sich noch einmal und warf einen Blick nach den Fenstern des Waldwinkels; bald darauf verschwand er drüben in dem schwarzen Schatten der Tannen.

— Während der Hund, wie zur Wache, noch unbeweglich an dem Rand der Wiesenmulde stand, war Richard ins Haus zurückgegangen. Als er oben in das Wohnzimmer trat, sah er Franziska am Fenster stehen, die Stirn gegen eine der Glasscheiben gedrückt; ein Staubtuch, das sie vorher gebraucht haben mochte, hing von ihrer Hand herab.

„Franzi!“ rief er.

Sie kehrte sich, wie erschrocken, zu ihm.

„Sahst du den jungen Menschen, Franzi?“ fragte er wieder. „Es war derselbe, der uns in letzter Zeit ein paar Mal im Oberwald begegnet ist.“

„Ja, ich bemerkte es wohl.“

„Hast du ihn sonst gesehen?“

In Richards Stimme klang etwas, das sie früher nie darin gehört hatte. Sie blickte ihn forschend an. „Ich?“ sagte sie. „Wo sollte ich ihn sonst gesehen haben?“

„Nun — er war so gütig, dich zum Tanz zu laden.“

„Ach! Tanzen!“ Und ein Blitz von heller Jugendlust schoß durch ihre grauen Augen.

Er sah sie fast erschrocken an. „Was meinst du, Franzi?“ sagte er. „Ich habe ihn natürlich abgewiesen.“

„Abgewiesen!“ wiederholte sie tonlos, und der Glanz in ihren Augen war plötzlich ganz erloschen.

„War das nicht recht, Franzi? Soll ich ihn zurückrufen?“

Aber sie winkte nur abwehrend mit der Hand. — Ohne ihn anzusehen, doch mit jenem scharfen Klang der Stimme,

der sich zum ersten Mal jetzt gegen ihn wandte, fragte sie nach einer Weile: „Hast du je getanzt, Richard?“

„Ich, Franzi? Warum fragst du so? — Ja, ich habe einst getanzt.“

„Nicht wahr, und es ist dir eine Lust gewesen?“

„Ja, Franzi,“ sagte er zögernd, „ich glaube wohl, daß ich es gern gethan.“

„Und jetzt,“ fuhr sie in demselben Tone fort, „jetzt tanzest du nicht mehr?“

„Nein, Franzi; wie sollte ich? das ist vorbei. — Aber du nimmst mich ja förmlich ins Verhör!“

Er versuchte zu lächeln; aber als er sie anblickte, standen die grauen Augen so kalt ihm gegenüber. „Vorbei!“ sagte er leise zu sich selber. „Der Schauder hat sie ergriffen; sie kommt nicht mehr herüber.“

Er ließ es still geschehen, als sie nach einer Weile an seinem Halse hing und ihm eifrig ins Ohr flüsterte: „Vergieb! Ich habe dumm gesprochen! Ich will ja gar nicht tanzen.“

* * *

Richards Unwohlsein hatte in einigen Wochen so zugenommen, daß er das Zimmer nicht verlassen konnte. Ein Arzt wurde nicht zugezogen, da ihm aus früheren Zufällen die Behandlung selbst geläufig war; sogar Frau Wiebs aus Wachs und Baumöl gekochte Salben wurden unerbittlich zurückgewiesen. Besser wußte Franziska es zu treffen. Sie saß neben seinem Lehnstuhl, wo er, an einem künstlich von ihr aufgebauten Pulte, einen Aufsatz über hier aufgefundene seltene Doldenpflanzen begonnen hatte; sie holte ihm die betreffenden Exemplare aus dem mit ihrer Hülfe angelegten Herbarium oder aus der Bibliothek die Bücher, deren er bedurfte; sie suchte darin die einschlagenden Stellen für ihn auf und las sie vor. „Wenn ich noch einmal Professor

werde," sagte er heiter, „welch einen Famulus besitz ich schon!" Aber sie war nicht nur sein Famulus, sie war auch das Weib, deren stille Nähe ihm wohlthat, die schweigend seine Hand, wenn sie von der Arbeit ruhte, in die ihre nahm, die ihm die Polster und den Schemel rückte und ihm mit sanfter Stimme den Trost auf baldige Genesung zusprach.

Heute — es war am Nachmittag — hatte er sie fortgeschickt, um ein buntes Lippenblümchen aufzusuchen, das nach seiner Rechnung sich jetzt erschlossen haben mußte; am Waldwasser, das sie beide zu allen Tageszeiten oft besucht hatten, standen hier und da die Pflänzchen. — Er selbst war in seinem Lehnsessel bei der begonnenen Arbeit zurückgeblieben; auf allen Stühlen um ihn her lagen Bücher und Blätter, von Franziskas Hand vor ihrem Weggange sorgsam nahe gerückt und geordnet. Eben hatte er eine ihrer Zeichnungen hervorgesucht, die nach seiner Absicht dem Aufsatze beigedruckt werden sollte; aber seine Gedanken gingen über das Blatt nach der Malerin selbst, die jetzt dort drüben der Wald vor ihm verbarg. Ihre hingebende Sorge an seinem Krankenstuhle wollte ihm auf einmal fast unheimlich scheinen; denn — er konnte es sich nicht verhehlen — Franzi hatte sich in der letzten Zeit ihm zu entziehen gesucht; sie war fast wieder scheu geworden wie ein Mädchen. Sollte dies demüthige Dienen ein Ersatz sein? Es war etwas Müdes in ihrem ganzen Thun und Wesen.

Richard hatte den Kopf zurückgelehnt und blickte aus dem Fenster, in dessen Nähe seine Krankenstatt aufgeschlagen war. Durch die klare Luft flog eben ein Zug von Wandervögeln; als der verschwunden war, fielen seine Augen auf einen Vogelbeerbaum, der drüben vor den Tannen an der Wiesenmulde stand; eine Schar von Drosseln tummelte sich flatternd und kreischend zwischen den schon rothen Traubenbüscheln, die in dem scharfen Strahl der Nachmittagssonne aus dem Grün hervorleuchteten.

Fern aus dem Walde hallte ein Schuß.

„Bartholomäustag!“ sagte Richard bei sich selbst. „Die Junker haben ihre Jagd eröffnet. — Wenn nur Franzi schon zurück wäre!“

Eine ungeduldige Sehnsucht nach ihr ergriff ihn. Er hatte ihr etwas versagt, woran sie nur einmal und nie wieder erinnert hatte; aber es schien ihm plötzlich klar geworden, dies Versagen drückte sie. Wenn er nur erst gesund wäre! Sie konnten hier nicht ewig bleiben; auch er fühlte jetzt mitunter eine Beklommenheit in dieser Stille, einen Drang, an den Dingen da draußen wieder frischen Antheil zu nehmen. Dann, wenn sie unter Menschen lebten, mußte schon Alles nachgeholt sein; was er ihr und sich selber einst entgegengesetzt hatte, er schalt es kranke Träume, die den Dünsten des öden Moors entstiegen seien. Nein, nein! Sein junges Weib zur Seite, wollte er wieder ins volle Leben hinaus; ein ganz froher Mann, befreit von allem grauen Spinngewebe der Vergangenheit. „Franzi, süße Franzi!“ rief er und streckte beide Arme nach ihr aus.

Aber sie kam noch nicht.

Er versuchte es, seine Arbeit wieder aufzunehmen, er blätterte in den umherliegenden Büchern, er schrieb eine Zeile, dann legte er die Feder wieder hin. — Von den Eichbäumen, die zu Westen der Umfassungsmauer standen, fielen die Schatten schon über den ganzen Hof; nur seitwärts durch die oberen Scheiben drang noch ein Sonnenstrahl ins Zimmer. Da sah er es drüben aus den Tannen schimmern; Franziska trat aus dem Dunkel und schritt langsam auf dem Fußsteige hin; ein paar Mal blieb sie wie aufathmend stehen, während sie durch die Wiesenmulde heraufkam.

Als sie dann zu ihm ins Zimmer getreten war, legte sie einen Strauß von blauem Enzian und Haideblüthen vor ihm hin; auch ein Stengel jenes Lippenblümchens war dabei,

aber die Knospen waren noch nicht erschlossen; vergebens — so sagte sie — habe sie sich überall nach einer aufgeblühten Pflanze umgesehen; aber morgen oder übermorgen werde sie gewiß schon eine bringen können.

Ihre Augen glänzten, ihre Wangen waren heiß. Er ergriff ihre Hand und wollte sie an sich ziehen.

„Du hast wohl sehr weit umher gesucht?“ sagte er.

Aber er fühlte ein leises Widerstreben. „O, ziemlich weit! Es war ein wenig feucht, ich muß die Schuhe wechseln.“

„So thue das erst, komm aber bald zurück! Ich habe fast um dich gesorgt.“

„Um mich? Das war nicht nöthig.“

„Ja, Franzi, wenn man krank im Lehnstuhl sitzt! — Ich hörte schießen, drüben vom Waldwasser her. Hast du es nicht gehört?“

„Ich? Nein, ich hörte nichts.“ Sie hatte im selben Augenblicke den Kopf gewandt. „Ich komme gleich zurück,“ sagte sie, ohne umzusehen, und ging rasch zur Thür hinaus.

Als sie gegangen war, kam der Hund herein, der es bald gelernt hatte, mit seiner breiten Pfote die Zimmerthür zu öffnen. Er legte den Kopf auf seines Herrn Schoß und blickte ihn wie fragend mit den braunen Augen an. Richard ließ seine Hand liebkosend über den Rücken des schönen Thieres gleiten.

„Sei ruhig, Leo!“ sagte er, „wir beide bleiben doch beisammen!“ — Er theilte mit den Fingern das seidenweiche Haar unter dem Behang des Kopfes. „Laß sehen! Hast du denn die Narbe noch? — Das war ein wilder Strauß mit dem lombardischen Strauchdieb damals! So tolle Wege gehn wir nun nicht mehr! — Aber schön wird doch auch die neue Fahrt mit deiner jungen Herrin, wenn sie mit ihren lichten Falkenaugen in die vorüberfliegende Landschaft blickt, und du, mein Hund, voran in weiten Sprüngen, wie

einstens, da wir noch allein die Welt durchstreiften! Denn hinaus wollen wir wieder, weit hinaus, und du, mein Thier — gewiß, wir bleiben bei einander!"

Er hatte sich hinabgebeugt, aber Leo schloß wie beruhigt seine Augen, und nur die Fahne des mächtigen Schweifes bekundete in sanften Bewegungen die Zufriedenheit seines Innern. So saßen sie still beisammen, wie sie es sonst so oft gethan, Tags an der offenen Landstraße, wie Abends im behaglichen Quartier. Der reichbegabte Mann und die scheinbar so weit von ihm getrennte Creatur — in diesem Augenblicke legte sich das Gefühl der gegenseitigen Treue wie erquickender Thau auf beider Haupt.

— — Richard war nicht dazu gekommen, Franzi seinen so freudig gefaßten Entschluß mitzutheilen; auch als sie bald darauf wieder eintrat, und selbst in den folgenden Tagen, gelangte er nicht dazu. — Franzi ging wiederholt in den Wald hinaus. Sie brachte ihm die erschlossene Blume, um derenwillen sie zuerst hinausgegangen war; sie brachte auch andere, die zu seiner Arbeit in Beziehung standen; jedesmal hatte sie etwas Neues vorzulegen. In der Vase, welche auf dem Schreibtische stand, ordnete sie fast täglich einen neuen Strauß von Gräsern und wilden Blumen, zwischen denen jetzt auch schon Zweige mit rothen und schwarzen Beeren glänzten

Wenn sie ihn verlassen hatte, fühlte er eine Unruhe, die er sich selber zu gestehen schämte. Denn was konnte ihr geschehen hier im Walde! — Einen Schuß hatte er nicht wieder gehört; die Jagd mußte, wenn sie überhaupt betrieben wurde, nach einem entfernteren Theile des Reviers verlegt sein.

Aber allmählich und immer rascher fühlte er sich genesen; bald ging er im Hause, bald mit Leo oder Franzi auch schon draußen in der nächsten Umgebung desselben umher; mit vollen Zügen athmete er die klare, würzige Herbstluft.

Und jetzt erfaßte ihn aufs Neue eine Ungeduld, bevor noch hier die Blätter fielen, seine Pläne zu verwirklichen. Mit raschem Entschluß setzte er sich an den Schreibtisch und theilte seinem Freunde, dem Bürgermeister, seine Absicht nebst einer dessen Persönlichkeit entsprechenden Begründung mit, zugleich kündigte er seinen Besuch auf die nächsten Tage an. Neben ihm unter dem Briefbeschwerer lag die jüngst verfaßte Arbeit, in sauberer Reinschrift von Franziskas Hand und fertig zur Versendung an die Redaction einer botanischen Zeitschrift. Alles sollte noch heute die Botenfrau zur Post bringen.

Als er die Abhandlung hervorzog, um sie einzusiegeln, kreuzte beim flüchtigen Einblick ein Gedanke seinen Kopf, der ihn antrieb, noch einmal ein in seiner Bibliothek befindliches Fachwerk nachzuschlagen.

Gleich, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, kam Franziska durch die Außenthür herein. Als sie den offenen, frisch geschriebenen Brief auf dem Tische liegen sah, trat sie auf leisen Sohlen näher; vorsichtig reckte sie den Kopf, und ihre Augen flogen darüber hin, als wollten sie die Schrift einsaugen. Ein paar Secunden stand sie noch, ihre Finger fuhren an die Zähne, ein heftiges Erschrecken lag auf ihrem Antlitz. Dann, als nebenan in der Bibliothek sich Schritte rührten, entfloh sie aus dem Zimmer, aus dem Hause und draußen über den Hof; an die Mauer gedrückt, lief sie in die Haide hinaus, die an der Rückseite des Gebäudes lag. Eine Weile saß sie hier zwischen dem Eichengebüsch auf dem Boden, die Hände um die Kniee gefaltet; ihre Blicke flogen von den Wetterfahnen des Hauses, welche goldschimmernd in der Morgensonne aus dem Laub hervorragten, nach dem Wald hinüber und vom Wald zurück zu dem alten Gemäuer, das dort so friedlich in dem Grün der Bäume stand. Plötzlich sprang sie auf; die ganze schmächtige Gestalt bebte, aber ihre Augen blickten entschlossen nach dem Walde hin-

über. Durch das Gebüsch der Haide lief sie seitwärts an der Wiesenmulde entlang. Als sie beim Zurückblicken das Haus nicht mehr gewahren konnte, ging sie durch die wuchernden Kräuter in dieselbe hinab und verschwand dann jenseits zwischen den Stämmen der Waldbäume.

— Als sie nach reichlich einer Stunde wieder ins Haus trat, schien jede Spur einer Aufregung aus ihrem Angesicht verschwunden.

„Bist du endlich da, Franzi?“ sagte Richard, der ihr auf dem Flur entgegenkam; „ich suche dich seit einer Stunde.“

Franziska drückte ihm leicht die Hand. „Verzeih, daß ich dir's nicht sagte. Mir war der Kopf benommen, ich mußte einen Gang ins Freie machen.“

Er legte ihren Arm in seinen. „Komm!“ sagte er und zog sie mit sich die Treppe hinauf nach dem Wohnzimmer.

Hier faßte er sie an beiden Händen und blickte sie lang und liebevoll mit seinen ernsten Augen an.

Sie senkte den Kopf ein wenig und fragte: „Was hast du, Richard? Du bist so feierlich.“

„Franzi,“ sagte er, „gedenkst du wohl noch der Hochzeitsmusik, die Abends vom Waldesrand zu uns herüberwehte?“

Sie nickte, ohne aufzusehen.

„Und jener Worte, die ich damals zu dir sprach? — Ich war ein Thor, Franzi; die ungewohnte Einsamkeit hatte mir den Muth gelähmt. Doch jetzt bin ich ein eigensüchtiger Mensch; ich kann nicht anders, ich muß dich halten, unauflöslich fest, auch wenn du gehen wolltest! Ich ertrag's nicht länger, daß du frei bist. — Das ist Selbsterhaltung, Franzi, ich kann nicht leben ohne dich.“

Immer inniger ruhten seine Augen auf ihr, immer mehr hatte er sie an sich gezogen.

Bebend hing sie in seinen Armen. „Wann,“ sagte sie, „wann denkst du, daß es sein sollte?“

„Macht's dich beklommen, Franzi?" — Er legte seine Hand auf ihre dicke seidene Flechte und drückte ihren Kopf zurück, daß er ihr Antlitz sehen konnte. „Ich hab dich überrascht, besinne dich! — Wir brauchen keine Hochzeitsmusik; in dieser Stille, wo du mein geworden bist, mag auch die Außenwelt ihr Recht bekommen. Die alte gute Wieb, ihr Freund, der Inspector; wir brauchen keine anderen Zeugen! Und übermorgen reise ich zu deinem Vormund, zu unserem Freund, dem Bürgermeister; die paar Tage noch bist du Strohwittwe; dann, Franzi, dann verlassen wir uns nicht mehr."

Er schwieg.

Sie öffnete die Lippen; aber es war, als wenn die Worte nicht hinüber wollten. „Und wann," sagte sie endlich, „wirst du wiederkommen?"

„Am Sonnabend reise ich; am Dienstag bin ich wieder da. Dann hoff ich Alles mitzubringen: die nöthigen Scheine, die Licenz, das Hochzeitskleid. — — Ja, Franzi, die Tage deiner Freiheit sind gezählt! Du wirst mir doch indeß nicht etwa fortgeflogen sein?" —

Mit dem glücklichsten Lächeln blickte er sie an. „Und nun geh, mein geliebtes Weib! Ich hab noch Mancherlei für uns zu ordnen."

* *
*

Die letzte Nacht vor der Abreise war gekommen. — Die drei Bewohner des Waldwinkels befanden sich in ihren Schlafgemächern; Leo, der treue Wächter, lag, wie stets um diese Zeit, unten im Flur quer vor der Hausthür hingestreckt. Im Hause war Alles still, wenn nicht mitunter ein Husten der alten Frau Wieb aus deren Gardinenbett hervorbebte oder droben im Wohnzimmer der Uhrenkuckuk von Stunde zu Stunde die Stationen der Nacht in die schweigenden Räume hinausrief. — Draußen aber wühlte der

Wind in den Bäumen; die Wetterfahnen kreischten auf dem Dache, und allerlei Stimmen schwebten, wenn der Sturm zu neuem Zuge den Athem anhielt, aus dem Walde herüber.

— — Horch! Klang da nicht ein Fenster? Das einzige an der Westseite des Hauses, wo die Eichenzweige die Mauer fast berühren?

Nein, nur in den Lüften brauste es stärker; es schien sich weiter nichts zu rühren; die alte Frau Wieb hustete; oben rief der Kuckuk: eins! — Die Nacht rückte weiter; nichts, was nicht sonst auch da war, ließ sich hören. Die wenigen Sterne, die durch die vorüberjagenden Wolken blinkten, erblichen nach und nach.

— — In der ersten Dämmerung stand Franziska vor Richards Bette. Er schlief noch; sie kniete nieder und küßte seine Hand, die über den Rand des Bettes herabhing; und als er die Augen aufschlug, sagte sie: „Du mußt aufstehen, Richard; der Wagen wird bald da sein!“

„Franzi!“ rief er, die Augen zu ihr aufschlagend, und nach einer Weile, da der Nebel des Schlafs von seiner Stirn gewichen war, setzte er hinzu: „Hast du den Eulenschrei gehört heut Nacht? Auf der Uhr drinnen rief es just zu eins.“

Sie zuckte leise in den Schultern. „Das hören wir ja jede Nacht,“ sagte sie leise.

„Nein, nein, Franzi; es war nicht der Waldkauz, den wir hier herum haben; es klang ganz anders, seltsam! Ich zweifelte zuerst, ob's auch nur einer seiner Vettern sei; drunten vom Flur herauf hörte ich, wie Leo sich aufrichtete und einige Male hin und wieder ging.“

„Ich hab es nicht bemerkt,“ sagte sie leise.

„Dann hast du fest geschlafen, Franzi; denn das Thier muß in einem der nächsten Bäume hier gesessen haben.“

Sie saßen noch beim Frühstück mit einander, aber Franzi

brachte kaum ein Krümchen über ihre Lippen. Dann stieg er in den Wagen. „Vergiß es nicht; drei Tage!“ rief er ihr noch zurück, und fort rollte das Gefährte über die Haide; mit lautem Bellen sprang der Hund voraus.

Lange stand sie und blickte mit unbeweglichen Augen hinterher, bis nur noch die dunkle Linie des Steppenzuges sich am Horizonte abhob.

* * *

Am Nachmittag trat Richard zu seinem Freunde, dem Bürgermeister, in das Zimmer.

„Nun, Waldmensch!“ rief dieser, ihm drohend die kleine runde Hand entgegenschüttelnd, „was treibst du denn für Streiche?“

„Du hast also meinen Brief erhalten?“

„Freilich! Wie du einen alteriren kannst! Es sind natürlich lauter Scherze!“

„Ich bin im vollen Ernst zu dir gekommen.“

„Höchst merkwürdig!“ sagte der Bürgermeister; „romantisch, ganz romantisch! — Ich wette, du weißt noch nicht einmal, wer Vater und Mutter zu dem Mädchen gewesen sind.“

„Was geht das mich an!“

„Nun, nun; du brauchst aber doch einen Taufschein —“

„Ich brauche noch mehr, Fritz! Vielleicht gar deine obervormundschaftliche Hülfe, wenn der wackere Schuster seine Mündel etwa wieder bei einem reichen Bäcker sollte in Versorgung geben wollen.“

„Meine Hülfe, Richard? Nein, nein; wo denkst du hin? Das ginge denn doch gegen mein Gewissen.“

Richard lächelte. „Aber du bist ja nicht mein Obervormund; ist dir der Mann nicht gut genug für deine Mündel?“

„Bei Gott, du hast Recht, Richard! Mir war in diesem Augenblick, als seist du noch mein Leibfuchs. Da werd ich freilich nichts dagegen machen können.“ Der Bürgermeister hatte seine goldene Brille von der Nase genommen, putzte die Gläser mit seinem gelbseidenen Schnupftuche und sah dabei den Freund kopfschüttelnd aus seinen kleinen Augen an. „Hm, solch ein Schwärmer!“ sagte er; „es ist doch seltsam, daß eure Sorte immer — —“

Aber Richard ergriff den kleinen guten Mann bei beiden Händen. „Du disputirst sie mir nicht ab,“ sagte er innig. „Laß gut sein, Fritz; sprich lieber, wie steht es mit dem Herrn Magister?“

„Er sitzt!“ erwiderte der Bürgermeister mit einem höchst fröhlichen Erwachen seiner Stimme.

„Aber sein Proceß?“

„Still; weck ihn nicht! Der schläft.“

„Und Franziska?“

„Wird nicht mehr beunruhigt werden. Die Acten sind eingesandt; das Urthel kommt schon zu seiner Zeit.“

„Nun, Fritz, so hilf mir und laß uns Alles rasch besorgen!“

— — Und Alles wurde besorgt; schon am nächsten Vormittage hatte Richard die Licenz und alle nöthigen Scheine in seinen Händen. Es war sein Plan gewesen, die Reise noch auf jene Großstadt auszudehnen; aber wieder befiel ihn eine fast angstvolle Sehnsucht und trieb ihn nach dem Wald zurück; die beabsichtigten Einkäufe ließen sich ja auch am besten in Gemeinschaft mit Franziska machen.

So befahl er denn die Heimkehr.

„Frisch zu, Kutscher,“ sagte er; „es gilt ein doppeltes Trinkgeld.“

Der Kutscher brauchte seine Peitsche; noch am Nachmittag erreichten sie das Dorf; aber auf dem holperigen Steinpflaster lief ein Rad von der Achse, und zur Ausbesserung

bedurfte es einer halbstündigen Arbeit in der Dorfschmiede. Richard, von Leo begleitet, war nach dem Krug hinübergegangen. Bei seinem Eintritt in die Außendiele stieß der Hund ein dumpfes Knurren aus, und in demselben Augenblick ging der junge Förster, der eben aus der Gaststube trat, ohne Gruß an ihm vorüber aus der Hausthür; nur ein flüchtiger Blick der blanken Augen hatte ihn gestreift.

Richard blieb unwillkürlich stehen. Als er durch die offene Hausthür wahrnahm, daß der Andere den Hof verlassen hatte, ging auch er wieder hinaus und sah ihn eilig auf dem nach Norden führenden Landwege dahinschreiten. Der Mensch war ihm verhaßt; er wußte selber kaum, weshalb er hier am Wege stand ihm nachzublicken.

Er wandte sich rasch wieder nach dem Hause. Dort hörte er von der Gaststube aus lebhaftes und vielstimmiges Gespräch, wovon er bei seiner ersten Einkehr nichts bemerkt hatte. Als er mit seinem Hunde eintrat, fand er viele Gäste an den Tischen sitzen, denn es war Sonntagnachmittag. Aber das Gespräch verstummte plötzlich; statt dessen kam der Wirth ihm entgegen und erkundigte sich geflissentlich nach seiner Reiseungelegenheit. Von einem der Tische her hörte er noch den Namen des Försters, den er zufällig erfahren hatte; doch der Sprecher erhielt von seinem Nachbar einen Stoß mit dem Ellenbogen; und allmählich kam wieder ein lautes Gespräch in Gang, wie es die Bauern über Ernte und Fruchtpreise um solche Jahreszeit zu führen pflegen.

Endlich war die Achse hergestellt, und der Wagen rollte fort. Richard saß in sich versunken; eine unklare, unbehagliche Stimmung hatte ihn ergriffen, er konnte sich nicht freuen auf die Heimkehr; formlose gespenstische Gebilde aus irgend einem fernen grauen Nebel drangen auf ihn ein. Wenn er nur erst da wäre, nur erst Franziskas Antlitz wiedersähe!

Und weiter ging es, und immer näher kam er zu den

Wäldern. Schon rumpelte der Wagen zwischen dem Eichenbusch über den harten Haideboden, und endlich stieg das Dach des Hauses vor ihm auf, und er sah die Wetterfahnen in der Abendsonne schimmern.

Aber dort, was seitwärts aus dem Schatten des Waldes trat, das war sie ja selbst; ihr helles Kleid, ihr Strohhütchen, ganz deutlich hatte er es erkannt. Sie schien den Wagen nicht bemerkt zu haben, denn sie schlug die Richtung nach dem Hause ein; aber er beugte sich vor und rief über die Haide: „Franzi! Franzi!“ — Da blieb sie stehen, und als er noch einmal gerufen hatte, wandte sie sich und kam langsam näher. Endlich konnte er ihr Antlitz sehen; die Augen standen so groß und dunkel über den blassen Wangen; er meinte, sie noch niemals so gesehen zu haben. Bevor der Wagen hielt, war er schon hinabgesprungen und schloß sie in die Arme. „Gott sei gedankt!“ rief er und athmete auf, als fiele eine Bergeslast von seiner Brust; „mir war, als könnt ich dich verloren haben!“

Sie sagte nur: „Was du für Träume hast!“

Aber während ihr Kopf an seinem Herzen lag, waren ihre Augen auf den an ihrer Seite stehenden Hund gefallen. Der hatte die Nase nach dem Walde ausgestreckt, der Richtung nach, in welcher Franzi ihn soeben verlassen hatte, und schnoberte immer heftiger in der Luft umher. Fast mechanisch griff ihre kleine Hand in das metallene Halsband des Thieres. „Laß uns heim, Richard,“ sagte sie hastig; „und halte den Hund, damit er nicht wie neulich nach den Rehen jagt.“

Er sah nicht hin, er hatte nur Augen für die junge Gestalt, die er in seinen Armen hielt, die er wie ein Kind jetzt in den Wagen hob. Dann pfiff er seinem Hunde, und bald hatten sie die kurze Strecke bis zum Hause zurückgelegt.

Er fand dort Alles in gewohnter Ordnung; die alte Wieb trat im saubersten Sonntagsanzug ihm entgegen, voll

Freude über seine unerwartet schnelle Heimkehr. Aber er sagte ihr, daß der Wagen schon auf morgen wieder bestellt sei, daß er in der großen Stadt zu thun habe und daß Franziska mit ihm reisen werde. Und dieser flüsterte er zu: „Du bist es doch zufrieden, Franzi? Wir gehen wieder zu der entzückten Ladendame; kleine seidene Stiefelchen soll sie dir anmessen! Du sollst dir Alles selber aussuchen — doch nein! Du bist zu anspruchslos, du würdest doch nur Kleider für dich kaufen. — Ich aber — in weißen Duft will ich dich hüllen, so leicht wie ein Nichts, so zart, daß auch eine Wolke davon das Leuchten einer Rose nicht verbergen könnte."

Er sah es nicht, wie sie die weißen Zähnchen auf einander biß und wie ihre Lippen zitterten.

„Nun, Franzi," fuhr er fort, „was meinst du, bist du es zufrieden?"

Sie zog schweigend seine Hand an ihre Lippen; dann sagte sie mit jenem scharfen Klang der Stimme: „Ich meine, daß du wieder einmal verschwenden willst, und daß du dich täuschest über mich arme Dirne, die ich bin."

„Und ich meine, daß du jetzt die Thörin bist."

* *
*

Der Abend kam. Richard hatte wie gewöhnlich das äußere Bohlenthor und die Hausthür abgeschlossen; vor der letzteren auf dem Hausflur lag der Hund, der große Schlüssel zu dem ersteren hing an dem Thürpfosten in seinem Schlafgemache. Dann legte er sanft den Arm um Franzis Leib, die müßig am Fenster des Wohnzimmers stand und nach dem dunklen Wald hinüberschaute, und führte sie durch die Bibliothek bis an die Schwelle ihrer Kammer. Sie war ihm wie eine unberührte Braut, er überschritt die Schwelle nicht. „Schlaf süß, meine Franzi!" sagte er. „Mir ist auf

einmal wieder, als stünde das Glück mir noch in ungewisser Ferne."

Sie hatte schon die Thür geöffnet; da riß er sie noch einmal an sich. „Gute Nacht, gute Nacht, Franzi!"

Dann war sie fort; nur ihre kleinen, leichten Schritte hörte er noch hinter der geschlossenen Thür.

Langsam ging er durch das Wohnzimmer. Im Vorübergehen hob er die brennende Kerze, welche er dort vom Tisch genommen hatte, gegen das alte Thürbild und warf einen flüchtigen Blick darauf; dann trat er in sein Schlafgemach.

Und bald, nach den Ermüdungen dieser letzten Tage, lag er in festen Schlaf gesunken. Weder das Rauschen der Wälder draußen in der dunklen Herbstnacht, noch der Zeitruf des kleinen Kunstvogels aus der nebenan liegenden Stube drang in die Tiefe seines Schlummers. Schon war die höchste Stufe der Nacht erklommen; zwölfmal hatte es drüben von der Uhr gerufen; er schlief traumlos weiter, und weiter rückte die Nacht. Eins rief es von der Uhr; — dann zwei; — dann drei! Da kamen die Träume; und was am Tage nur wie beängstigender Nebel vor seinem Blick geschwommen, jetzt wurde es zu farbigen Gestalten, von grellem oder fahlem Licht beleuchtet, das keiner Zeit des Tages angehörte. — Wie bleich ihm Franzi in den Armen hing! Und seltsam, immer wollten ihre Augen ihn nicht ansehen! Aber dort hinter den Bäumen stand der Jäger. — — Stöhnend warf er sich umher auf seinem Lager; aus seinem Munde brachen heftige, zusammenhangslose Laute. Plötzlich fuhr er empor und saß aufgerichtet in den Kissen; der Nachhall irgend eines Schalles lag in seinen Ohren; und jetzt schon wußte er es, vom Hofe drunten mußte es gekommen sein. Im selben Augenblicke stand er auch am Fenster; kaum die erste graue Dämmerung war angebrochen; aber dennoch sah er es, wie eben das schwere Hofthor zuschlug. Wie noch im Traume hatte er eine seiner beiden

Pistolen von der Wand gerissen; eine Fensterscheibe klirrte, und klatschend fuhr die Kugel drunten in das Bohlenthor.

Dann blieb Alles still. Er riß die andere Pistole von der Wand, und ohne Kleidung, im nackten Hemde, stürzte er aus dem Zimmer; im Hinausgehen griff er nach dem Haken an der Thür, aber der Schlüssel fehlte.

„Leo, Leo!“ rief er auf der Treppe draußen. „Mein Hund, wo bist du?“ — Nichts regte sich. Noch einmal rief er und stieg dann in den noch dunklen Hausflur hinab.

Da wurden seine Füße durch etwas aufgehalten, was nicht weichen wollte; als er sich bückte, fuhr seine Hand über langes, seidenweiches Haar. — Er stieß einen lauten Schrei aus. Noch einmal bückte er sich; dann rannte er — er wußte selbst nicht weshalb — in die Kammer seiner alten Dienerin; aber die taube alte Frau lag ruhig athmend in ihrem Bette; er nahm das auf dem Tische stehende Licht, zündete es an und trat wieder auf den Flur hinaus. Da lag sein Hund, die Beine steif gestreckt, die braunen Augensterne groß und offen. Er warf sich nieder und leuchtete mit der Kerze dicht hinan; ein bläulicher Flor schien den Glanz der Augen zu bedecken; kalt und wie in stummer Klage starrten sie ihn an. — — Auf einmal war ihm, als würden die Mauern durchsichtig, als sähe er zwei jugendliche Gestalten über die Haide fliehen und im brennenden Morgenschein verschwinden.

Er sprang auf und stand im nächsten Augenblicke in Franziskas Kammer. — Sie war leer, das Bett nur leicht berührt; man sah, sie hatte nur zu flüchtiger Rast sich auf die Decke hingestreckt; das Kissen zeigte noch den Eindruck, wo sie ihren Arm gestützt hatte. Er hätte es nicht lassen können, er legte seine Hand hinein, als liebkoste er noch diese letzte Spur ihres Lebens. Da klirrte durch eine zufällige Berührung die Waffe in seiner anderen Hand, und jäh schoß ein neuer Gedankenstrom durch seinen Kopf. Schon

war er draußen auf der Treppe; aber er kam nicht weiter. — Was wollte er denn noch? — Schon einmal waren seine Hände roth geworden. Langsam stieg er die Treppe hinauf nach seiner Schlafkammer; er hängte die Schußwaffe an ihren Platz; dann kleidete er sich völlig an. Als er fertig war, trat er in das Wohnzimmer, zog die Vorhänge der Fenster auf und öffnete dann mit seinem Schlüssel das Fach des Schreibtisches, worin die Werthpapiere ihren Platz hatten.

Er wußte vorher schon, was er finden würde. Was ihm gehörte, lag unberührt; das Päckchen mit Franziskas Namen war verschwunden. — Eine Weile suchte er noch nach einem Zettelchen von ihrer Hand, einem Wort des Abschieds oder was es immer sei; er räumte das ganze Fach aus, aber es fand sich nichts. —

Durch die Fenster brach der erste Morgenschein und ließ das alte Thürbild aus der Dämmerung hervortreten. Als er zufällig den Blick dahin warf, überkam ihn ein wunderlicher Sinnentrug; der einsame Alte dort am Wege hatte ja den Kopf gewandt und sah ihn an.

Die Sonne stieg höher, an den Tapeten leuchteten die Blumen der Vergessenheit. Richard hatte die Augen noch immer nach dem Bilde. Es war sein eigenes Angesicht, in das er blickte.

* *
*

Der October war ins Land gekommen. Im Kruge zu Föhrenschwarzeck saßen eines Nachmittags der Wirth und der kleine Krämer aus der Stadt sich gegenüber. Der ganze Tisch war voll von Kreidezahlen; sie hatten wieder einmal Quartalstag gehalten, das Facit war gezogen und genehmigt worden; die noch übrige Zeit gehörte vergnüglicheren Gesprächen, und sie waren auch schon in vollem Gange.

Kasper-Ohm begann soeben von dem Boden der ge-

meinen Wirklichkeit emporzusteigen. „Ihr mögt mir's glauben," sagte er geheimnißvoll, „es ist sein eigen Blut gewesen; freilich hat er's nicht Wort haben wollen, denn sie ist auf den Namen Fedders getauft und bei einem Magister aufgezogen worden; sogar einen eigenen Vormund hat er ihr von Gerichtswegen setzen lassen!"

„Kasper-Ohm!" sagte der kleine Krämer, „Ihr seid wieder einmal bei Eurem Advocaten in der Stadt gewesen!"

„Nun, nun, Pfeffers, glaubt's oder glaubt's nicht! Der Vormund ist selbst bei mir eingekehrt gewesen; da, wo Ihr jetzt sitzt, hat er gesessen und seinen Schnaps getrunken; sie haben's drüben im Narrenkasten eben mitsammen fertig gehabt, daß das arme Kind einen reichen Bäckermeister freien sollte, so einen alten wurmstichigen Mehlkneter; denn sie ist was wild gewesen, und die alte Waisen-Wieb hat nicht recht mehr mit ihr hausen können. — Nun, Pfeffers, was soll man dazu sagen, daß sie lieber mit dem schwarzen Krauskopf — —" Er nickte dem Krämer zu und blies bedeutsam durch seine ausgespreizten Finger.

„Das ist eine gewaltige Geschichte, die Ihr da erzählt, Kasper-Ohm," meinte der Andere, „und stimmt nicht ganz mit dem Kalender; denn der Doctor ist bei der Geburt des Mädels ja schon drei Jahr außer Landes gewesen! Aber laßt uns einmal anstoßen und freut Euch, daß der Krauskopf Eure Ann-Margareth nicht auch noch mitgenommen hat; denn er sah mir just nicht aus, als wenn er lange mit einer Einzigen zufrieden wäre."

Kasper-Ohm lachte und blickte durch die Fensterscheiben. „Da kommt auch der Inspector!" sagte er.

Der Genannte war eben in Begleitung seines Pudels unter der alten Eiche durchgegangen, in deren Wipfel jetzt das leere Nest zwischen den schon gelichteten Zweigen sichtbar war.

Der Wirth empfing ihn an der Stubenthür. „Nun,

Herr Inspector!“ rief er munter, „Alles wieder auf dem alten Stand?“

„Ausgekehrt und abgeschlossen!“ erwiderte der Alte, indem er den großen Schlüssel zum Außenthor des Waldwinkels auf den Tisch und sich selbst auf einen Stuhl warf. „Gestern ging das letzte Fuder nach der Stadt, um dort unterm Hammer weggeschlagen zu werden; all das schöne Ingut! Die alte Lewerenz bekommt das ganze Geld dafür.“

„Und der Herr Doctor?“ fragte der Wirth. „Wo ist denn der geblieben?“

„Weiß nicht,“ sagte der Alte, „kümmert mich auch nicht; — fort — in die weite Welt.“

Der kleine Pfeffers nahm den Schlüssel von der Tischplatte und hielt ihn über den Köpfen der beiden Anderen: „Wer bietet auf den Narrenkasten? — Nummer eins: der alte Herr; Nummer zwei: der Herr Botanicus; — wer bietet zum dritten auf den Narrenkasten?“

„Laßt die Possen, Pfeffers!“ sagte der Alte und nahm ihm den Schlüssel aus der Hand. „Mir thut's nur leid um den Löwengelben; ich sag Euch, es war ein Capitalvieh; er ging noch über meinen Phylax.“

Ein ſtiller Muſikant.

Ja, der alte Musikmeister! — Christian Valentin hieß er. — Zuweilen in der Dämmerstunde, wenn ich vor meinem Ofenfeuer träume, wandelt auch seine hagere Gestalt in dem abgetragenen schwarzen Tuchröckchen an mir vorüber; und wenn er dann gleich all dem anderen Besuch, den ich schweigend und ungesehen hier empfange, allmählich wieder meinem Blick entschwindet, zurückwandelnd in den dichten Nebel, aus dem er kurz zuvor emporgetaucht ist, so zittert oft etwas in meinem Herzen, als müßte ich die Arme nach ihm ausstrecken, um ihn zu halten und ihm ein Wort der Liebe auf seinem einsamen Wege mitzugeben. — —

In einer norddeutschen Stadt hatten wir beide mehrere Jahre neben einander gelebt, und der kleine Mann mit dem dürftigen blonden Haar und den blaßblauen Augen war ebenso oft gesehen als unbeachtet an mir vorübergegangen, bis ich eines Tages in dem Laden eines Antiquars mit ihm zusammentraf. Von diesem Augenblick an begann unsere Bekanntschaft; wir waren beide Büchersammler, wenn auch Jeder in seiner eigenen Art. Bei meinem Eintritt hatte ich eine illustrirte Ausgabe von Hauffs „Lichtenstein" in seiner Hand bemerkt, worin er, am Ladentische lehnend, sich mit Behagen zu vertiefen schien.

„Das ist ein liebes Buch, das Sie da haben," sagte ich

gleichsam als Erwiderung seines Grußes, mit dem er trotz seines eifrigen Blätterns mich empfangen hatte.

Er blickte mich an. „Wirklich!“ sagte er mit einem Aufleuchten seiner blassen Augen, und ein wahres Kinderlächeln verklärte sein sonst wenig schönes Antlitz; „lieben Sie es auch? Das freut mich; ich kann es immer wieder lesen!“

Wir kamen nun ins Gespräch, und ich erzählte ihm, daß ich im vorigen Jahre den Ort der Dichtung besucht und zu meiner Freude die Büste des Dichters auf einem Felsenvorsprunge neben der von ihm verherrlichten Burg gesehen hätte. Aber er war keineswegs damit zufrieden. „Eine Büste nur?“ sagte er. „Dem Mann hätten sie doch wohl ein ganzes Standbild setzen können!“

„Sie lachen über mich!“ setzte er gleich darauf mit derselben bescheidenen Freundlichkeit hinzu. „Nun freilich, mein Geschmack mag wohl eben nicht der höchste sein.“

— — Ich lernte ihn später näher kennen. Sein Geschmack war keineswegs ein niedriger; aber wie er in der Musik bei seinem Haydn und seinem Mozart blieb, so waren es in der Poesie die klaren Frühlingslieder Uhlands oder auch wohl die friedhofstillen Dichtungen Höltys, die ich aufgeschlagen auf seinem Tische zu finden pflegte.

Wenn wir nach dieser Zeit uns wieder bei dem Antiquar oder auch nur auf der Straße trafen, so pflegten wir wohl noch ein Stückchen Weges mit einander zu verplaudern, und ich erfuhr nun, daß er hier in seiner Vaterstadt als Clavierlehrer lebe, aber nur in den Häusern des mittleren Bürgerstandes oder in mittellosen Beamtenfamilien seine Stunden gebe; auch verhehlte er mir nicht, daß sein Erwerb nur zu einer bescheidenen Wohnung ausreiche, welche er dicht vor der Stadt in dem Hause eines Bleichers schon seit Jahren inne habe. „Ei was!“ sagte er, „es ist schon recht für einen alten Junggesellen; man soll sich nur keine dummen Gedanken machen! Wenn sie nicht mit Wäsche zugedeckt ist,

sehe ich aus meinen Fenstern auf die schöne grüne Bleichwiese; ich hab als Knabe schon darauf gespielt, wenn ich unseren Mägden die schweren Zeugkörbe dort hinaustragen half; und auch der Apfelbaum, der damals so oft für mich geschüttelt wurde, steht noch ganz auf seiner alten Stelle."

Und in der That, ich fand das Stübchen so übel nicht, als ich eines Nachmittags nach einem gemeinsamen Spaziergange mit ihm dort eintrat; die Wiese war auch eben wäschefrei und sandte ihren grünen Schein ins Fenster. An der Wand über dem Sopha hingen zwei der bekannten Lessingschen Waldlandschaften, aus dem Nachlasse seines Vaters, wie er mir erzählte; über dem offen stehenden, wohlerhaltenen Clavier hing, umgeben von einem dichten Immortellenkranz, ein weiblicher Profilkopf in trefflicher Kreidezeichnung. Als ich betrachtend davor stehen blieb, trat er zu mir und begann fast schüchtern: „Ich muß es Ihnen wohl sagen, denn sie würden es sonst kaum glauben, daß dieses edle Antlitz meiner lieben Mutter einst gehörte; aber es ist wirklich so."

„Ich glaube es gern!" erwiderte ich; denn sein Antlitz stand vor mir, wie es mir nun schon oft von Freundlichkeit verklärt erschienen war.

Und als habe er meine Gedanken errathen, setzte er hinzu: „Lächeln hätten Sie sie sehen sollen: das Bild ist doch nur todt."

Als wir später auf seine Lieblingscomponisten zu sprechen kamen, griff er gleichsam zur Erläuterung dann und wann ein paar Tacte aus diesem oder jenem Satz auf den Tasten; da ich ihn dann aber ersuchte, nun doch weiter zu spielen, wurde er fast verlegen und suchte mir auszuweichen; endlich, als ich dringender wurde, sagte er ängstlich: „O, bitten Sie mich nicht darum, ich spiele seit vielen Jahren schon nicht mehr."

„Aber hier!" erwiderte ich und wies auf eine Partitur

der Jahreszeiten, die aufgeschlagen auf dem Pulpete lag, „das können Ihre Schüler doch nicht spielen.“

Er nickte eifrig. „Ja, ja; aber das lese ich nur; man muß so etwas haben bei dem steten Elementarunterricht; — es ist riesig, wie ein Mensch das Alles so hat schreiben können!“ Und er schlug begeistert die Blätter in dem großen Notenbuche hin und her.

Als ich nach einiger Zeit fortging, sah ich draußen an seiner Zimmerthür einen Zettel mit Oblaten angeklebt, worauf einige Tacte aus einem Mozartschen Ave verum in etwas stakigen Noten hingeschrieben waren; bei späterer Wiederholung meines Besuches bemerkte ich, daß dieser Zettel von Zeit zu Zeit erneuert wurde und entweder mit dem Spruch eines Schriftstellers oder, was meistens der Fall war, mit ein paar Tacten aus irgend einem älteren Tonwerke beschrieben war. Als ich ihn dann einmal wegen dieser Seltsamkeit befragte, sah ich wieder jenes Kinderlächeln in seinem Antlitz aufleuchten. „Ist das nicht ein guter Gruß,“ sagte er herzlich, „wenn man müde in sein kleines Heim zurückkehrt!“

* * *

Wir hatten solcherweise schon längere Zeit in einem gewissen Verkehr gestanden, ohne daß ich Näheres von ihm erfahren hätte; da war es eines Herbstabends, als ich ihn beim Schein der Straßenlaterne, die eben angezündet wurde, aus dem Thorweg eines großen Hauses kommen sah. Da ich nichts vorhatte, als nach angestrengter Arbeit mich durch ein weniges Straß-Auf- und Abgehen zu erfrischen, so rief ich ihn an, und er nickte freundlich, da er mich erkannte.

„Seit wann, lieber Freund,“ fragte ich, „geben Sie denn bei Präsidentens Stunde?“

Er lachte. „Ich? Sie scherzen wohl! Nein, die Stunden hat der junge Leipziger Doctor. Sie kennen ihn doch!

Ein excellenter Musiker; er hat mir neulich wohl über eine Stunde vorgespielt; ich versichere Sie, ein herrlicher junger Mann!"

„Kennen Sie ihn schon so genau?" fragte ich lächelnd.

„O nein, nicht weiter; aber ein solcher Musiker muß auch ein guter Mensch sein!"

Dagegen war nichts einzuwenden.

„Können Sie ein wenig mit mir schlendern?" fragte ich.

Er nickte und ging schon die Straße mit mir hinab. „Ich gab soeben meine letzte Stunde," sagte er; „der Tochter eines Schullehrers, der dort hinten auf dem Hofe wohnt. Das ist auch so ein goldenes Herz und ein Musikgenie dazu."

„Aber lassen Sie die Kinder nicht in Ihre Wohnung kommen? Es ist ja nicht so weit dahin."

Er schüttelte lachend den Kopf. „Nein, nein, das dürfte ich wohl nicht verlangen! Aber sie freilich, sie kommt auch zu mir heraus; nur ist sie eben jetzt aus einer schweren Krankheit aufgestanden. Sie fängt schon an, den Mozart zu tractiren; und eine Stimme hat sie! — Aber das ist fürs Erste noch zu früh, denn sie zählt erst dreizehn Jahre."

„Sie geben also auch Gesangunterricht?" fragte ich. „Da werden Sie der Einzige hier sein, der das versteht!"

„Ei, Gott bewahre!" erwiderte er; „aber bei ihr, da der Schulmeisterstochter die großen Meister unerschwinglich sind, möchte ich es gleichwohl doch versuchen, wenn Gott uns Leben schenkt. — Ich habe früher einmal mit einer alten ausgebrauchten Sängerin unter einem Dache gewohnt, die einst zu Mozarts Zeiten eine Rolle gespielt und auch ihm selber wohl zu Dank gesungen hatte. Ihre arme alte Kehle war freilich jetzt nicht viel besser als eine Thürangel; ja, ein muthwilliges Mädchen — es war die Tochter meines damaligen Wirthes," setzte er leise hinzu — „meinte sogar, sie gleiche der unseres gesangliebenden Hausthieres und

nannte die gute Alte stets ‚Signora Katerina‘; aber Signora Katerina wußte gleichwohl, was Gesang war, und wir beide haben manches fürchterliche Duo mit einander ausgeführt. Sie konnte nie genug davon bekommen; ich aber lernte dabei nach und nach ihre ganze Gesangsmethode kennen. ‚Merken Sie wohl auf, Monsieur Valentin!‘ pflegte sie zu sagen, hob sich dabei auf den Zehen und faßte mit den Fingerspitzen der einen Hand in ihre stets nicht eben saubere Tüllhaube: ‚So wollte es der große Maëstro!‘ Und dann schoß mit ungemeiner Sicherheit und oft überraschenden Accenten eine Coloratur zu irgend einer Mozartschen Arie aus dem alten dürren Halse. — Hatte ich nach ihrer Meinung meine Sachen gut gemacht, dann zog sie wohl ihr stets gefülltes krystallenes Naschdöschen aus der Tasche und steckte mir mit eigenen dürren Fingern eine Pfeffermünzpastille in den Mund. — Gott hab sie selig, meine alte Freundin!“ sagte er mit plötzlich weicher Stimme. „Wer weiß! Vielleicht kann noch ein junges Leben von diesen letzten Anstrengungen einer Greisin profitiren; denn“ — und er klopfte mit dem Finger gegen seine Stirn — „hier hab ich Alles wohl verwahrt, wie es einst der unsterbliche Meister von der jungen Primadonna gesungen haben wollte.“

— — „Sie haben mir,“ begann ich, da mein Freund jetzt schwieg, „noch nie von Ihrer Jugendzeit gesprochen. Wurde in Ihrem Elternhause auch Musik getrieben?“

„Freilich,“ erwiderte er; „weshalb wäre ich denn sonst ein Musiker geworden!“

„Nur deshalb, lieber Freund? Das glaube ich Ihnen nicht.“

„Nun, nun; es mag auch wohl mein wirklicher Beruf gewesen sein; aber eine Kopfschwäche hat mich immer sehr behindert; o, Sie denken nicht, wie sehr! — Als ich in einer Dorfkirche zum ersten Male die Orgel hörte, brach ich

in Schluchzen aus, daß man es gar nicht stillen konnte. Das war nicht die Gewalt der Musik; denn eine Thürschelle, die unversehens über mir läutete, hatte ganz dieselbe Wirkung; — es war mein armer schwacher Kopf, den ich schon als Knabe zwischen meinen Schultern trug." — Er blieb einen Augenblick stehen, und ich hörte ihn seufzen, als wenn er eine Trauer niederkämpfe.

„Mein Vater," fuhr er nach einer Weile fort, „wußte von solchen Dingen nichts; er war ein Mann auf den Punkt, ein angesehener, vielbeschäftigter Advocat in dieser Stadt. Meine liebe Mutter verlor ich schon in meinem zwölften Jahre; seitdem lebte ich mit ihm allein; denn meine Geschwister waren älter als ich und alle schon von Hause fort. Außer seinen Acten und einer ausgewählten geschichtlichen Büchersammlung, die ich trotz aller Ermahnung nicht zu benutzen verstand, hatte er nur eine Liebhaberei, und das war die Musik; ja, ich kann wohl sagen, daß ich meinen hauptsächlichsten Unterricht von ihm erhalten habe. — Es wäre vielleicht besser von einem Anderen geschehen. — — Sie werden mich nicht mißverstehen! Mir fehlt nicht das dankbare Gedächtniß für seine liebevollen Mühen; aber er wurde, wenn meine Kopfschwäche mich befiel, leicht ungeduldig, heftig, was mich doch nur ganz verwirrte. Ich habe derzeit viel dadurch gelitten; jetzt weiß ich's wohl, er konnte nicht dafür; bei seinem raschen Sinn konnte er nicht verstehen, was in mir vorging; er sah darin nichts als eine angeborene Trägheit, die nur aufgerüttelt werden müsse. Aber an einem Tage — ich stand schon vor der Confirmation — da kam ihm dennoch das Verständniß. O mein guter Vater, ich werde das nie vergessen!" Er streckte die Arme aus und ließ sie wieder sinken; dann fuhr er fort: „Wir saßen im Wohnzimmer am Clavier und spielten eine vierhändige Sonate von Clementi. Ich hatte am vorhergehenden Abend noch spät an einem schwierigen Capitel der

Harmonielehre gesessen und hatte davon, wie meine selige Mutter zu sagen pflegte, einen ‚dünnen' Kopf in den anderen Tag hinübergenommen. Mitten im Rondo der Sonate verwirrten sich meine Gedanken, ich griff wiederholt falsch, und mein Vater rief heftig: ‚Wie ist das möglich! Du hast das ja schon zwanzigmal gespielt!' — Er schlug die Blätter zurück, und wir begannen den Satz von Neuem; aber es half nicht, ich kam über die verhängnißvolle Stelle nicht hinüber. Da sprang er auf und warf seinen Stuhl zurück. — — Ich weiß nicht, wie es in anderen Familien zugeht — bei all seiner Heftigkeit, ich hatte nie von meinem Vater einen Schlag erhalten. Es mag ihm wohl sonst noch etwas im Gemüth gelegen haben; denn jetzt, da ich schon fast kein Knabe mehr war, wurde er so von seinem Zorne hingerissen.

„Die Noten waren vom Pulpet herab auf den Fußboden gefallen; ich hob sie schweigend auf; meine Wange brannte, und in der Brust quoll es mir auf, als solle das Blut über meine Lippen stürzen; aber ich setzte mich wieder zurecht und legte meine zitternden Hände auf die Tasten. Auch mein Vater saß wieder neben mir, und ohne daß ein Wort oder auch nur ein Blick zwischen uns gewechselt wäre, spielten wir die Sonate weiter. Ich weiß auch noch sehr wohl — und ich habe mich später oft selbst gefragt, ob wohl der große Schmerz für Augenblicke meine Kraft so wunderbar belebt habe — aber es wurde mir plötzlich leicht, die Noten wurden wie von selbst zu Tönen, als wären gar keine weißen und schwarzen Tasten mehr dazwischen, die meine unbeholfene Hand zu treffen hatte.

„‚Siehst du,' sagte mein Vater; ‚wenn du nur willst!'

„Die Sonate war zu Ende; er legte, da es jetzt so ungewöhnlich glückte, gleich noch ein anderes Musikstück aufs Pulpet, das ich allein zu spielen hatte. — Ich fing auch tapfer an; aber da mein Vater nicht selbst mitspielte, son-

dern, mich scharf beobachtend, neben mir stand, so wurde ich verwirrt und mühte mich vergebens, die mich so plötzlich überkommene Sicherheit festzuhalten. Vielleicht auch, daß jener herbe Zauber überhaupt nicht weiter reichte! Es schwamm schon wieder wie Nebel um mich her, meine alte Angst befiel mich, und — da gingen die Gedanken hin; wie fliegende Vögel, die schon weit von mir in der grauen Luft verschwanden.

„Ich spielte nicht mehr. ‚Schlage mich nicht, Vater,‘ rief ich und stieß mit beiden Händen gegen seine Brust; ‚es fehlt mir etwas; es ist in meinem Kopf; ich kann ja nicht dafür!‘

„Mein Vater, da ich so zu ihm aufblickte, sah mich heftig an; aber ich mag wohl todtenblaß gewesen sein; ich hatte ohnedies nur wenig Farbe.

„‚Spiele es noch einmal für dich!‘ sagte er ruhig. Dann verließ er mich, und ich hörte, wie er den Gang hinauf nach seinem Zimmer ging.

„Aber ich konnte nicht spielen. Eine Trostlosigkeit überfiel mich, wie ich sie nie empfunden hatte; ein Mitleid mit mir selber, als müsse es mir die Seele fortschwemmen. Über dem Clavier hing das Bildniß meiner Mutter, welches Sie neulich bei mir gesehen haben. Ich weiß noch, wie ich meine Hände dahin ausstreckte und in kindischem Unverstand einmal über das andere wiederholte: ‚Ach, hilf mir, Mutter! O meine liebe Mutter, hilf mir!‘ Dann legte ich den Kopf in meine Hände und weinte bitterlich.

„Wie lange ich so gesessen habe, weiß ich nicht. Schon länger hatte ich es draußen auf dem Hausflur gehen hören, aber ich hatte mich nicht gerührt, obgleich ich wußte, daß hier vorne Niemand außer mir im Hause war; endlich, da von draußen an die Thür geklopft wurde, stand ich auf und öffnete. Es war ein mir bekannter Handwerker, der meinen Vater in einer Geschäftssache zu sprechen wünschte. —

‚Sind Sie krank, junger Herr?‘ fragte der Mann. Ich schüttelte den Kopf und sagte: ‚Ich werde fragen, ob es paßt.‘

„Als ich in meines Vaters Zimmer trat, stand er an einem seiner großen Bücherregale; ich hatte ihn oft so gesehen, das eine oder andere Buch hervorziehend, darin blätternd und es dann wieder an seinen Platz stellend; aber heute war es anders, er hatte den Arm auf eines der Borte gestützt und seine Augen mit der Hand bedeckt.

„‚Vater!‘ sagte ich leise.

— „‚Was willst du, Kind?‘

„‚Es ist Jemand da, der dich zu sprechen wünscht.‘

„Er antwortete nicht darauf; er nahm die Hand von den Augen und rief leise meinen Namen.

„Dann lag ich an meines Vaters Brust; zum ersten Mal in meinem Leben. Ich fühlte, daß er zu mir sprechen wollte; aber er streichelte nur mein Haar und sah mich bittend an. ‚Mein armer, lieber Junge!‘ war Alles, was er über seine Lippen brachte. Ich schloß die Augen; mir war, als sei ich nun vor aller Lebensnoth geborgen. — Trotz meiner Mutter Tod vergaß ich immer wieder, daß Alles stirbt und wechselt.

„Aber es war eine glückliche Zeit, die ich von nun an noch zu Hause verlebte; mein Vater war nie wieder heftig gegen mich, eine Mutter hätte nicht zarter mit mir umgehen können; auch der Frühling brach damals in einer Schönheit an, wie ich mich dessen nicht wieder zu erinnern meine. — Hinter der Stadt zwischen Hecken und Wällen war ein wüster Platz, wo einst ein Gartenhaus gestanden hatte, um den sich aber Niemand mehr zu kümmern schien. Von den Blumen, die dort einst gepflegt sein mochten, sah man nur noch die Veilchen, die hier schon in den ersten Frühlingstagen blühten. Ich ging oft dahin; auch später, wenn in der Hecke sich der Hagedorn mit seinem Blumenschnee be-

deckte, oder wenn Alles ausgeblüht hatte und nur noch die Hänflinge und der Emmerling durch die Büsche schlüpften. Manche Stunde habe ich hier im Grase gelegen; es war so still und feierlich; nur die Blätter und die Vögel sprachen. — Aber niemals sah ich diesen Ort in solcher Schönheit wie in jenem Frühling. Gleich mir waren auch die Bienen schon ins Feld hinausgezogen; wie Musik wob und summte es über tausend Veilchenkelchen, die wie ein blauer Schein aus Gras und Moos hervorbrachen. Mein ganzes Schnupftuch pflückte ich voll; mir war wie ein Seliger in diesem Duft und Sonnenschein. Dann setzte ich mich ins Gras, nahm etwas Bindfaden, den ich immer bei mir führte, und begann gleich einem Mädchen einen Kranz zu binden; über mir im Blauen sang so herzkräftig eine Lerche. ‚Du liebe, schöne Gotteswelt!‘ dachte ich; und dann gerieth ich sogar ins Versemachen. Freilich, es waren nur kindische Gedanken in den hergebrachten Reimen; aber mir war sehr froh dabei zu Sinne.

— — „Als ich nach Hause kam, hing ich den Kranz in meines Vaters Stube; ich weiß noch wohl, wie glücklich ich mich fühlte, daß ich mir jetzt solche Allotria bei ihm erlauben durfte.

— „Noch eines muß ich sagen! Später, in seinem Nachlaß, fand ich ein Sparkassenbuch auf meinen Namen und über eine große Summe; die erste Post derselben war, wie das Datum auswies, an jenem unglücklich-glücklichen Tage von ihm belegt worden. Es hat mich sehr erschüttert, als ich das Buch bei seinem Testamente fand; zum Glück bedurfte ich der Unterstützung nicht.“

— — Wir waren eben aus entlegeneren Gassen, die wir bei unserem Gespräche unwillkürlich aufgesucht hatten, wieder in eine der Hauptstraßen eingebogen. Während ich fast verstohlen den schon alternden Mann an meiner Seite betrachtete, legte er plötzlich die Hand auf meinen Arm.

„Wollen Sie es einmal ansehen!“ sagte er. „Hier wohnten wir, als meine Eltern lebten; es war unser eigenes Haus; aber nach unseres Vaters Tode mußte es verkauft werden.“

Als ich aufblickte, sah ich, daß die stattliche Fensterreihe des oberen Stockwerks hell erleuchtet war.

„Ich hätte einmal ein paar schöne Unterrichtsstunden dort bekommen können,“ begann er wieder; „aber ich mochte es mir nicht zu Leide thun; ich fürchtete, ich könne einmal auf der Treppe drinnen einem armen blassen Jungen begegnen, einem Menschen, aus dem nicht viel geworden ist.“ — —

Er schwieg.

„Sprechen Sie nicht so!“ sagte ich. „Ich habe bisher geglaubt, Sie seien nicht weniger glücklich als wir anderen Menschen.“

„Nun ja!“ versetzte er fast verlegen und lüftete ein paar Mal seinen grauen Filzhut; „ich bin's ja auch, ich bin's ja auch! Es war nur so ein Einfall; ich weiß sonst wohl, daß man sich keine dummen Gedanken machen soll!“

Schon längst hatte ich bemerkt, daß diese letzte Phrase ihm gleichsam als Riegel diente, um alle vergeblichen Hoffnungen und Wünsche von sich abzusperren.

— — Eine Viertelstunde später befanden wir uns auf meinem Zimmer, wohin ich ihn, mein Abendbrot zu theilen, eingeladen hatte. Während ich mich bemühte, über meiner Spiritusmaschine ein Kännchen nordischen Punsches zu brauen, stand er an meinem Bücherbrett und besichtigte mit offenbarem Vergnügen die hübsche Reihe meiner Chodowiecki-Ausgaben. „Aber eine fehlt Ihnen doch!“ sagte er. „Die Bürgerschen Gedichte mit dem langen Subscribentenverzeichniß! Es ist schon ein Spaß, unter all den alten Herrschaften die eigenen Urgroßväter aufzusuchen; von den Ihrigen würden Sie gewiß auch darunter finden.“ Er sah mich mit seinem herzlichen Lächeln an. „Ich habe das Buch zu-

fällig doppelt; wollen Sie sich das eine Exemplar gelegentlich bei mir abholen?"

Ich nahm das dankend an. Und bald saßen wir neben einander im Sopha, die dampfenden Gläser vor uns, er aus meiner längsten Pfeife rauchend, die er statt der vor ihm liegenden Cigarren sich erbeten hatte. — Als er den Probeschluck gethan, hielt er das Glas noch in der Hand und sagte darauf hinnickend: „Das tranken wir zu Hause immer am Neujahrsabend; einmal als Knabe trank ich mir sogar einen argen Rausch darin, so daß mir viele Jahre ein Widerwille gegen dieses edle Kunstgebräu geblieben ist. Aber jetzt — jetzt schmeckt es wieder!" Er that einen behaglichen Zug und setzte sein Glas dann auf den Tisch.

Wir rauchten, wir plauderten, und das Gespräch ging hin und her. — „Nein," sagte er, „die Dinger, die man Conservatorien nennt, gab es derzeit wohl noch nicht in unserem Deutschland; ich ward zu einem tüchtigen Claviermeister in die Lehre gethan und habe mich dort ein paar Jahre lang mit Theorie und Technik redlich abgearbeitet. Außer mir war noch Einer da, der schon nach kurzer Zeit den Hofpianistentitel in der Tasche hatte; und doch, wenn ich bisweilen so saß und seinem Spiele zuhörte, hab ich mir's nicht ausreden können, daß ich, Christian Valentin, das Alles noch viel besser machen würde, wenn — ja, wenn nur die Finger und die Gedanken bei mir so fix zusammen gegangen wären. Sie sehen," setzte er hinzu, indem er mit dem Daumen und kleinen Finger ein paar weite Spannungen auf der Tischdecke machte, „daran liegt es nicht; das sind die schulgerechten Clavicymbelschläger."

„Vielleicht," warf ich ein, „sind Sie gegen sich selber zu gewissenhaft gewesen; den gröberen Naturen kommt niemals etwas zwischen Finger und Gedanken."

Er schüttelte den Kopf. „Es ist doch anders; und wenn auch — ich kann das nicht regieren. — — Bevor ich mich

hier dauernd niederließ, habe ich längere Zeit in einer anderen Stadt als Musiklehrer gelebt; und da man keine Concertvorträge von mir verlangte, so habe ich dort vielleicht das Meinige geleistet. Auch war es mir trotz des damals überall nur mäßigen Honorars schon in den ersten Jahren gelungen, ein Sümmchen für die Zukunft hinzulegen; ob für ein einsames Junggesellenalter, oder ob — —"

Er nahm sein Glas und leerte es auf einen Zug. „So," sagte er, „nun habe ich mir Muth getrunken! Ihnen erzähl ich's gern; ja, mir ist, als könnt ich Ihnen noch einmal meinen Mozart spielen!"

Er hatte meine beiden Hände ergriffen; seine blassen Wangen waren leicht geröthet. — „Ich wohnte damals bei einem Buchbindermeister," begann er wieder, „der nebenbei ein kleines Antiquariat betrieb; o manches liebe Büchlein ist damals in meine Bibliothek gewandert! Wer mich aber auslachte, wenn ich mit solch einem Scharteklein wie mit einem kostbaren Raube nach meinem Zimmer hinaufstolperte, das war die eigene Tochter meines Antiquars; sie trug den schönen Namen ‚Anna'; aber sie hielt nicht viel von Büchern. Desto lieber sang sie; Volkslieder und Opernarien — Gott weiß, woher ihre jungen Ohren das Alles aufgefangen hatten! Und eine Stimme war das! Signora ‚Katerina', die im selben Hause ein Mansardenstübchen inne hatte, war in stetiger Entrüstung, daß dieser ‚Kindskopf' sich nicht von ihr wollte in die Schule nehmen lassen. ‚Monsieur Valentin!' rief sie einmal, als die Anna nach einer langen Ermahnung lachend vor ihr stand; ‚sehen Sie dieses Mädchen! Sie hat das Glück im Hause, aber sie stößt es mit ihren kleinen Füßen von sich, und dann — ja, ja, Kindchen; unversehens kommt das Alter! Wie ich hier vor Ihnen stehe, ich hätte Fürsten und Excellenzen heirathen können!'

„‚Und ich,' sagte der Kindskopf, ‚kann noch einen Prinzen heirathen; und ich thu's gewiß, wenn er erst in seiner

goldenen Kutsche vorgefahren kommt! Aber, Signora, können Sie mir das nachmachen?' — Und nun sang sie mit der unglaublichsten Zungenfertigkeit eines jener aus sinnlosen Silben zusammengefügten Reimgesetze; vor- und rückwärts, hinauf und hinunter. ‚Sehen Sie, Signora, das sind Naturgaben!'

„Die alte Kunstsängerin würdigte sie auf solchen Übermuth meist keiner Antwort; auch jetzt wickelte sie sich schweigend in ihren rothen Shawl, den sie selbst im Hause nie von ihren Schultern ließ, und stieg mit würdevoll erhobener Nase nach ihrem Mansardenstübchen hinauf.

„Als sie fort war, legte Änncheu die Hände auf den Rücken, und so vor mir stehend wie ein Vogel auf dem Zweige, hub sie aufs Neue an zu singen. ‚Schwäbische, bairische Dirndel, juchhe!' Gleich einer Leuchtkugel stieg das Juchhe in die Luft! — Dann sah sie mich mit ihren braunen Augen an und fragte treuherzig: ‚Das ist aber doch schön? Nicht wahr, Herr Valentin?'

„Wir befanden uns auf meiner Stube, wohin Änncheu mir immer mein Abendbrot heraufbrachte. Ich hatte mich ans Clavier gesetzt. ‚Singen Sie weiter, Änncheu!' sagte ich; und so, während ich eine einfache Begleitung spielte, sang sie das Lied zu Ende, und dann ein zweites, ein drittes, und ich weiß nicht, wie viele ihrer hübschen und thörichten Lieder noch. Ich weiß nur, mir war unsäglich wohl dabei. — ‚Nein, wie ist's nur menschenmöglich,' rief das liebe Kind; ‚kennen Sie denn alle meine Lieder? Aber wissen Sie was, Herr Valentin? Das hat durchs ganze Haus geschallt! Die Signora Katerina sitzt gewiß droben ganz in ihren Shawl verwickelt!'

— — „Seit jenem Tage gab es in Änncheus Kopfe kane musikalische Unmöglichkeit mehr für mich; ja, allmählich bestrickte auch mich selbst die einfältige Bewunderung und machte mich ganz zuversichtlich; einmal, da sie eben

von mir gegangen war, setzte ich mich sogar hin und berechnete eifrig meine Vermögensumstände. Was soll ich's Ihnen lang erzählen! Das Mädchen, der Kindskopf, spukte mir plötzlich durch alle meine Gedanken. Aber — da kamen die Liedertafeln in die Mode!"

„Die Liedertafeln?" fragte ich verwundert, benutzte aber zugleich die Pause, um das Glas meines Freundes wiederum aus dem belebenden Quell zu füllen, den ich vor uns über dem blauen Flämmchen glühend erhielt.

„Leider, die Liedertafeln!" wiederholte er, indem er heftig an seiner Pfeife sog und große Dampfringe vor sich hinstieß. „Sie sind mir niemals recht gewesen, der ewige Männergesang! Es ist, als ob ich jahraus, jahrein nur immer in den unteren Octaven spielen wollte! Auch war gar bald der Geruch der Bierbank von ihnen unzertrennlich. — Gleichwohl konnte ich nicht umhin, die mir angetragene Direction der neuen Liedertafel zu übernehmen. Es war eine bunte Gesellschaft: Handwerker, Kaufleute, Beamte; sogar ein Nachtwächter, der ein ordentlicher Mann und ein außerordentlicher Bassist war, wurde aufgenommen. Und das mit Recht; denn die Kunst scheint mir so heilig, daß die Erdenunterschiede in ihr keine Geltung haben können. — —

— „Ich muß sagen, daß die Übungen derzeit mit Ernst und Eifer vor sich gingen; während die eine Stimme geübt wurde, standen die anderen nicht zu schwatzen, sondern hatten hübsch das Buch vor der Nase und buchstabirten in Gedanken ihre Stimme mit. Solcherweise hatten wir denn auch schon zwei unserer Winterconcerte glücklich hinter uns; da, einige Tage vor dem dritten, erkrankte der Haupt-Tenorsänger — ein weißer Rabe mit dem hohen b — ohne den mehrere mühsam eingeübte Nummern ganz unmöglich wurden.

„Ich ging umher und sann, wie die Lücken auszufüllen seien; aber Annchen hatte längst für mich beschlossen: ‚Lassen Sie ihr Clavier in den Saal tragen und spielen Sie selber

etwas! Was wollen Sie Ihre schöne Musik immer nur an mich dummes Ding und da droben an unsere alte Kunstfigur verschwenden!'

„Ich drohte ihr zwar mit dem Finger; aber es wurde dennoch so, wie sie es wollte.

„Zu meinem Vortrage hatte ich mir die Mozartsche Phantasie-Sonate gewählt, die damals noch nicht so von allen Musikschülern abgeleiert war. Morgens vor und Abends nach meinen Unterrichtsstunden saß ich eifrig übend am Clavier; und wenn ich so allein mich in das Werk vertiefte, war mir mitunter, als nicke mir der große Meister zu, und ich hörte ordentlich seine Stimme: ‚Schon recht, schon recht, lieber Valentin! So hab ich mir's gedacht, ganz gerade so!' — — Einmal, da ich eben das Adagio geschlossen hatte, stand plötzlich die Signora Katerina in der offenen Stubenthür und lachte gläsern mit ihrer zerbrochenen Sopranstimme, was mir damals höchst abscheulich klang; aber sie behauptete, noch immer lachend, ich habe selber und gar laut und andachtsvoll jene ermuthigenden Worte ausgerufen. Dann wieder klopfte sie mir die Wangen mit ihrer vollberingten mageren Hand. ‚Nun, nun, caro amico,' sagte sie, ‚der große Meister selbst ist nicht mehr da; aber seine Schülerin ist zugegen gewesen, und die ruft: bravo bravissimo! Aber jetzt auch da capo! Wir werden Einiges zu bemerken haben!'

„Und jetzt, während ich das Adagio wiederholte, stand sie, leise Winke und Worte gebend, hinter meinem Stuhl; Sie glauben nicht, was für Musik in dieser alten Seele steckte! — — Und dennoch hatten fast Alle Mühe, das Lachen zu verbeißen, wenn einmal in Anderer Gegenwart die Wuth des Gesanges sie befiel. Nur mich wandelte nie dergleichen an; mich erfüllte diese Wirkung, die sie mit all ihrer Kunst nur noch allein hervorzubringen vermochte — ich kann nicht sagen, mit Erbarmen — denn dessen bedurfte

sie nicht — als vielmehr mit einem unerklärlichen Gefühl des Schreckens; fast als sei ich es selber, der dadurch preisgegeben wurde. — Sie freilich ahnte nichts von alledem; stolz wie eine Königin, mit ihrem rothen Kaschmirshawle sich drapirend, stellte sie sich in die Mitte des Zimmers und schmetterte ihre großen Arien herunter. Ja, ich muß gestehen, wenn wir beide allein waren, so hörte auch ich, in meinem Trieb zu lernen, mehr ihre Seele als ihre Kehle singen; denn was sie ausdrücken wollte und was ich bald genug herauszuhören verstand, schien mir fast immer das Rechte.

„Und so saß ich auch jetzt am Vorabend des Concertes als ihr gehorsamer und aufmerkender Schüler am Clavier; es störte mich selbst nicht, als ich draußen kleine bekannte Tritte die Treppe heraufkommen hörte; ja, ich sah nur kaum die strenge Handbewegung der Signora, mit der das leise eintretende Ännchen an die Thür verwiesen wurde. — Aber wie hergezogen war sie allmählich näher gekommen, und bald, beide Arme in ihr Schürzchen gewickelt, lehnte sie neben mir auf dem Clavier, und ich fühlte, wie sie mich mit ihren großen braunen Augen unverwandt betrachtete. Ich spielte voll Begeisterung weiter. Als ich zu Ende war, stieß Ännchen einen tiefen Seufzer aus. ‚Das war schön!‘ sagte sie. ‚Mein Gott, Herr Valentin, was können Sie doch spielen!‘ — Die Signora legte wie segnend die beringte Hand auf meinen Kopf. ‚Mein Lieber, Sie werden einen schönen Succeß erringen!‘ Und im selben Augenblicke fühlte ich auch eine Pfeffermünzpastille zwischen meinen Zähnen.

„Sie hatten gut reden: ein harmloses Kind, das im Bewundern seine Freude fand, die alte musikalische Seele, die mir studiren half, dann noch Ännchens Wachtelhund, der kleine schwarzgefleckte Polly, der, wie ich jetzt bemerkte, mäuschenstill auf der Thürschwelle gesessen hatte — das war ein Publicum, wie ich es brauchen konnte. — Aber später, vor all den fremden Menschen!

„Freilich eine Beruhigung hatte ich: der berühmte Orgelspieler, den man zur Prüfung der neuen Kirchenorgel herberufen hatte, sollte erst am Tage nach dem Concert eintreffen; ja, ich will es nur gestehen, ich selber hatte eine kleine List gebraucht, um die Dinge so zu schieben.

— — „Etwas beklommener als sonst betrat ich am anderen Abend unseren Concertsaal; er war so gedrängt voll, daß selbst einzelne Damen nicht zum Sitzen gelangen konnten. Aber die Gesänge, mit denen wir nun den Anfang machten, gingen bescheidenen Ansprüchen nach vortrefflich; denn war auch unser Tenor geschwächt, so besaßen wir immerhin noch Kräfte, um die mancher große Verein uns hätte beneiden können; schon der Nachtwächter und unser dicker Schulrector waren ein paar Füllebässe, die in alle Ritzen quollen, welche die dünneren Stimmen offen gelassen hatten. Es wurde lebhaft applaudirt; das singende und das hörende Städtchen waren im besten Einverständniß.

„So rückte denn das Programm allmählich bis zur Phantasie-Sonate vor. Der Beifall nach Ludwig Bergers schönem Liede ‚Als der Sandwirth von Passeyer' verhallte eben, als ich mich ans Clavier setzte; und eine erwartungsvolle Stille war eingetreten. Mit ein paar tiefen Athemzügen schlug ich die Noten auf; dann warf ich darüber hin einen flüchtigen Blick in den Saal; aber die vielen Gesichter, die mich alle anstarrten, übten eine Art von Schrecken auf mich aus. Da zum Glück entdeckte ich auch Annchens braune Augen, die groß und freudig zu mir hinblickten; und im selben Augenblicke hatte das vielköpfige Ungeheuer sich in ein mir hold geneigtes Wesen umgewandelt. Muthig schlug ich ein paar Accordfolgen an, um den Beginn meines Spieles anzukündigen; und dann: ‚O heiliger Meister, ich will sie ihnen schon ans Herz legen, deine goldenen Töne! Alle, Alle sollen durch dich selig werden!' So flog es durch mich hin; und ich begann meinen Mozart, das Ada-

gio zuerst. — — Ich glaube wirklich, ich habe damals gut gespielt; denn mich erfüllte nichts als die Schönheit des Werkes und der begeisterte Drang, die Freude des Verständnisses auch Anderen mitzutheilen; meine alte Meisterin hätte mich gelobt, so denke ich noch jetzt; aber sie besuchte niemals eine öffentliche Aufführung.

„Schon war ich auf der letzten Seite des Andantino, als hie und da ein Flüstern aus dem Saale mir zwischen meine Töne drang. Ich erschrak; sie hörten nicht! Das lag an mir; am Mozart konnte es nicht liegen! — — Mit einem Gefühl von Unbehagen begann ich das Allegro der Sonate; um so mehr, da ich eine Stelle im zweiten Theile besonders hatte üben müssen. Aber ich beruhigte mich; es gab ja Menschen, denen nur Trompetenmusik verständlich war; was gingen sie mich an! Nur Eines störte mich; der dicke Schulrector war während meines Spieles mir immer näher auf den Leib gerückt. Er konnte allerlei böse Absichten hegen: er wollte vielleicht die Lichter putzen, wobei die große messingene Lichtschere auf die Tasten fallen konnte, oder gar mir die Notenblätter umwenden, was ich durchaus von keinem Anderen leiden konnte! Ich eilte mich, die zweite Blattseite herunterzuspielen, damit nur seine dicke Hand mir nicht zu früh in meine Noten griffe. Das half; der Rector blieb wie gebannt auf seinem Platze stehen; schon hatte ich umgeschlagen und spielte ganz muthig auf die heikle Stelle los; — da hörte ich unten die Thür des Saales knarren und konnte nicht umhin, zu sehen, wie überall die Köpfe sich nach rückwärts wandten. Wieder wurde geflüstert, und mehr noch als zuvor: — ich wußte nicht weshalb, aber der Athem stand mir still. Da hörte ich neben mir ganz deutlich eine Stimme sagen: ‚Aber ich dachte, er käme erst morgen; wie hübsch, daß er heut schon da ist!‘ — Er war also dennoch angekommen! — Es war ein betäubender Schlag, der mich getroffen hatte. — Was konnte ich dem

Manne, dem großen Künstler, mit meinem Spiel noch bringen! — Wo dort unten im Saale mochte er jetzt stehen oder sitzen? — Aus all den Hunderten von Gesichtern starrten mich seine Augen an; und nun — ich fühlte es — neigte er das Ohr, um jeden meiner Töne aufzufangen. Eine wahre Jagd von Angstgedanken raste durch meinen Kopf; noch ein paar Tacte versuchten es meine plötzlich wie gelähmten Finger; dann überfiel mich eine rathlose Gleichgültigkeit, zugleich eine seltsame Entrückung in längst vergangene Zustände. Mir war auf einmal, als stehe das Clavier auf seinem alten Platz im elterlichen Wohnzimmer; auch mein Vater stand plötzlich neben mir; und statt in die Tasten griff ich nach seiner Schattenhand.

„Was weiter geschah, weiß ich kaum. Als ich mich wieder auf mich selbst besann, saß ich auf einem Stuhl in dem hinter dem Podium des Saales befindlichen Zimmer, in dem wir unsere Überkleider abzulegen pflegten. Ich sei krank geworden — so war mir, als hätte ich drinnen noch gesagt.

„Ein Licht mit langer Schnuppe brannte auf dem Tische; die matt erleuchteten Wände des Zimmers, die vielen dunkeln Kleider, die überall umherlagen: es sah recht öde aus. — So hatte ich einst als Knabe gesessen, nur nicht so ganz vernichtet; auch fühlte ich, daß jetzt meine Augen trocken waren, und Niemand pochte an, der mich zu meinem Vater schicken wollte. Ich war ja jetzt ein Mann — — ‚Mein armer, lieber Junge!‘ — — wie lange war er todt, der diese Worte einst gesprochen hatte!

„Da drang aus dem Saale drüben ein wirres Stimmgetöse zu mir her. — Ich weiß nicht, hatte ich es vorhin nur nicht gehört, oder war es eben erst hervorgebrochen; aber wie jähes Entsetzen fiel es mich an; es jagte mich aus dem Zimmer, aus dem Hause. Barhaupt, ohne Mantel rannte ich auf die Straße hinaus und weiter, ohne umzu-

sehen, durch das Thor ins Freie. Der Stadt zunächst standen alte Lindenalleen; dann kam die breite, wüste Landstraße. Ich wanderte immer weiter, ohne Zweck, ohne Gedanken; nur die Angst vor der Welt, vor den Menschen fieberte mir im Gehirn.

„Weit hinter der Stadt führte die Straße über eine Anhöhe, die nach der einen Seite jählings in die Tiefe schoß. Unten ging ein reißendes Wasser; es rauschte fortwährend neben mir dahin. Ich weiß noch wohl, im Osten stand die schmale Mondsichel; sie leuchtete nicht, aber sie zeichnete sich scharf vom dunklen Nachthimmel ab; es war fast finster auf der Erde. — Als ich den höchsten Punkt erreicht hatte, bemerkte ich einen großen Feldstein, der dort oberhalb des Wassers unter einem Baume lag; ich wußte nicht weshalb, aber ich setzte mich darauf. Es war noch früh im März; die Zweige über mir waren noch nackt und schlugen im Nachtwind an einander; dann und wann fielen Tropfen in mein Haar und rieselten kühl über mein Gesicht. Aber hinter mir in der Tiefe rauschte das Wasser, unaufhörlich, eintönig, zum Schlaf verlockend wie ein Wiegenlied.

„Ich hatte den Kopf gegen den feuchten Stamm gelehnt und lauschte der verführerischen Melodie der Wellen. ‚Ja,‘ dachte ich, ‚schlafen! Wer nur schlafen dürfte!‘ — Und wie Stimmen tauchte es auf und rief zu mir empor: ‚Ach, unten, da unten die kühle Ruh!‘ Immer bestrickender in Schuberts süßen, schwermüthigen Tönen drang es mir ans Herz. — Da hörte ich Schritte aus der Ferne, und plötzlich, wie wach geworden, sprang ich auf. Ich war ja nicht jener lyrische Müllergesell des Schubertschen Gesanges, ich war eines tüchtigen, praktischen Mannes Sohn; an so etwas durfte ich auch jetzt nicht denken!

„Und immer näher von der Gegend der Stadt her kamen die Schritte auf mich zu; daneben erkannte ich noch andere trippelnde wie von einem kleinen Hunde. Ich zwei-

felte nicht mehr, sie war es, ihr kleiner Wachtelhund begleitete sie; es gab noch eine Menschenseele, die mich nicht vergessen hatte! Das Herz schlug mir in den Hals hinauf; ich weiß nicht, war's vor Freude oder war's die Angst, daß ich mich dennoch täuschen könne. Aber da kam schon aus dem Dunkel wie ein Lichtstrahl ihre liebe Stimme: ‚Herr Valentin! Sind Sie es denn, Herr Valentin?'

„Und beschämt erwiderte ich: ‚Ja, Ännchen, ich bin es freilich! — Wie kommen Sie hierher?'

„Sie stand schon vor mir und legte die Hand auf meinen Arm. ‚Ich — ich habe in der Stadt gefragt; man hatte Sie aus dem Thore gehen sehen.'

„‚Aber das ist kein Weg für Sie; so allein auf der wüsten Straße!'

„‚Ich hatte solche Angst; Sie waren krank geworden. Mein Gott, warum sind Sie nicht nach Haus gegangen?'

„‚Nein, Ännchen,' sagte ich, ‚ich bin nicht krank geworden; das war eine von den Lügen, welche die Noth oder die Scham uns auf die Lippen treibt. Ich hatte nur etwas übernommen, wozu mir Gott die Fähigkeit versagt hat.'

„Da schlangen sich zwei junge Arme um meinen Hals, und Ännchens übermüthiges Köpfchen lag schluchzend an meiner Brust. — ‚Und wie Sie aussehen!' flüsterte sie, ‚Sie haben keinen Hut auf dem Kopfe, keinen Mantel!'

— „‚Ja, Ännchen — ich habe das wohl vergessen, da ich fortging.'

„Und die kleinen Hände umschlossen mich noch fester. — Es war so still im weiten dunklen Felde; der kleine Hund hatte sich zu unseren Füßen gelagert. Wenn eines Menschen Auge uns jetzt erblickt hätte, er würde geglaubt haben, es sei ein Bund fürs Leben hier geschlossen worden. Und es war doch nur ein Abschied." —

Der stille Mann blickte bei diesen Worten in sein Glas, das er vorhin ergriffen hatte, als könnten aus dessen Grunde

die Träume seiner Jugend auferstehen. — Durch das Fenster, dessen einer Flügel offen stand, tönte aus der Luft herab der Schrei eines vorüberziehenden Vogels.

Er blickte auf. „Hörten Sie das?“ sagte er. „Ein solcher Schrei von Wandervögeln trieb uns auch in jener Nacht nach Hause. Wir gingen dann den ganzen Weg noch Hand in Hand.

— — „Am anderen Morgen stieg auch die alte Signora Katerina aus ihrem Mansardenkäficht zu mir herab. Sie war völlig außer sich. ‚Und vor diesen Kleinstädtern!‘ rief sie. ‚Sie wissen nur nicht aufzutreten, Monsieur Valentin! Sehen Sie, so — so trat ich zu meinen Zeiten vor die Lampen!‘ Und sofort stand sie, mit ihrem Shawl drapirt, in einer heroischen Attitude vor mir da. ‚Ich möchte den sehen, der mir die Kehle hätte zuschnüren wollen! Selbst vor dem großen Meister hab ich nur ein Weniges gezittert.‘

„Allein, was half das mir! — Noch am selben Tage erfuhr ich überdies, daß mein alter Lerngenosse sich ebenfalls als Musiklehrer dort niederzulassen gedachte. Es mochte ihm mit seinem Virtuosenthum auf die Dauer nicht geglückt sein; aber er besaß doch, was mir fehlte. Ich wußte wohl, ich mußte gehen.

„Schon nach wenigen Tagen half Ännchen mir meine kleinen Kisten packen, und manche Thräne aus ihren mitleidigen Augen fiel dabei auf meine alten Bücher; ich mußte zuletzt sie gar noch selber trösten.

— „Wohin ich meine Schritte richten sollte, darüber war ich nicht in Bedenken; ich besaß hier in meiner Vaterstadt zwar nicht Haus und Hof, aber eben vor dem Thor doch meiner Eltern Grab. — Als ich, hier angelangt, meine Habseligkeiten wieder aus den Kisten packte, fand ich unter meinen Noten das wohlbekannte Krystalldöschen bis zum Rande voll von Pfeffermünzpastillen. — Die gute Signora

Katerina — sie hatte mir doch den Ehrenpreis noch reichen wollen.

„Aber es ist spät," sagte er, jetzt plötzlich aufstehend, indem er eine große goldene Uhr aus seiner Tasche zog; „weit über Bürgerbettzeit! Was werden meine alten Bleichersleute denken!"

„Und Ännchen?" fragte ich. „Was ist aus der geworden?"

Er war eben beschäftigt, die lange Pfeife wieder an den Haken zu hängen, von dem ich sie vorhin für ihn herabgenommen hatte. Jetzt wandte er sich zu mir, und in seinem Antlitz stand wieder das stille kindliche Lächeln, das ihn so sehr verschönte.

„Aus Ännchen?" wiederholte er. „Was immer aus einem übermüthigen jungen Mädchen werden sollte, eine ernste Frau und Mutter. Nachdem sie unserer Signora ihren schweren Abtritt von der Erdenbühne durch treue Pflege, wie ich es hoffen will, ein wenig tröstlicher gemacht hatte, hat sie zwar keinen Prinzen, aber doch, was sie auch noch der alten Freundin demüthig eingestanden, einen braven Schullehrer geheirathet. Sie wohnen seit Jahren hier am Ort; vorhin, da Sie mich trafen, kam ich just aus ihrer Wohnung."

„So ist also Ännchen die Mutter Ihrer Lieblingsschülerin?"

Er nickte. „Nicht wahr, das Leben ist ganz leidlich mit mir umgegangen? — Aber nun gute Nacht, vergessen Sie den Bürger nicht!" Er nahm seinen grauen Hut und ging.

Ich hatte mich ins offene Fenster gelegt und rief ihm noch eine „gute Nacht" zu, als er unten aus der Hausthür trat, und sah ihm nach, wie er zwischen den schwach brennenden Laternen die Straße hinabeilte und endlich in der Finsterniß verschwand.

Die nächtliche Stille war schon völlig eingetreten. Zwischen dem Dunkel der Erde und der dunklen Kluft des Himmels lag das schlummernde Menschenleben mit seinem ungelösten Räthsel.

* * *

Etwa acht Tage später befand ich mich auf dem Wege nach dem Bleicherhäuschen. Schon ehe ich es erreicht hatte, hörte ich von dort her Claviermusik. „Ei," dachte ich, „jetzt fängst du ihn in voller Begeisterung über seinem Mozart!" Als ich aber durch die offene Hausthür eingetreten und vor dem Zimmer meines Freundes stehen geblieben war, hörte ich, daß drinnen Schuberts moments musicals gespielt wurden; auch war es keine Männerhand, welche diese Töne hervorrief.

„Portamento, nicht staccato!" sagte jetzt die Stimme meines Freundes.

Aber eine andere jugendliche von besonders reinem Klange antwortete: „Ich weiß wohl, Onkel; aber klingt das staccato hier nicht viel, viel schöner!"

„Ei, du Guckindiewelt!" hieß es wieder, „schreib erst selber so etwas, dann kannst du's halten, wie du willst."

Noch eine kleine Stille; dann folgte ein portamento, ich sah es ordentlich, wie die jungen Finger den Ton von einer Taste zu der anderen trugen.

„Und nun noch einmal, ob du's sicher hast!"

Und nun kam es noch einmal, und in vollkommener Sicherheit.

Vor mir an der Thür klebte heute ein augenscheinlich neuer Zettel:

Und sie genas! Wie sollt ich Gott nicht loben;
Die Erde ist so schön,
Ist herrlich doch, wie seine Himmel oben,
Und lustig drauf zu gehn!

Der Vers war aus dem Wandsbecker Boten; ich kannte ihn wohl, aber Freund Valentin hatte sich diesmal eine kleine Änderung gestattet; denn der alte Asmus sprach in jenem Gedichte doch nur von seiner eigenen Genesung.

Als ich, solches erwägend, die Thür öffnete, sah ich neben Valentin ein noch kindliches Mädchen am Clavier sitzen, die mit großen aufmerkenden Augen zu ihm aufblickte.

Mit seinem lieben, jetzt etwas verlegenen Lächeln war er aufgestanden.

„Unsere kleine Sitzung neulich ist Ihnen doch wohl bekommen?“ fragte ich, ihm die Hand reichend.

„Mir?“ erwiderte er. „O, vortrefflich! Aber Ihnen? Ich mag recht viel erzählt haben; Sie wissen, so zu Zweien und beim guten Glase!“ Er sagte das fast flüsternd und als müsse er Entschuldigung für sich erbitten, während seine blaßblauen Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Innigkeit auf mich gerichtet waren.

„Im Gegentheil,“ sagte ich, „ich bin noch nicht zufrieden; Sie werden noch mehr erzählen müssen! Aber,“ fügte ich leiser hinzu, „erst beenden Sie Ihre Stunde mit Ihrem Liebling dort! — denn sie ist es ja doch wohl! — Ich suche mir derweil den Bürger von Ihrem Bücherbrett.“

Er nickte eifrig. „Wir sind gleich zu Ende!“ und ging wieder zu seiner Schülerin.

Ich suchte unter seinen kleinen Bücherschätzen und hatte bald die beiden Chodowiecki-Bürger gefunden, von denen ich auf gut Glück das eine Exemplar für mich herauszog. Während ich das Titelbild betrachtete, wo der große Balladendichter in einer Allongenperrücke auf offenem Markt die Harfe schlägt, und dabei die moments musicals mir in die Ohren tönten, war eine Magd mit Kaffeegeschirr und Kuchenteller in die Stube eingetreten.

Sie spreitete eine blüthenweiße Serviette über den Sophatisch und setzte Alles dort zurecht; zwei blau und weiße

Tassen standen bald neben der Bunzlauer Kaffeekanne; aber auf einen sehr geschickt von Valentin gegebenen Wink erschien noch eine dritte. Das hatte ich noch bemerkt, als ich auf dem vorgebundenen weißen Blatte meines Büchleins ein geschriebenes Gedicht entdeckte, das meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; es waren nur kindliche, einfältige Verse, und dennoch, wie Frühlingsathmen wehte es mich daraus an.

Du liebe schöne Gotteswelt,
Wie hast du mir das Herz erhellt!
So schaurig war's noch kaum zuvor,
Da taucht ein blauer Schein empor;
Der Rasen hauchet süßen Duft,
Ein Vogel singt aus hoher Luft:
„Wer treuen Herzens fromm und rein,
Der stimm in meine Lieder ein!"
Da sang auch ich in frohem Muth:
Ich wußte ja, mein Herz war gut!

Ich las es wieder und wieder; das waren jene Verse von dem Veilchenplatze! Der ganze Valentin war darin; so kannte ich ihn, so mußte auch der junge einst gewesen sein.

Und da stand er selber vor mir, das schlanke, etwas blasse Mädchen mit dem glänzend braunen Haar an seiner Hand. „Ja," sagte er, „das ist meine liebe Marie; wir feiern heut zum ersten Male wieder unseren Sonntagnachmittag; und, in der That, es macht mir riesig Freude, daß auch Sie dazu gekommen sind!" Dann aber das Buch mit dem beschriebenen Blatt in meiner Hand erblickend, erröthete er plötzlich wie ein Mädchen. „Nehmen Sie das andere Exemplar für sich," sagte er, „ich bitte darum, die Stiche sind ungleich kräftiger."

Aber ich suchte meinen Besitz zu behaupten. „Darf ich nicht dies behalten? Oder trennen Sie sich nicht davon? Ich seh, es ist aus Ihrer Knabenzeit."

Er blickte mich fast dankbar an. „Ist das Ihr Ernst?"

sagte er. „So ist es in guten, — in den allerbesten Händen."

Dann saßen wir zu Dreien um den sonntäglichen Kaffeetisch; die kleine Dame machte gar anmuthig die Wirthin und hörte im Übrigen schweigend unseren Gesprächen zu.

„Also, Freund Valentin," sagte ich, „noch Eines müssen Sie erzählen; auch dieser braune Trank öffnet ja die Lippen der Menschen. Was ist aus Ihrem Veilchenplatz geworden? Sieht ihn die Frühlingssonne noch, oder ist er, wie so manches Schöne, in einen Kartoffelacker umgewandelt?"

Über Valentins Gesicht glitt ein frohes, fast ein wenig schlaues Lächeln. „Sie wissen wohl noch nicht," sagte er, „daß ich ein heimlicher Verschwender bin!"

„Oho, Freund Valentin!"

„Doch, doch! Der Platz gehörte einem alten Sonderling. Ich bin sein Erbe geworden; das heißt, ich habe aus seinem Nachlaß dieses unnütze Grundstück um blankes Silbergeld erstanden. — Aber nicht wahr, Marie?" und er nickte seinem Liebling zu, „wir beide kennen seinen Werth, wir wissen auch, zu welchem Geburtstage wir nothwendig dort die Veilchen pflücken müssen!"

Da legte das schlanke Mädchen den Kopf auf seine Schulter und schlang die Arme um seinen Hals. „Zu Mutters Geburtstage," sagte sie leise; „aber Onkel, das ist jetzt noch lange hin."

„Nun, nun, es wird ja wieder Frühling werden!"

„Das wolle Gott, Freund Valentin!" sagte ich. „Darf ich dann mitgehen und die Kränze binden helfen?"

Zwei Hände streckten sich mir entgegen: die eine war schlank und schön und jung, die andere — ich wußte es, das war eine treue Hand.

* *
*

Ich bin nicht hingekommen; noch bevor der Winter zu Ende ging, hatte mich das Leben weit von dieser Stadt hinweg getrieben. Noch einmal durch einen gemeinsamen Bekannten erhielt ich einen Gruß von Valentin; noch einige Male, wenn es Frühling wurde, dachte ich an seinen Veilchenplatz, und dann nicht mehr. Andere Gestalten drängten sich herbei, hinter denen allmählich die des stillen Musikanten ganz verschwunden war.

Etwa zehn Jahre später kam ich auf einer längeren Reise durch eine der größeren mitteldeutschen Städte, deren Orchesterverein damals auch in weiteren Kreisen eines wohlverdienten Rufes genoß; nicht allein durch die eigenen tüchtigen Leistungen, sondern ebenso sehr, weil die Direction es verstand, mit ihren verhältnißmäßig bescheidenen Mitteln fast für jedes Concert auch von außen her irgend einen bedeutenden Künstler mit heranzuziehen.

Es war im Spätherbst und schon Abend, als ich ankam. Ein dort wohnender musikliebender Freund, der mich am Bahnhof erwartet hatte, kündigte mir an, es sei Orchestervereinsconcert heute Abend; ich müsse sogleich mit ihm kommen, es sei die höchste Zeit. Ich wußte aus Erfahrung, gegen diesen Enthusiasten war nicht aufzukommen, und so übergab ich denn meinen Gepäckschein nebst überschüssigem Reisegeräth dem Diener irgend eines Hotels; gleich darauf saßen wir in einer Droschke, die uns gegen doppelten Fuhrlohn in raschem Trabe nach dem mir schon früher bekannten „Museum" brachte. Unterwegs hatte ich noch erfahren, daß für den heutigen Abend eine junge Sängerin gewonnen sei, eine Art von Unicum für classische Musik, die außerdem die Schrulle habe, sich stets als die Schülerin eines gänzlich unbekannten Menschen aufzuführen.

Das Concert hatte bei unserer Ankunft schon begonnen, und wir mußten an der geschlossenen Thür des Saales warten, bis die letzten Tacte der Hebriden-Ouverture ver-

klungen waren. Als die Thüren wieder geöffnet wurden, steckte mein Freund mir ein inzwischen von ihm besorgtes Programm in die Brusttasche meines Rockes, zog mich bei der Hand in den gefüllten Saal und hatte bald, ich weiß nicht wie, zwei Plätze für uns frei gemacht. Neben mir saß ein alter weißhaariger Herr mit ein Paar dunklen Augen in dem feingeschnittenen Gesichte. „Nun also Mozart!“ sagte er vor sich hin und faltete die Hände auf dem gelbseidenen Taschentuche, das er über seine Kniee gebreitet hatte.

Bald darauf, während ich bei dem hellen Licht der Gaskronen die einfach, aber mit besonderem Farbensinn decorirten Wände des Saales betrachtete, war gegenüber auf dem Podium die Sängerin aufgetreten; ein blasses Mädchen mit ein Paar dunklen Flechten an den Schläfen. Das Orchester intonirte die ersten Tacte zu der Arie der Elvira aus dem zweiten Acte des Don Juan, und nun hob sie das Notenblatt in ihrer Hand: „In quali eccessi, o numi!“ Mir war, als hätte ich niemals einen zugleich so anspruchslosen und so ergreifenden Gesang gehört; der alte Herr an meiner Seite nickte immer nachdrücklicher mit dem Kopfe; das war die Kunst, die alles Erdenleid in Wohllaut löste! Aber dann — wie alles Schöne — war es schon zu Ende, als eben das Ohr am trunkensten lauschte.

Ein paar scharf accentuirte Bravos flogen durch den Saal, ein vereinzeltes Händeklatschen; aber der Beifall war nicht allgemein. Der flott frisirte Kopf eines vor uns sitzenden jungen Mannes bog sich nach dem alten Herrn zurück. „Was sagst du, Onkel? Hübsche Stimme; aber etwas seltsam; autodidaktisch!“

Der Alte blickte ihn mit sehr feinen Augen an. „So, mein Herr Neffe,“ sagte er, „hast du das herausgehört!“ Und mit einer höflichen Bewegung sich zu mir wendend, setzte er fast feierlich hinzu: „Das war der Mozart, wie ich ihn in meiner Jugend hörte!“

Aber das Concert ging weiter. „Nun kommen die Kunstversuche des Vereins!“ flüsterte an der anderen Seite mein Freund mir in die Ohren.

Und so war es in der That: ein Geigenquartett von einem lebenden Meister kam zur Aufführung, aber alle Sorgfalt und Sicherheit der Spielenden konnte diesen Kunstfiguren keine Seele einhauchen; ein müdes zweckloses Umherschauen ging durch die Reihen der Zuhörer. Der alte Mozartianer an meiner Seite hatte schon ein paar Mal den Ansatz eines Gähnkrampfes in seinem gelbseidenen Schnupftuche verbissen; endlich war denn auch der dritte Satz, und zwar im Fünfachteltacte, glücklich an uns vorbeigehüpft.

Die Spieler traten ab, und die Pulte wurden zurückgesetzt; im Zuhörerraume aber saßen die Meisten mit sehr dummen Gesichtern; sie wußten offenbar nicht, was sie aus der Sache machen sollten. — Da trat die junge Sängerin wieder auf das Podium, eine kleine Notenrolle in der Hand. Ihr Antlitz trug einen schalkhaften, fast siegesbewußten Ausdruck, und mir kam schon der Verdacht, sie wolle den modernen Geigencancan durch ein noch entschiedeneres Bravourstück der vox humana aus dem Felde schlagen. —

Ich hatte mich zum Glück geirrt. Es galt ja auch noch nicht einmal eine Orchesterbegleitung: nur der Capellmeister saß am Flügel, der inzwischen in den Vordergrund geschoben war. Ein paar einleitende Accorde wurden angeschlagen, und dann begann ein Vorspiel von ebenso großer Einfachheit als süßem Wohllaut; wie ein frohes Aufleuchten flog es plötzlich durch den ganzen Saal, und dann kam es, mit der stillen Gewalt der Menschenstimme:

„Du liebe schöne Gotteswelt,
Wie hast du mir das Herz erhellt!“

Aber was war denn das? Das kannte ich; das stand ja vorn auf dem weißen Blatt in meinem „Bürger“; das waren

ja die Worte meines alten Musikmeisters Christian Valentin. Mein Gott, wie lange hatte ich nicht an ihn gedacht!

Von reinen jugendlichen Tönen getragen, klang es durch den Saal; eine unbeschreibliche Rührung befiel mich. Ob er denn auch die Melodie zu seinen Worten selbst gefunden hatte? — Die Notenrolle in der herabhängenden Hand, stand die Sängerin da; eine Begeisterung, eine hingebende Liebe sprach aus ihrem jungen Antlitz; und jetzt in unaussprechlich süßen Tönen erschollen die letzten Worte:

„Da sang auch ich in frohem Muth:
Ich wußte ja, mein Herz war gut!"

Eine lautlose Stille herrschte, als sie geendet hatte. Dann aber brach ein stürmischer, nicht enden wollender Beifall los; der alte Herr an meiner Seite hatte, ohne daß ich es bemerkte, meine Hand ergriffen und drückte sie jetzt aufs Zärtlichste. „Das ist Seele, — Seele!" sagte er und wiegte seinen grauen Kopf. Ich aber riß hastig das Programm aus meiner Tasche; und richtig, da stand der Name meines alten Freundes, zweimal stand er da; zuerst bei dem der jungen Sängerin, die sich als seine Schülerin bezeichnete, dann als Componist des Liedes, das soeben diesen Raum belebt hatte.

Ich war aufgestanden und blickte um mich her; mir war, als müßte ich irgendwo unter den Zuhörern doch auch ihn selbst entdecken, sein altes liebes Gesicht, um dessen Mund noch immer ein Kinderlächeln spielte. — Es war eine Täuschung: mein alter Freund hatte den süßen Lerchenton seines Jugendliedes nicht gehört, aber auf dem Antlitz der Zuhörer lag es wie eine stille Freude; mir selber war, als sei ich eben nun doch noch mit dem stillen Meister auf seinem Veilchenplatz gewesen.

* *
*

Von dem noch übrigen Theil des Concertes hatte ich nicht viel vernommen. Aber auf dem verhaßten Schrägpfühl des Hotelbettes, worauf ich bald wie ein Gekreuzigter ruhte, trösteten mich bis zum endlichen Einschlummern die lieblichen Töne jenes Liedes, die zwischen dem vor den Fenstern tosenden Octobersturm wie mit Kinderstimmen immer wieder vor meinem inneren Ohre hallten. Dabei gaukelte vor den geschlossenen Augen das etwas blasse Antlitz der Sängerin. — — So hatte er es also doch erreicht! Die ganze Kunst der alten Signora Katerina sang mit Glockenstimme aus diesem jungen Menschenkind! Denn keinen Augenblick war ich in Zweifel, wen ich hatte singen hören, obgleich ich mich der Züge jenes zwiefach geliebten Kindes nicht mehr erinnerte und auch der Familienname desselben niemals mir bekannt geworden war. Ich nenne ihn auch hier nicht. Zwar machte sie damals von sich reden, ja sie stellte sogar für eine kurze Zeit die neue und die alte Musikwelt einander in hellem Streite gegenüber; bald aber tauchte sie in die große Menge derer zurück, die ihr Leid und Freud in kleinem Kreise ausleben, von denen nicht geredet wird.

Mein erster Gedanke am anderen Morgen war selbstverständlich, sie aufzusuchen und Nachricht von dem fast vergessenen Freunde einzuholen; aber eine unvorhergesehene Verlängerung einiger Geschäfte hinderte mich daran. Da half der Freund, der mich gestern so entschlossen ins Concert geführt hatte und nach Beendigung desselben ziemlich treulos von mir verlassen war. In seinem Hause traf ich Abends mit ihr zusammen.

Es waren viele Gäste dort versammelt; wie ich bald bemerkte, lauter Musikfreunde reinsten Stiles; auch mit dem alten Mozartianer von gestern vollbrachte ich ein verständnißvolles Händeschütteln.

Aber dort stand sie selbst, freundlich plaudernd mit einem

hübschen Töchterchen des Hauses, von dem sie, wie es schien, soeben als Gegenstand der Anbetung eingefangen war.

Als ich, nach Begrüßung der Hausfrau, ihr von meinem Freunde vorgestellt wurde, legte sie den Arm um den Nacken des Kindes und zog es zärtlich an sich. Eine Weile ruhte ihr Blick prüfend auf meinem Antlitz; dann reichte sie mir die Hand.

„Nicht wahr," sagte ich, „Sie sind es? Wir feierten einstmals einen Sonntagnachmittag zusammen?"

Sie nickte lächelnd. „Ich habe es nicht vergessen! Mein alter Freund und Lehrer hat noch oft von Ihnen gesprochen; besonders wenn es Frühling ward; Sie wollten ja mit uns nach seinem Veilchenplatze!"

„Mir ist," erwiderte ich leise, „als seien gestern Abend wenigstens wir beide dort gewesen."

Ein herzlicher Blick flog zu mir hinüber. „Sie waren im Concert? O, das freut mich!" Dann schwiegen wir eine Weile, während sie sich zu dem Kinde hinabbeugte, das sich noch immer an sie schmiegte.

— „Sie haben sich," begann ich wieder, „im Programm als seine Schülerin bezeichnet; es ist sonst nicht die Weise der Künstlerinnen, mit einem alten Lehrer ihren Ruhm zu theilen!"

Sie erröthete tief. „O," rief sie, „ich habe an so etwas nicht gedacht! Ich weiß nicht, weshalb ich es gethan; es verstand sich so von selbst, mir ist, als werde ich noch immer von seiner Hand gehalten; ich danke ihm so viel!"

„Aber er selbst," erwiderte ich, „unser Meister Valentin, was meinte er dazu?"

Sie sah mich mit ihren stillen Augen an. „Das ist es eben," sagte sie, „er ist schon lange nicht mehr auf dieser Erde."

* *
*

Auch die junge Sängerin habe ich nicht wieder gesehen. Hoffentlich ist sie seit Jahren eine glückliche Mutter; und in der Dämmerstunde, wenn die Arbeit ruht und die heilige Stille der Nacht sich vorbereitet, dann öffnet sie wohl auch einmal den Flügel und singt ihren Kindern das süße Lerchenlied des längst verstorbenen Freundes.

Und auch das ist ein gesegnetes Andenken.

Psyche.

Es war an einem Vormittage im August, und die Sonne schien; aber das Wetter war rauh, der Wind kam hart aus Nordwest, und Wind und Fluth trieben ungestüm die schäumenden Wellen in den breiten Meeresarm, der zwischen zweien Deichen von draußen an die Stadt hinanführte. Die Brettergebäude der beiden Badeflosse, welche in einiger Entfernung von einander am Ufer angekettet lagen, hoben und senkten sich; im Binnenlande würde man wohl von einem Sturm gesprochen haben, und selbst hier an der Küste schien dieselbe Ansicht zu herrschen, denn der sonst so belebte Badeplatz war heute gänzlich leer. Nur dort vor dem Schuppen, der auf dem Vorlande neben dem der Stadt am fernsten Flosse lag, stand die knochige Gestalt der alten Badefrau; die langen Bänder ihres großen verschossenen Taffethuts flatterten knitternd in der Luft, den Friesrock hielt sie sich mit beiden Händen fest. Sie hatte nichts zu thun; Badekappen und Handtücher der Damen und Kinder lagen drinnen im Schuppen ruhig in ihren Fächern. „Ich geh nach Haus," sagte sie bei sich selber; „'s kommt Niemand in dem Mordwetter."

Sie haschte ihre Hutbänder, die ihr über die Augen flogen, und sah am Deich entlang nach der Stadt hinab. Die Schafe, welche auf dem Vorlande angetüdert waren, hatten,

so weit die Stricke reichten, sich gruppenweise mit dem Rücken gegen den Wind gestellt; sonst war nichts zu sehen. — — Aber doch! Dort auf dem Deiche kamen zwei Männer angegangen und stiegen dem nächsten Badeflosse gegenüber, das der Uferbeschaffenheit wegen der Männerwelt hatte überlassen werden müssen, an der Außenseite des Deiches herab; ihre Leintücher, die sie mit sich führten, ließen sie dabei mit erhobener Hand über ihren Köpfen fliegen; ihre jugendlichen Stimmen, ihr helles Lachen konnte nicht zu der Alten dringen, denn der Wind nahm es ihnen vom Munde und verwehte es in der Richtung nach der Stadt zu.

„Hätten auch zu Haus bleiben können," brummte die Alte, als sie die Beiden in eine der Thüren des Badeflosses hatte verschwinden sehen; „aber 's kümmert mich nicht; ich geh nach Haus!" Sie holte eine große tombackne Taschenuhr hinter ihrem Gürtel hervor und zählte mit den Fingern die Zahlen auf dem Zifferblatt. „Es könnt nur Eine kommen bei dem Unwetter, aber ihre Zeit ist schon vorüber; die Fluth muß bald eine halbe Stunde stehen, und die, die kann schon immer nicht 'nmal das erste Wasser abwarten."

Schon hatte sie die gegen Norden nach dem Deiche zu befindliche Thür des Schuppens in der Hand, als sie bei einem Blick, den sie noch zur Stadt hinüberwarf, mit beiden Händen an ihren Taffethut fuhr. „Heilige Mutter Maria!" rief sie; „man könnte katholisch werden! Da kommt ein Frauenzimmer, da kommt sie!"

Und wirklich, es war ein Frauenzimmer, das dort auf dem Deiche von der Stadt her kam; es war sogar ein Mädchen, ja es war nur eine Mädchenknospe; und sie kam rasch trotz Wind und Wetter näher. Der flache Strohhut war ihr längst vom Kopfe gerissen, und sie trug ihn am Bande in der Hand; den Knoten des sonnenblonden Haares hatte der Wind gelöst, daß es frei von dem jungen Nacken wehte; immer rascher ging sie, und ihre dunklen Augen späh-

ten in die Ferne. Als sie die knochige Gestalt der Alten, die noch immer vor dem Schuppen stand, erkannt hatte, flog sie an der Seite des Deiches hinunter und dann über das Vorland zu ihr hinüber. „Kathi," rief sie, „Kathi, ich konnt nicht eher kommen; ich fürchtete schon, du seist nach Haus gegangen!"

„Ja, ja," murmelte die Alte; „wär ich nur so klug gewesen!"

„Kathi! Nicht brummen!" Und während sie drohend den Finger gegen die Alte erhob, schaute sie ihr fast zärtlich in die Augen.

„Aber 's geht ja doch nicht, Frölen!" meinte noch einmal die Alte, indem sie dem Mädchen das blonde Haar von der Stirn zurückstrich.

„Aber es geht erst recht, Kathi! Heut giebt's hier weder Wickelkinder, noch alte Tanten; ganz allein hab ich heut das Reich, ich und über mir die Vögel in der Luft! Sieh nur da die schöne Silbermöve! Hurrah, Kathi, 's wird 'ne Luft!"

„Ja, ja, Frölen, selbst das Vogelzeug fliegt heut ans Land."

„Oder vielmehr, sie werden vom Wind dahin geworfen! Aber ich, Kathi; so etwas lasse ich mir nicht gefallen!"

Die Alte sah sie voller Staunen an. „Aber, Kind, so sehen Sie doch nur, das Floß wippelt ja wie ein Schaukelpferd; der Weg dahin ist fußtief unter Wasser!"

Die junge Dame hob sich auf den Zehen und blickte zum Strand hinab. „Freilich," sagte sie, lustig nickend, „ich muß mir Schuh und Strümpfe in deinem Schuppen ausziehen."

In der Abtheilung desselben, welche die Beiden jetzt betraten, sah es in diesem Augenblicke wohnlich genug aus. Freilich waren auch drinnen nur die nackten Bretterwände; aber der Thür gegenüber stand eine mit bunten Polstern belegte Ruhebank, an der einen Seite befand sich neben den

Fächern für die Badeutensilien ein mit braunen Kaffeekännchen, Dosen und Tassen besetztes Regal, und durch das der Stadt zu gelegene kleine Fenster schien die Mittagssonne und erwärmte und erleuchtete den ganzen Raum.

„Hm," sagte das Mädchen und nickte lächelnd nach dem Regal hinauf, „die Frau Kammerräthin und die Frau Kriegsräthin und die Frau Baronin, die haben alle die Schlüssel zu ihren Kaffee- und Zuckerdosen in ihren Taschen; schau nur, da baumeln allenthalben die Vorhängeschlösser; da können wir nicht daran, Kathi."

„Aber, Frölen, Sie trinken ja doch keinen Kaffee nach dem Bade, wie die drei alten Damen."

„Nein, ich nicht, Kathi; aber du, wie bekommst du denn deine Tasse?"

„Ich, Frölen? Ich hab zu Haus meinen Cichorie; dann kriegt der Kater auch sein Theil."

Die Mädchenknospe aber langte in den Schlitz ihres Kleides und legte gleich darauf zwei zierliche Papierdüten auf den unter dem Tassenregal stehenden Tisch. „Mokka," sagte sie feierlich, „und — feinste Raffinade! Mama hat's mir eigens für dich eingewickelt; sie wußte wohl, daß du für mich allein heut Wache stehen müßtest. Und nun zünd dir die Spritmaschine an und koch dir deinen Kaffee, und — deinen Kater laß ich grüßen!"

Sie hatte sich aufs Sopha gesetzt und begann sich Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Die alte Frau stand vor ihr und sah sie zärtlich an; aber sie dankte ihr nicht mit Worten, sie sagte nur: „Mama vergißt mich nicht," und nach einer Weile: „Aber, Frölen, wollte denn Mama Sie gehen lassen?"

„Mich gehen lassen? — Mama ist nicht so ein Hasenfuß wie du! Solltst dich schämen, Kathi, so ein langer Kerl, wie du bist!"

„Ja, ja, Frölen, ich streit auch nicht. — Ich vergeß es

nimmer — da ich Kindsmagd bei Ihrem Großvater, beim alten Bürgermeister war — die Angst, die ich oftmals ausgestanden; die Frau Mama — sie wird's mir nicht verübeln — war dazumalen grad nicht anders als wie das junge Frölen heute!"

Das junge Frölen hatte die nackten Füßchen zu sich auf die Sophakante gezogen und ließ sie behaglich von dem warmen Sonnenschein beleuchten. „Erzähl's nur noch einmal, Kathi!" sagte sie.

Die Alte hatte sich neben sie auf das Sopha gesetzt. „Ja, ja, Frölen; ich hab's Ihnen schon oft erzählt. Aber ich seh sie noch immer vor mir, die Frau Mama; will sagen, das acht- oder neunjährige Dingelchen. Ebenso schöne gelbe Haare wie das Frölen!"

„Gelbe, Kathi? — Dank dir auch vielmals!"

„Sind sie nicht gelb, Frölen? — Nun, aber schön sind sie doch?"

„Ja, Kathi! Aber Mama ihre sind noch heut viel schöner als meine. Nicht wahr? Sie trug sie immer in zwei langen, dicken Zöpfen?"

Die Alte nickte. „Und wie die flogen, wenn sie lief und sprang!"

„Aber, Kathi, ging sie denn niemals ordentlich, so wie ich und andere Menschen?"

„Das Frölen meint, so wie vorhin den Deich herunter?" Und die Alte streichelte mit ihrer harten Hand den Kopf des schönen Mädchens, das lachend zu ihr aufblickte. „Ja, ja, es hat richtig genug nachgeerbt! — Aber einmal, eines Morgens, da ging's mit dem Springen noch nicht hoch genug! Auf der sieben Fuß hohen Gartenmauer saß das Dingelchen mit ihrem Lehnstühlchen, mit ihrem Kindertischchen und ihrem ganzen Puppentheeservice darauf. An der Mauer stand ein alter, krummer Syringenbaum; daran hatte sie das Alles hinaufgearbeitet und sich selber auch; und nun

saß sie da, wie in 'ner Laube, mitten zwischen all den Blüthen, die just damals aufgebrochen waren."

— Die Mädchenknospe neckte ihre alte Freundin nicht mehr; nicht nur die kleinen Ohren, auch der geöffnete Mund und die dunklen Augen schienen die Geschichte mitzuhören. —

„Ich war die Kindsmagd für das jüngere Schwesterchen, für die Frau Tante Elsabe," fuhr die Alte fort; „ich sollt wohl auch nach der Mama sehen; doch wer konnt allzeit den Wildfang hüten? Und das Stück Mauer war ganz unten in dem großen Garten, wo nicht alle Tage Einer hinkam. — Aber heute, just da das Spiel am schönsten war, mußten wir nun doch dahin kommen; der Herr Bürgermeister hatte noch seinen geblümten Schlafrock an und die Zipfelmütze auf dem Kopfe. Er war immer ein leutseliger Herr gewesen. ‚Komm, Kathi,' rief er; ‚nimm die kleine Elsabe auf den Arm; ich will euch mein Ranunkelbeet da oben an der Mauer zeigen!' — — Aber, was sahen wir, Frölen, was sahen wir!" — Das Frölen nickte. — „Da saß das feine Dingelchen auf der halsbrechenden Mauer, wie die Prinzeß im Kinderdöntje, und die Blumen hingen um sie herum; sie rührte eben mit einem Löffelchen in der kleinen Tasse, die sie in der Hand hielt, und brachte sie dann an den Mund, als wenn sie wirklich tränke, und nickte ihrer großen Puppe zu, die auch, in einem Korbstühlchen, ihr gegenüber an dem Tische saß. — Es schlug mir durch die Glieder; ich hätte bald das Tantchen Elsabe aus meinen Armen fallen lassen, und dem Herrn Bürgermeister stiegen die Haare und die Zipfelmütze in die Höhe; da stand er in seinem schönen Schlafrock und wagte weder A noch B zu sagen. — Doch nun war sie uns gewahr geworden: ‚O Papa! — Papa und Kathi!' sagte sie erstaunt und drehte ganz zierlich das Hälschen zu uns hin. — Aber Papa winkte nur stumm mit seinen Händen. — ‚Was soll ich, lieber Papa? Soll ich zu dir hinunter kommen? — Gleich,

gleich! Aber dann fang, Papa!‘ — Und eh wir's uns versahen, warf sie dem Herrn Bürgermeister alle ihre Puppentäßchen und Löffelchen zu, und er sagte gar nichts und suchte sie nur, so gut er konnte, einzufangen. Und dann, als das Tischchen leer war, nahm sie ihre Puppe in den Arm, ging wie ein Seiltänzer ein paar Schritte auf der runden Mauer hin, und — Herr Jesus! ich und der Herr Bürgermeister und das Tantchen Elsabe schrieen Alle mit einander auf — da flog der kleine Unband mit der großen Puppe selbst herab und mitten in des Herrn Bürgermeisters Ranunkelbeet hinein!“

Die Augen des jungen Mädchens glänzten. „Weißt du, Kathi,“ sagte sie, „Mama muß reizend gewesen sein! Hätte ich sie so nur einmal sehen können! — Meine Mama ist noch reizend, und jung, Kathi! Ich glaub, sie könnt noch heute von der Mauer springen.“

Die Alte schüttelte den Kopf. „Was das Frölen für Gedanken hat! Aber freilich, dazumalen gab's Tag für Tag was Neues mit dem hübschen Kindchen.“

Sie hatte eben zu weiterem Erzählen die Hände übers Knie gefaltet, als die Thür des Schuppens von einem Windstoß aufgerissen wurde; ein vorbeifliegender Brachvogel stieß seinen weithin hallenden Schrei aus; vom Ufer herauf konnte man das Wasser klatschen hören.

Die leichte Gestalt des Mädchens stand plötzlich hoch aufgerichtet vor der Alten. „O, du betrügerische Kathi!“ rief sie und hob drohend ihre kleine Faust; „nun merk ich's erst, du wolltest mich hier fest erzählen, bis deine große Tombackuhr auf eins marschirte und ich dann zu Mama nach Hause müßte! Aber diesmal, Kathi!“ — — Noch einen anmuthigen Knix vor der Alten, und schon war sie draußen und machte mit den kleinen Händen eine Schwimmbewegung in die Luft.

Die Alte war mit hinausgelaufen; aber sie sah ihr Spiel

verloren. „Nur ums Himmels willen, Kind! Sie wollen doch heut nicht aus dem Floß hinausschwimmen?“

„Und warum nicht, Kathi? Du weißt ja, ich versteh's! Und ich sag dir, es wird 'ne Lust!

Der Fisch und der Vogel,
Der Wind und die Wellen
Sind alle meine Spielgesellen!“

Und singend schritt sie über das grüne Vorland zum Ufer hinab, den schönen Kopf dem Winde zugewandt; über den nackten Füßchen flatterte das leichte Sommerkleid.

Kopfschüttelnd ging die Alte in ihren Schuppen zurück. Strümpfe und Schühchen ihres Lieblings, die diese allerdings vor der Ruhebank hatte liegen lassen, legte sie fein beiseit; dann goß sie aus einem Kruge Wasser in einen kleinen Blechkessel und zündete die Spritmaschine an. „Das Kind wird heute auch wohl eine Tasse nehmen,“ sagte sie, indem sie eins der braunen Kännchen von dem Regal herabnahm und den Inhalt des Kaffeedütchens in den darauf gesetzten Trichter leerte.

Aber es ließ ihr doch keine Ruhe; ihr war wie der Henne, die einen Wasservogel ausgebrütet hat. Ein paar Mal hatte sie schon den Kopf zur Thür hinausgestreckt; jetzt lief sie vollends an den Strand hinab. Der Steg zum Badefloß war völlig überschwemmt, so daß das schaukelnde Bretterhaus ohne alle Verbindung mit dem Lande schien. Weithin dehnte sich die grüne, wogende Wasserfläche; das jenseitige Vorland war so weit überfluthet, daß ihre Augen nur noch undeutlich dort den grünen Uferſaum erkennen konnten. — „Frölen!“ rief sie; „Frölen!“

Es kam keine Antwort, der Wind hatte vielleicht ihren Ruf verweht; aber ein Plätschern scholl jetzt aus dem Floß herauf. Und zufrieden nickend, trabte die Alte wieder in ihren Schuppen.

* *
*

Drüben auf dem ersten Floß in dem gemeinsamen Ankleideraum hatten indeß die jungen Männer auch geplaudert. Der größere mit dem braunen Lockenkopf war ein junger Bildhauer und erst vor einem Vierteljahre aus Italien und Griechenland in die norddeutsche Hauptstadt, seinen Geburtsort, zurückgekehrt; vor einigen Tagen war er noch eine Strecke weiter nördlich, in diese Küstenstadt, gegangen, um endlich den Freund wieder zu sehen, mit dem er während Beider Studienzeit im südlichen Deutschland im innigsten Verkehr gelebt hatte. Die Tage ihres jetzigen Beisammenseins hatten noch lange nicht gereicht, die Fülle der Erlebnisse zu erschöpfen, die es sie beide drängte einander mitzutheilen.

„Und du willst wirklich schon heute Abend wieder fort und mich in meinem Actenstaub allein lassen, nachdem du diese Fülle der Gesichte vor mir heraufbeschworen hast?"

Halb lächelnd, halb sinnend blickte der junge Künstler auf den Freund. „Warum greifest du nicht selbst zu Meißel oder Pinsel? Jetzt nimm es als dein Schicksal und trag es, wie dein Stammbaum dich!"

„Aber das ist kein Grund, mich heut schon zu verlassen!"

„Ich muß, Ernst! Ich habe meiner Mutter versprochen, spätestens morgen wieder bei ihr zu sein; und überdies — du weißt ja, meine Brunhild beunruhigt mich." Er fuhr mit der Hand durch seine braunen Locken, und über den grauen, hellblickenden Augen faltete sich seine Stirn wie in beginnender geistiger Arbeit.

„Brunhild!" wiederholte der Andere, „ich begreife doch noch immer nicht, wie du gerade an die gerathen bist!"

„Du meinst: was ist mir Hecuba? — Ich weiß es nicht; einmal, in einer Stunde, hatte sie, wie ich glaubte, es mir angethan; aber — —"

„Aber," unterbrach ihn sein Freund, „du wirst einen

Commentar in den Sockel deiner Statue einmeißeln müssen! Warum in so entlegene Zeiten greifen? Als wenn nicht jede Gegenwart ihren eignen Reichthum hätte!"

„Warum? — Ernestе! Du sprichst ja fast wie, ich weiß nicht, welcher große Kritikus über Immermanns Tristan und Isolde. Was geht den Künstler die Zeit, ja was geht der Stoff ihn an? — Freilich, aus dem Himmel, der über uns Lebenden ist, muß der zündende Blitz fallen; aber was er beleuchtet, das wird lebendig für den, der sehen kann, und läge es versteinert in dem tiefsten Grabe der Vergangenheit."

Wie drüben die Augen des schönen Mädchens in ihrer kindlichen Liebe, so glänzten jetzt die Augen des jungen Künstlers in Begeisterung.

„Wir wollen heut nicht streiten," sagte der Andere und blickte herzlich zu ihm auf; „aber — wann leuchtet dieser Blitz?"

„Sei nur fromm und ehre die Götter! — Es gilt dann nur, das neu erwachte Leben in das Licht des Tages hinaufzuschaffen, und ich dächte, auch du hättest mir es zugegeben, daß ein paar Mal schon meine Augen sehend und meine Hände stark und keusch genug gewesen sind. — Aber das ist es eben," fuhr er fort, während der Freund ihm seinen stolzen Glauben durch einen Händedruck bestätigte, „ich fürchte, ich habe dieses Mal nicht recht gesehen, oder — ich war zu kurz noch in der Heimath; die furchtbare Walkyre des Nordens verschwindet mir noch immer vor dem heiteren Gedränge der antiken Götterwelt; selbst aus diesen grünen Wellen der Nordsee taucht mir das Bild der Leukothea empor, der rettenden Freundin des Odysseus. — Laß mich jetzt — ich tauge dir doch nicht mehr!"

Sie hatten während dieses Gespräches ihre Kleider abgeworfen und traten nun auf die offene Gallerie hinaus, bereit, sich in das Meer zu stürzen.

Man hätte wünschen mögen, daß nicht eben der Künstler

der noch Schönere von ihnen gewesen wäre, oder lieber noch, daß außer ihnen noch ein anderes Künstlerauge hätte zugegen sein können, um sich zu künftigen Werken an der Schönheit dieser jugendlichen Gestalten zu ersättigen.

Noch standen sie gefesselt von dem Anblick der bewegten Wasserfläche, die sich weithin vor ihnen ausdehnte. Rastlos und unablässig rollten die Wellen über die Tiefe, wurden flüchtig vom Sonnenstrahl durchleuchtet und verschäumten dann, und andere rollten nach. Die Luft tönte von Sturmeshauch und Meeresrauschen; zuweilen schrillte dazwischen noch der Schrei eines vorüberschießenden Wasservogels. Eine starke Woge zerschellte eben an dem Gerüst, worauf die jungen Männer standen, und übersprühte sie mit ihrem Schaum.

„Holla, sie werden ungeduldig!“ rief der junge Actenmann. „Komm jetzt, und wie Tritonen wollen wir durch den grünen Krystall hindurchschießen!“

Aber sein Freund, der Künstler, blickte in die Ferne und schien ihn nicht zu hören.

„Was hast du, Franz?“

„Dort! Vom Frauenfloß her! Sieh doch!“ Und er wies mit ausgestrecktem Arm auf die schäumende Wasserfläche hinaus.

Der Andere stieß einen Laut des Schreckens aus. „Ein Weib! — Ein Kind!“

„So scheint es; aber keine Okeanide!“

„Nein, nein; sie kämpft vergebens mit den Wellen. Und das meerbesänftigende Muschelhorn hat leider ja nur der alte Vater Triton!“

Er machte Miene, sich hinein zu stürzen, aber mit rascher Hand hielt ihn sein Freund zurück. „Du nicht, Ernst! Du weißt, ich bin der bessere Schwimmer, und Einer ist genug. Lauf zu der alten Badehexe dort am Schuppen und sag ihr, was zu sagen ist!“

Kaum war das letzte flüchtige Wort gesprochen, so spritzten auch schon die Wasser hoch empor, und bald, auf Armeslänge von dem Floß, tauchte der braune Lockenkopf des Schwimmers auf. Mit den kräftigen Armen die Wellen theilend, flog er dahin; überall vor seinen Augen flirrte und sprühte es; aber je nach ein paar Schlägen stieg er mit der Brust über die Fluth empor, und seine hellen Blicke flogen über die schäumenden Wasser.

Noch fern von ihm spielten die Wellen mit schönen sonnenblonden Haaren; zwei kleine Hände griffen noch mitunter durch den beweglichen Krystall, aber auch mit ihnen spielten schon die Wellen. Eine Seeschwalbe tauchte dicht daneben in die Fluth, erhob sich wieder und schoß, wie höhnend ihren rauhen Schrei ausstoßend, seitwärts vor dem Wind über die Wasserfläche dahin.

* *
*

Die alte Frau Kathi war vor ihrer brodelnden Kaffeemaschine doch auch wieder von ihrer Unruhe befallen worden. Der Sturm rüttelte an den Brettern ihres Schuppens, dann und wann schlug von draußen aus der Luft ein verwehter Vogelschrei herein; es litt sie nicht mehr auf ihrem Holzstuhle. Sie war wieder hinausgegangen, ja sie hatte ebenfalls ihr Schuhzeug abgethan, um zum Floß hinüber zu waten, und stand jetzt dort, mit ihrer harten Hand bald an diese, bald an jene Badezelle pochend. „Frölen, ach liebes Frölen, so antworten Sie mir doch!“

Aber es kam keine Antwort; nicht einmal ein Plätschern ließ sich drinnen hören; nur das Rauschen und Klatschen der Wellen zog eintönig, unabläßig ihrem Ohr vorüber.

Als sie rathlos nach dem Land zurückblickte, sah sie einen Mann auf ihren Schuppen zulaufen, und gleich darauf

hörte sie ihn rufen. — „Frau Kathi! Frau Kathi Wulff!“ rief er durch den Wind hindurch.

„Hier! Um Gottes willen, hier!“ — Und eilig watete die Alte über den schaukelnden Steg ans Land zurück. „O, mein Gott, Herr Baron, Sie sind es! Ach, das Kind, das Kind!“

Er faßte sie, ohne etwas zu sagen, an den Armen, drehte sie mit einem kräftigen Ruck herum und wies mit der Hand auf die offene Wasserfläche hinaus.

„Ist das der andere Herr? Sucht er das Kind?“

Der junge Mann nickte.

„Allbarmherziger Gott! Man soll nicht räsonniren! Ich räsonnirte, Herr Baron, als ich vorhin Sie beide da auf dem Deich herauskommen sah! Man soll nicht räsonniren; nein, niemals, niemals!“

Der Baron antwortete nicht; er sah mit gespannten Augen auf die Fluth hinaus. Ein paar Augenblicke noch — weit von draußen her ließ sich der dumpfe Donner der offenen See vernehmen — und er packte wieder den Arm der Alten: „Jetzt, Frau Kathi, da sehn Sie hin! Nun sucht er sie nicht mehr; er trägt sie schon in seinen Armen.“

Die Alte stieß einen lauten Schrei aus.

Da tauchte die Gestalt des Schwimmers mit der breiten Brust aus den schäumenden Wogen auf, und bald darauf sah man ihn langsam, aber sicher an dem abschüssigen Ufer emporsteigen. In seinen Armen, an seiner Brust ruhte ein junger Körper, gleich weit entfernt von der Fülle des Weibes, wie von der Hagerkeit des Kindes; ein Bild der Psyche, wenn es jemals eins gegeben hatte. Aber der kleine Kopf war zurückgesunken; leblos hing der eine Arm herab. — Aus der Mittagshöhe des Himmels fiel der volle Sonnenschein auf die beiden schimmernden Gestalten.

„Wie in den Tagen der Götter!“ murmelte der junge Mann, der athemlos diesem Vorgange zugesehen hatte. —

„Aber jetzt, Frau Kathi, an den Strand hinab! Nehmen Sie das Kind in Empfang; ich laufe zur Stadt und bringe einen Arzt; er könnte nöthig sein!“

Noch eine kurze, eindringliche Anweisung über die zunächst von der Alten vorzunehmenden Dinge, dann eilte er fort; nicht einmal den Namen des Mädchens hatte er erfahren.

Einige Minuten später lag drinnen im Schuppen die zarte Gestalt in ihrer ganzen Hülflosigkeit auf dem Ruhebette, bis zur Brust von dem rothen Umschlagetuch der Alten zugedeckt. Zitternd, ihr lautes Schluchzen gewaltsam niederkämpfend, stand diese vor ihr; sie hatte eben ein Leintuch genommen und schickte sich an, mit dem jungen Körper Alles vorzunehmen, was ihr von dem einen, wie dann auch von dem anderen der beiden Männer eingeschärft worden war. Nur noch einmal bückte sie sich, um ihrem Liebling ins Gesicht zu sehen.

— „Kathi!“ —

Die jungen Lippen hatten es gerufen, und die jungen Augen blickten sie voll und lebenskräftig an. „Kathi, ich bin ja nicht ertrunken!“

Die Alte stürzte vor ihr nieder und bedeckte unter hervorströmenden Thränen die Hände, die Brust, die Wangen des Kindes mit ihren Küssen. „Ach, Frölen, Herzenskindchen, was haben Sie uns für Angst gemacht! Wenn nun der liebe junge Herr nicht gewesen wäre! Und ich räsonnirte, ich alte Einfalt, als ich ihn auf dem Deich herauskommen sah!“

Das Mädchen streckte mit einer jähen Bewegung ihr die Hand entgegen. „Um Gottes willen, Kathi, schweig! Ich will seinen Namen nicht wissen, nie!“

„Frölen, ich weiß ihn ja selber nicht; ich hab den jungen Herrn ja nimmer noch gesehen; er muß wohl nicht von hier sein.“

Die junge Gestalt richtete sich auf und starrte düster vor sich hin, indem sie den Kopf in ihre Hand stützte. „Kathi," sagte sie, „Kathi, — ich wollte, er wäre todt."

„Kind, Kind!" rief die Alte, „versündige dich nicht! — Ach, Frölen, der gute junge Mann; er hat ja doch auch sein Leben um Sie gewagt!"

„Sein Leben! Wirklich, sein Leben? — Ach, ich habe nicht daran gedacht!"

„Nun, Frölen, hätten Sie nicht beide da versinken können?"

„Beide! Wir beide!" — — Und sie schloß wie im Traum die Augen; aber dennoch sah sie ein schönes blasses Jünglingsantlitz, das in Angst und Zärtlichkeit auf sie hernieder blickte.

Die Alte hatte wieder das Tuch genommen und begann ihr das lange feuchte Haar zu trocknen; mitunter strich sie leise mit ihrer harten Hand über die weiße Stirn des Mädchens.

„Kathi," begann diese wieder, „nein, nicht er, aber ich! — O meine arme Mutter!" Und dabei drängte sich eine Thräne nach der anderen durch die geschlossenen Wimpern. „Kathi! Ich kann ihm nicht danken! Nie, niemals! O, wie unglücklich bin ich!"

„Nun," meinte Kathi begütigend, „Sie brauchen das ja auch nicht zu thun, Frölen; Mama wird das ja Alles schon besorgen."

„Mama!" rief das Mädchen.

„Mein Gott, Frölen, hat Sie das erschreckt?"

Aber das Kind saß da, die nackten Arme vor sich hingestreckt, in ihrer hülflosen Schönheit selbst für die Augen des armen alten Weibes ein bezaubernder Anblick. „Mama!" rief sie abermals. „Ja, ja, Kathi, die würde es thun; und wenn ich sie noch so viel bäte, sie würde es dennoch thun. — Kathi, sie darf es nie erfahren; versprich es mir, schwöre

es mir, Kathi!" Sie hatte die Arme um den Hals der alten Frau gelegt, die neben ihr niedergekniet war.

„Ja, ja, Frölen, wenn Sie nur ruhig werden, ich will schweigen wie das Grab."

„Nein, Kathi, schwöre es mir ordentlich! Sage: bei Gott! daß du schweigen willst!"

„Nun, Frölen: bei Gott! — Es hätt's auch ohne dies gethan."

„Ich danke dir, alte Kathi! Aber es war noch Einer da. — War es nicht?"

„Ja, Frölen, es war — —"

„Nein, nein, nicht seinen Namen, Kathi!" Und sie verschloß den Mund der Alten mit ihrer kleinen kalten Hand. „Sage nur, hat er mich erkannt, kann er mich erkannt haben?"

„Ich glaube nicht, Frölen. Als Sie auf den Deich gegangen kamen, war er mit dem Anderen drüben auf dem Floß. Nachher war es zu weit entfernt; auch ist er gleich zur Stadt zurückgegangen."

Das Mädchen nickte und legte sich, wie um auszuruhen, auf das harte Kissen der Ruhebank zurück, die Hände hinten um den Kopf gefaltet.

Die Alte war aufgestanden. „Ich komme gleich zurück," sagte sie; „ich geh nur, um dem anderen Herrn zu sagen, daß das Frölen munter ist, und daß wir keinen Doctor brauchen."

„Aber vergiß nicht, Kathi!"

„Nicht doch, Frölen; ich hab es ja geschworen."

— — Als die Alte nach einiger Zeit zurückkam, fand sie ihren jungen Gast schon völlig angekleidet, eben damit beschäftigt, ein weißes Schnupftuch sich um den Kopf zu knoten. Aber die gute Alte ließ sie so nicht fort; der Kaffee war ja noch heiß, und das Kind, da es so fror, ließ sich eine Tasse schon gefallen. „Und nun," sagte die

Alte, „wenn Frölen warten wollen, können wir gleich zusammen gehen.“

Aber das Frölen wollte nicht auf dem graden Wege nach der Stadt zurück; das Frölen wollte den weiten Umweg durch den Koog machen. Die Alte meinte zwar: „Um Gottes willen, Kind, wenn Sie so bange sind vor dem jungen Herrn, — er wird gleich von dem Floß herauskommen; wir warten nur ein Weilchen, dann ist er lange vor uns schon zur Stadt!“

Aber das Frölen wollte doch nicht.

„Nun,“ sagte die Alte, „so geh ich mit Ihnen; bei mir zu Haus wartet Keiner als mein Hinz, und der wartet auch nicht, der schläft unterm Kachelofen; — Sie können da nicht allein gehen, über all die Stege und durch all das Viehzeug hindurch.“

Aber das Frölen wollte auch das nicht; sie wollte eben ganz allein gehen. „Kathi, alte Kathi!“ sagte sie und streichelte mit ihrer kleinen Hand die runzeligen Wangen der alten Frau; „die Küh und Ochsen thun mir nichts. Siehst du, ich bin ja ganz in Weiß; kein Läppchen Roth an mir!“ Und sie schlug mit beiden Händen das luftige Sommerkleid zurück. „Da ist ja festes Land; ich laufe rasch hindurch; dann schlüpf ich hinten in unseren Garten, und — siehst du, Niemand hat mich gesehen als du, alte Kathi; und du — du hast geschworen!“

Die Alte schüttelte den Kopf. Aber schon war sie zur Thür hinaus, und wie ein scheuer Vogel flog sie die Grasdecke des Deiches hinan und ebenso an der Binnenseite wieder hinunter. Einen Augenblick stand sie still, als sei sie hier geborgen; aber der alte Muthwille, der der Alten gegenüber noch eben auf ihrem Antlitz gespielt hatte, war ganz verschwunden. Als das sinnende Köpfchen sich von der Brust emporhob, blickten die großen Augen fast mehr als ernst über die grüne Marschniederung, die sich unabsehbar

ihr zur Seite dehnte. Es war nicht viel zu sehen dort; zwischen den blinkenden Wassergräben, die auf eine Strecke hinaus ihrem Auge sichtbar blieben, ragte nichts aus der ungeheuren Fläche als die zerstreut auf ihr weidenden Rinder und die niedrigen Heckpforten, welche von einer Fenne zu der anderen führten; sie kannte das Alles, sie hatte es oft gesehen. Und jetzt ging sie, die Stadt im Rücken lassend, auf dem schmalen Wege weiter, der zwischen den zu ihrer Rechten sich hinziehenden Gräben und dem hohen Deiche entlang führte. Da der Wind aus Nordwest kam, so war sie demselben hier noch mehr als an der Seeseite des Deiches ausgesetzt. Einmal wurde der Strohhut, den sie auch jetzt in der Hand trug, ihr entrissen und gegen den Deich geschleudert; ein paar Mal mußte sie stehen bleiben, um das flatternde Tuch sich fester unter das Kinn zu knüpfen. Dann blickte sie ängstlich hinter sich zurück, aber kein Mensch war zu sehen; nur ihr zu Häupten schoß mitunter ein Strandvogel von draußen in das Land hinein, oder ein Kibitz flog schreiend aus dem Kooge auf.

Und jetzt legte sich ein dunkles Wasser vor ihren Weg; vor Hunderten von Jahren hatte die Fluth den Deich durchbrochen und hier sich eingewühlt. Aber der Deich, wie er gegenwärtig lag, war vor dem Rand der Wehle zurückgetreten; das Wasser spritzte auf den Weg, als das Mädchen daran vorüber eilte; zwei graue Tauchenten, die inmitten der schwarzen Tiefe sich auf den Wellen schaukeln ließen, verschwanden lautlos unter der Oberfläche.

Hinter der Wehle machte der Deich gegen Westen einen Bogen, und bald führte von hier aus ein schmaler grasbewachsener Weg zwischen Gräben in den Koog hinein. Als das Mädchen das Ende desselben erreicht hatte, von wo aus es nur noch von Heck zu Heck über die Fennen zur Stadt hinauf ging, gewahrte sie unten am Ausgang des Deiches die Gestalt eines Mannes; fern, fast nur wie einen Schatten.

Wie von einem jähen Schreck fuhr sie zusammen; ihr Fuß, der schon den Bretterſteg am Heck betreten hatte, zuckte zurück, während ihre Arme wie zum Halt sich um den Heckpfahl schlangen. Gleich einem vom Sturm geworfenen Vogel hing sie an dem morschen Holze; ihre Lippen waren regungslos geöffnet, nur ihre dunklen Augen waren lebendig; sie folgten wie gebannt dem fernen Schatten, wie er mehr und mehr auf dem Hintergrunde der Stadt verschwand. Einen Laut, so leise wie das Springen einer Knospe, verwehte der Wind von den jungen Lippen in die leere Luft; dann schwang sie sich über den Steg und ging wie träumend weiter. Mitunter kamen die Rinder erhobenen Schweifes auf sie zugerannt; aber sie sah es nicht, und die Thiere standen und glotzten sie mit ihren dummen Augen an, bis sie vorüber war.

— Drüben auf dem Deiche stand, unbeachtet von den jungen Augen, noch eine andere Gestalt und hob sich wie eine riesige Silhouette von dem hellen Mittagshimmel ab; es war eine weibliche, die nach oben zu in einem ungeheuren Hute abschloß, wie ihn die Damenwelt vor etwa dreißig Jahren trug.

Dieser Hut stand so lange am Himmel, bis drunten aus dem Kooge das weiße Kleid verschwunden war.

* * *

Es war inzwischen Winter geworden. — Der erste Streifen des December-Morgenrothes stand am Himmel und warf seinen Schein in die Dämmerung einer Künstlerwerkstatt. Abgüsse antiker Bilderwerke und einzelne Modelle von des Künstlers eigener Hand standen überall umher; an der einen Wand hingen Reliefstücke eines Bacchuszuges, an der anderen von den inneren Friesen des Parthenon; aber Alles warf noch tiefe Schatten, nur einem Flöte spielenden

Faun waren von dem jungen Licht des Morgens die Wangen rosig angehaucht. In der Ecke rechts vom Eingange ragte, aus dunklem Thon geformt, die übermenschliche Gestalt einer nordischen Walkyre aus der dort noch herrschenden Dämmerung hervor; aber nur der obere Theil mit dem einen Arm, den sie dräuend in die Luft erhob, war vollendet; nach unten zu war noch die ungestalte Masse des Thons, als wäre die Gestalt aus rauhem Fels emporgewachsen. Es mochte die furchtbare Brunhilde selber sein, die hier finsteren Auges auf die heiteren Griechenbilder herabsah.

— — Von draußen drehte sich ein Schlüssel in der Eingangsthür. Der Künstler selbst war es, der jetzt in seine Werkstatt trat, ein schlanker, jugendlicher Mann mit grauen, hellblickenden Augen und dunklem Lockenkopf. Doch weder fremde noch eigene Gebilde schienen heute seinen Blick zu reizen; achtlos ging er an ihnen vorüber und griff wie mit sehnsüchtiger Hast nach einem offenen Briefe, der auf der Scheibe eines Modellirbockes lag; dann warf er sich in einen daneben stehenden Sessel und begann zu lesen. Aber nur an einer bestimmten Stelle des Briefes, die er gestern schon mehr als einmal gelesen hatte, hafteten seine Augen.

„Du traust es mir wohl zu, Franz" — so las er heute wieder — „daß ich unseren beschworenen Vertrag gehalten habe. Weder einem profanen noch einem heiligen Ohre habe ich deine That verrathen; gewissenhaft habe ich jede Begierde zur Nachforschung über Person und Namen deiner Geretteten in mir ertödtet; ja selbst als eines Tages das Geheimniß mir so nahe schien, daß ich nur einen Gartenzaun aus einander zu biegen brauchte, bin ich, wenn auch zögernd, mit catonischer Strenge vorübergegangen. — Auch auf der anderen Seite ist Alles stumm geblieben, und selbst unserer alten Badehexe muß durch irgend welche Zauberkraft der Mund wie mit sieben Siegeln verschlossen sein. — Und

dennoch, ohne mein Zuthun beginnt der Schleier sich vor mir zu heben.

„Es giebt eine sehr junge Dame in unserer Stadt, kühn wie ein Knabe und zart wie ein Schmetterling. Obgleich sie erst mit den letzten Veilchen aus der Schulstube ans Tageslicht gekommen ist, so mag doch schon so mancher junge Gesell in schwüler Sommernacht davon geträumt haben, sie Winters im geschlossenen Ballsaal an den Flügeln zu haschen; und ich will ehrlich sein — und zürne mir nicht — zu diesen kühnen Träumern habe auch ich gehört. Die alte Bürgermeisterin — mir ist das zufällig zu Ohren gekommen — die eine Art von Götzendienst mit diesem Kinde treibt, hatte mit vorausberechnender Kunst eine weiße Camelie für sie gezogen, und das Glück war diesmal günstig gewesen, eben am Tage vor dem Balle war sie aufgeblüht. — Aber weder die Camelie noch das blonde Götterkind selbst erschienen bei dem Feste; keine silbernen Füßchen berührten den Boden, nur die Alltagsmenschenkinder mit erhitzten Gesichtern flogen, keines Künstlerauges würdig, durch einander.

„Und so ist es fortgegangen. Auch auf dem gestrigen Balle blieb Alles dunkel; nichts als der gewöhnliche Erdenstaub. — Nur in den vertrautesten Kreisen, zu denen ich leider nicht gehöre, soll sie zu erblicken sein; ja schon seit dem Nachsommer soll sie das Haus und den Garten ihrer Mutter fast nicht mehr verlassen haben; auf dem Deiche und am Strande ist seit jenem Tage eine gewisse sehr jugendliche kühne Schwimmerin nicht wieder gesehen worden.

„Geredet wird viel darüber. Einige meinen, sie sei schon in der Wiege irgend einem in unbekannter Abwesenheit lebenden Vetter verlobt worden, der weder das Tanzen noch das Schwimmen leiden könne, und der nun plötzlich seine Rechte geltend mache; Andere sagen einfach, sie sei — verliebt. Nur für mich liegt Alles in deutlicher Folge wie unter einem durchsichtigen Schleier.

„Nein, nein; fürchte nicht, daß ich den Namen nenne! Ich kenne dich ja. Der grelle Tag soll die Dämmerung deiner Phantasie mit keinem Strahl durchbrechen; deine leiblichen Augen sollen sie nie gesehen haben! So seid ihr beide sicher, du in deinem Künstlerthum und sie in ihrer heiligen Jungfräulichkeit, die du mir übrigens — o räthselhafter Widerspruch des Menschenherzens! — mit fast eigennützigem Eifer zu behüten scheinst."

— — Er las nicht weiter; er hatte den Brief aus der Hand fallen lassen und stand jetzt, die Hände auf dem Rücken, vor dem düsteren Bilde seiner nordischen Walkyre. Aber sie war ihm in diesem Augenblicke nichts als nur der Hintergrund, auf dem vor seinem inneren Auge ein anderes, lichtes Bild sich abhob. Langsam wandte er sich ab und trat ans Fenster.

Das Haus lag in einer der Vorstädte, welche die nordische Hauptstadt umgürten, und gewährte noch den freien Ausblick über Hecken und Felder, bis zum fernen Rand des Himmels, der jetzt ganz von leuchtendem Morgenroth überfluthet war. Ein Schimmer des rosigen Lichtes lag auf dem Antlitze des jungen Künstlers selbst, der regungslos hinausschaute, als sähe er dort fern am Horizonte, was sich in seinem Inneren leis empordrängte und mehr und mehr Gestalt gewann. — — „Arme Psyche!" sprach er bei sich selber; „armer gaukelnder Schmetterling! Von der blumigen Wiese, die deine Heimath war, hattest du dich aufs fremde Meer hinausgewagt. — — — Nein, Franz!" und es war, als ob er tiefer ins Morgenroth hineinschaute — „betrüge dich nicht selbst; du täuschest es doch nicht mehr hinweg! — Psyche, die knospende Mädchenrose, das schlummernde Geheimniß aller Schönheit, sie war es selbst. — — Wie gierig die Wellen nach ihr leckten! Wie sie mit den zarten Libellenflügeln spielten! — — War ich's denn wirklich, der auf diesen Armen sie emportrug?"

— Er war ins Zimmer zurückgetreten; unwillkürlich hatten seine Hände einen auf der Modellirscheibe liegenden Klumpen weichen Thons ergriffen; dann bald auch eines der Modellirhölzchen, die dicht daneben lagen. —

„Wie erzählt nur Apulejus das anmuthige Märchen? — Psyche, das arme leichtgläubige Königskind, hatte den neidischen Schwestern ihr Ohr geliehen: ein Ungeheuer sei der Geliebte, der nur in purpurner Nacht bei ihr verweilen wolle. Nach dem Rathe der Argen, mit brennender Lampe und mit scharfem Stahl bewehrt, war sie an das Lager des Schlafenden getreten und erkannte, bebend vor Entzücken, den schönsten aller Götter. Aber die Lampe schwankte in der kleinen Hand, ein Tropfen heißen Öls erweckte den Schlafenden, und zürnend entriß der Gott sich ihren schwachen Armen und hob sich in die Luft. Aus dem Wipfel einer Cypresse schalt er die thörichte Geliebte; dann breitete er aufs Neue die Schwingen aus und flog zu unsichtbaren Höhen. — — — O süße Psyche! Als im leeren Luftraum dein Auge ihn verlor, da hörtest du die Wellen des nahen Stromes rauschen; da sprangst du auf und stürztest dich hinein; dein zartes Leben sollte untergehen in den kalten Wassern!

„Doch der Gott des Stromes, fürchtend den mächtigeren Gott, der selbst das Meer erglühen macht, trug dich auf seinen Armen sanft empor und legte dich auf die blühenden Kräuter seines Ufers. — — Nahmen nicht oft die Götter die Gestalt der Menschen an? — Vielleicht nahm er die meine, und mir träumte nur, ich sei es selbst gewesen. O süße Psyche, ich hätte dich an keinen Gott zurückgegeben!“

Nur in seinem Innern, unhörbar hatte er alle diese Worte gesprochen. — Draußen am Himmel war das Morgenroth verschwunden, und dem schönen Aufgang war ein grauer Tag gefolgt. Der Flöte spielende Faun, wie alles Andere, stand jetzt im kalten Schein des Winterhimmels:

nur auf dem Antlitz des Künstlers selber schien noch ein Abglanz des jungen Lichts zurückgeblieben. Aber aus dem bunten Scenenwechsel, der vor seinem inneren Auge vorbeigezogen war, sah ihn stumm und rührend, wie um Gestaltung flehend, das eine Bild nur an. — Und seine Hände hatten nicht gerastet; schon war aus dem ungestalten Thonklumpen ein zarter Mädchenkopf erkennbar, schon sah man die geschlossenen Augen und die Wölbung des kleinen, leicht geöffneten Mundes.

Die Mittagshelle des Wintertages war heraufgezogen; da klopfte es von draußen mit leisem Finger an die Thür. — Er merkte es nicht; Ohr und Auge waren versunken in die eigene Schöpfung, die er aus dem Chaos an das Licht emportrug. — Da klopfte es noch einmal; dann aber wurde die Thür geöffnet.

Eine alte Frau war eingetreten. „Aber Franz, willst du denn gar kein Frühstück?“

„Mutter, du!“ — Er war aufgesprungen und hatte hastig ein neben ihm liegendes Tuch über das junge Werk geworfen.

„Soll ich's nicht sehen, Franz? Hast du ein neues Werk begonnen? Du bist ja sonst nicht so geheimnißvoll.“

„Ja, Mutter, und diesmal fühl ich's, ist's das rechte. — Aber deshalb — noch nicht sehen! Auch du nicht, meine liebe alte Mutter!“

Der Sohn hatte den Arm um sie gelegt. So führte er sie aus seiner Werkstatt, während sie zärtlich nickend zu ihm aufblickte, und bald traten die Beiden in das freundliche Wohnzimmer, wo seit lange der Frühstückstisch für ihn bereit stand.

* * *

Es war Winter gewesen und Frühling geworden; aber auch der und der halbe Sommer waren schon dahin gegangen; die Linden in der breiten Straße der Hauptstadt stan-

den bestaubt, mit fast verdorrten Blättern. Statt der Natur, die hier so früh schon ihre Herrlichkeit zurücknahm, hatte die Kunst ihre Schätze ausgebreitet. Es war das Jahr der Kunstausstellung; die Thore des Akademiegebäudes hatten schon seit einigen Wochen dem Publicum offen gestanden.

Unter den Werken der Bildhauerkunst war es besonders eine in halber Lebensgröße ausgeführte Marmorgruppe, welche die Theilnahme von Alt und Jung in Anspruch nahm. Ein junger schilfbekränzter Stromgott, an abschüssigem Ufer emporsteigend, hielt eine entzückende Mädchengestalt auf seinen Armen. Trotz des zurückgesunkenen Hauptes und der geschlossenen Augenlider der letzteren sah man fast wie lauschend die Menschen an das Bild herantreten, als ob sie in jedem Augenblick den erst neu erwachten Athemzug in der jungen Brust erwarten müßten. — „Die Rettung der Psyche" war das Werk im Katalog bezeichnet.

Der Name des noch jungen Künstlers ging von Mund zu Mund; fortwährend war sein Werk von einer Menge von Bewunderern umdrängt; die Neugierigen, wo sie ihn erwischen konnten, plagten ihn auch wohl mit Fragen. „Nicht wahr, Verehrtester," meinte ein alter Kunstmäcen, der vor dem Ausstellungsgebäude seinen Arm erhascht hatte und ihn nun innig festhielt, „das ist noch ein Motiv aus Ihrem römischen Aufenthalt? Wo haben Sie nur das allerliebste Köpfchen aufgefischt?"

Auf die erste Frage blieb der Künstler die Antwort schuldig; auf die zweite gab er bereitwillig Auskunft. „Ich liebe es, im Winter über Land zu schweifen; da sah ich eines Tages den Vorhang des Olympos wehen und war so glücklich, einen Blick hinein zu thun."

Der Alte sah ihn schelmisch an. „Sie wollen mir ausweichen. Nun — es muß ein langer Blick gewesen sein!"

Der junge Künstler schüttelte den Kopf.

„Aber, Verehrtester, Sie schauen ja plötzlich ganz melancholisch drein!"

„Ich? Nun, vielleicht, — Sie wissen wohl, man schaut nicht ungestraft ein Götterantlitz."

„Ja, ja, Sie haben Recht!" Und der Alte ließ sein Opfer für dieses Mal entwischen.

Wie es zu geschehen pflegt, nachdem die Bewunderung sich satt gesprochen, kam auch der Tadel dann zu Worte. Man fand das Ganze zu wenig stilvoll, das Herabhängen des einen Armes der Psyche insbesondere zu naturalistisch.

„Aber, ihr Männer, könnt ihr denn gar nicht sehen?" rief eine muntere, hellblickende Dame, die im Angesichte des Kunstwerks eben mit solchen Bemerkungen unterhalten wurde; „dieser schöne Arm ist eine Reminiscenz! Glauben Sie mir, das hat seine lebendige Geschichte, das Bilderwerk ist ein Denkmal; vielleicht — —"

„Auf dem Grabe einer Liebe?"

„Vielleicht! Wer weiß!"

„O, gnädige Frau, Sie wissen mehr; verrathen Sie es nur!"

„Ich weiß nichts, und wenn ich wüßte, so etwas wird von keiner Frau verrathen."

„Aber da wären wir ja mit aller Kritik am Ende!"

„Ich dächte, ja!"

Noch andere Ohren hatten dies Gespräch gehört. Ein junger Maler, ein Freund des Künstlers, trat bald danach in dessen Werkstätte und erstattete getreulichen Bericht.

Der Bildhauer hatte auffallend schweigsam zugehört. Er lehnte mit dem Rücken gegen das Fenster, die Arme in einander geschränkt, gleich einem Mann, der seine Arbeit für gethan hält. In der Ecke am Eingange stand, noch immer unvollendet, die dräuende Walkyre, neben dem Bacchuszuge blies der Faun noch seine Flöte; die Morgensonne leuchtete

hell herein, aber Spuren eines neuen Werkes waren nicht zu sehen.

„Willst du noch weiter hören, Franz?“ fragte der Maler. „Es giebt des Unsinns noch einen ganzen Haufen mehr.“

Der Andere bewegte leicht den Kopf.

„Nun also, zunächst! — Warum ist dein bekränzter Stromgott, gleich der Psyche, so entzückend jung? Die Wirkung durch den Gegensatz wäre ja doch unendlich packender und das Gefühl des decenten lieben Publicums zugleich so schön gesichert gewesen, wenn du statt dieser gefährlichen Jugend einen alten Stromian genommen hättest, so einen mit ellenlangem Schilfbart, in dem ein Dutzend Krebse und Garnelen auf- und abgeklettert wären! — Du siehst nun, Franz, du bist ein höchst kurzsichtiger und einfältiger Patron gewesen!“

Der Bildhauer antwortete auch jetzt nicht; aber er war leise in sich zusammengezuckt. An einen alten Stromgott hatte er weder bei der Entstehung noch bei der dann rasch erfolgten Ausführung seines Werkes gedacht; die jugendliche Gestalt desselben war ihm der gegebene Stoff gewesen.

„Und nun,“ fuhr der Maler fort, „nun kommt der letzte Trumpf; der junge Stromgott sollst du selber sein! — — Nein, nicht du selber gerade; aber die Ähnlichkeit will man unverkennbar finden!“

„Was sagst du? Die Ähnlichkeit mit mir?“ Die stumme Gestalt am Fenster war plötzlich lebendig geworden. Unruhig begann er in seiner Werkstatt auf- und abzugehen; er bestritt es heftig, ja er suchte es Zug für Zug zu widerlegen.

Der Maler sah ihn fragend an. „Du scheinst dir das sehr zu Herzen zu nehmen.“

Der Andere verstummte wieder.

Als gleich darauf das Dienstmädchen mit einer Bestellung hereinkam, fragte er sie hastig: „Sind keine Briefe für mich da?“

Aber der Postbote war noch nicht vorbeigekommen.

Der Maler, da nicht wie sonst ein Gespräch zwischen ihnen in Fluß kommen wollte, hatte sich bald entfernt. Der Zurückbleibende war ans Fenster getreten und blickte durch die Lücken der Bäume in das Feld hinaus. Es stand jetzt kein Wintermorgenroth am Horizont; der Himmel war eintönig weiß von der Mittagssonne des Nachsommers.

In seinen Gedanken wiederholte sich ein Gespräch, das er in den letzten Tagen mit seiner Mutter gehabt hatte. „Du solltest ein wenig reisen, Franz," hatte sie gesagt; „du bist ermüdet von der angestrengten Arbeit." — — „Ja, ja, Mutter," hatte er erwidert, „es mag sein." — — „Und daß du nach deiner Art mir jetzt nicht gleich was Neues anfängst!" — — „Meinst du! Aber mir ist im Gegentheil, es wäre das vielleicht das Beste." — — Fast ein wenig unwillig war die Mutter geworden. „Was redst du denn, Franz! Du widersprichst dir selbst." — — „Sorge nicht, Mutter! ich kann nichts Neues machen." — Es war ein so seltsamer Ton gewesen, womit er das gesprochen; die kleine Frau hatte sich an seinen Arm gehangen: „Aber mein Sohn, du suchst mir etwas zu verbergen!" — — Und liebevoll sich zu ihr niederbeugend, hatte er erwidert: „Für wen, als für dich, Mutter, habe ich zuerst das Tuch von meiner Psyche aufgehoben? Laß es auch hier noch eine kurze Zeit bedeckt, so lang nur, bis ich weiß, ob es Gestalt gewinnen kann. Wenn nicht — —" Er hatte den Satz nicht ausgesprochen; aber die beiden Arme der Mutter hatten den großen Mann umfangen. „Vergiß es nicht, daß du noch immer unter meinem Herzen liegst!" — Ein paar Thränen hatte sie sich abgetrocknet; dann aber hatten ihre Augen ganz muthig zu ihm aufgeblickt. „Aber du mußt dennoch reisen, Franz! Dein Freund da unten an der Nordsee, der paßt für dich und hat ein heiteres Gemüth; er hat dich ja schon wieder dringend eingeladen."

Unbewußt hatte die Mutter ein erschütterndes Wort gesprochen; der Sohn hatte ihr nicht geantwortet, er hatte es vor plötzlichem gewaltigem Herzklopfen nicht gekonnt; aber noch am selben Abend war ein Brief nach der Küstenstadt der Nordsee abgegangen.

Die Antwort darauf konnte er heute schon erwarten. Und jetzt wurde wieder die Thür geöffnet. Da war der Brief. — „Von Ernst!" Aus beklommener Brust hatte er es herausgestoßen; die Hülle flog zu Boden, und seine Augen verschlangen die vertraute Schrift des Freundes.

„Ich wußte wohl" — so schrieb der junge Actenmann — „ich wußte wohl, daß du mir kommen würdest. — Seitdem dein Marmorbild die Stille deiner Werkstatt verlassen hat und aller Welt zur Schau steht, ist es nicht mehr *sie*; es ist, wie Anderes, nur noch eine Schöpfung deiner Kunst. Nun streckst du nach der Lebendigen deine Arme aus; der Verlauf ist so natürlich, daß jeder Arzt ihn dir vorausgesagt hätte.

„Ob du unerkannt ihr würdest nahen können, ob die Gewalt der Wellen — oder welche andere? — ihr damals tief genug die hellen Augen geschlossen hat, — wer möchte das entscheiden! — Glaub es immerhin! Ich rufe dir deinen eigenen Wahlspruch zu: Sei nur fromm und ehre die Götter.

„Dein Zimmer und Freundeshände sind für dich bereit. Aber, Franz — und jetzt höre mich ruhig an! — du weißt es wohl noch, denn du hast ja auch deinen Ovid gelesen — irgendwo in der Welt, an der dreifachen Scheide von Erde, Luft und Wasser, steht auf einsamem Gipfel das eherne Haus der Fama; unzählbare Eingänge hat es, die tags und nächtens offen stehen; keine Ruh ist drinnen, in keinem Winkel ein Schweigen; wie ein Schwarm unsichtbarer Schlänglein läuft an den Decken der Säle das Gemurmel; ewig dröhnt es vom Geräusch aus- und einziehender Stimmen; kein noch

so leises Flüstern, kein Seufzer einer Menschenbrust, und wenn aus tausend Meilen weiter Ferne, dessen letzter Hall hier nicht aufgefangen würde, den hier die tönenden Wände nicht hin- und wiederwerfen und verdoppelt und verzehnfacht an das gierige Ohr der Welt hinaussenden.

„Von dort muß es gekommen sein; denn die alte Bade-Kathi sieht mir nicht aus wie eine Schwätzerin. Aber sie wissen es, wissen es wirklich; sie reden davon, Alle und überall; nur deinen Namen — vielleicht hat das Wellenrauschen ihn derzeit übertönt — scheint das eherne Haus nicht mit hinabgesandt zu haben. Ich habe meine gerechte Schadenfreude, wie sie mit den Nasen in der Luft forschen, wie vor Gier ihre Ohren in den Urzustand zurückkehren und wieder beweglich werden und dennoch nichts erhaschen.

„Aber hundert täppische und tückische Hände griffen nach deinem schönen Schmetterling, um ihm den Schmelz von seinen Flügeln abzustreifen.

„Da hat er sich denn einfach aufgeschwungen und ist davon geflogen; wohin, das hat auch mir die Fama bis jetzt noch nicht verrathen wollen."

— — Schon längere Zeit hatte die Mutter vor dem Lesenden gestanden und ihm in das erregte Angesicht geblickt. Jetzt wandte er ihr langsam seine Augen zu.

„Ich werde meine Psyche von der Ausstellung zurückziehen," sagte er düster, „und dann, Mutter, reise ich; aber nicht nach der nordischen Küstenstadt."

* * *

Der andere Tag war angebrochen.

So viel stand fest, er wollte fort; er hatte das Bedürfniß, ganz mit sich allein zu sein; kein Sohn einer Mutter, kein Freund eines Freundes. Er dachte an den Spreewald mit seinem Netz von hundert stillen Wasserarmen, in dessen

Schatten er sich einmal mit seinem Freunde, dem Maler, einen schönen Sommermonat lang verloren hatte. Auf einsamem Nachen unter überhängenden Erlen hinzufahren, zwischen flüsterndem Schilfrohr oder durch die breiten schwimmenden Blätter der Wasserlilie — wie erquickende Kühle wehte es ihn an. Er ging rascher unter den bestaubten Linden der Hauptstadt dahin; er konnte morgen, ja schon heute abreisen. Nur noch einmal wollte er seine Psyche sehen und dann einem diensteifrigen Freunde alles Übrige wegen Zurücknahme des Werkes übertragen.

Die Sonne stand noch schräg am Himmel. Die Säle des Akademiegebäudes waren zwar schon offen, aber die herkömmliche Stunde des Besuches war noch nicht gekommen. Nur in dem oberen Stockwerke, in welchem die Gemäldeausstellung ihren Platz hatte, standen einzelne Fremde hie und da vor einem Bilde; in den unteren Räumen, wo sich die Werke der Bildhauerkunst befanden, schien noch Alles leer. Da sie gegen Westen lagen, auch ein paar Kastanienbäume unweit der Fenster ihre laubreichen Zweige ausbreiteten, so entbehrten sie noch des helleren Lichtes; es war noch etwas von der unberührten Morgenfrühe in diesen hohen Sälen, und die Marmorbilder standen da in einsamer Schönheit und wie in feierlichem Schweigen.

Und doch, auch hier mußte schon ein Besucher sich eingefunden haben; denn ein leiser, tastender Schritt war eben in dem letzten der drei Säle verschollen, als der junge Bildhauer die Thür des Eingangssaales hinter sich geschlossen hatte. Auch er trat, wenn gleich sicher wie im eigenen Hause, so doch fast behutsam auf, als scheue er sich, den Wiederhall zu wecken, der nur leicht in diesen Räumen schlief.

Im mittleren Saale blieb er vor einer Venus stehen, die aus einer eben geöffneten Muschel zum ersten Mal in die Welt des Sonnenlichts hinauszublicken schien. Aber

seine Augen lagen nur wie abwesend auf der üppigen Gestalt, die hier von sinnentrunkener Künstlerhand geschaffen war; er hätte wohl selber nicht zu sagen gewußt, weshalb er vor diesem ihm so fremden Bild verweilte. Sein eigenes Werk befand sich nebenan im letzten Saale; er war ja nur gekommen, um einmal noch zu prüfen, wie viel von seinem Geheimniß es ihm unbewußt verrathen haben könne, vielleicht auch — um in dem Marmorbild noch einen Abschied von der Lebenden zu nehmen. War es ihm doch plötzlich, als sei es in der lautlosen Stille dieser Hallen noch einmal wieder sein geworden, ja fast, als müsse er durch die offene Flügelthür das Athmen des schönen Steins vernehmen.

Da — es war keine Täuschung — schlug von dort ein leiser Klagelaut ihm an das Ohr; nur einmal, aber im freien Walde von einer verwundeten Hindin, meinte er solchen Ton gehört zu haben.

Rasch war er auf die Schwelle getreten; aber er kam nicht weiter. Dort an einer der großen Porphyrsäulen, welche hier die Decken der Säle tragen, lehnte ein Mädchen, noch immer eine Mädchenknospe, wie in sich zusammenbrechend, und starrte mit aufgerissenen Augen seine Marmorgruppe an; ein kleiner Sonnenschirm, ein Sommerhut lagen am Boden neben ihr.

Nun wandte sie den Kopf, und ihre Augen trafen sich. Es war nur wie ein Blitz, der blendend zwischen ihnen aufgeleuchtet; aber das schöne, ihm zugewandte Mädchenantlitz war von einem Ausdruck des Entsetzens wie versteinert. Den schlanken Körper wie zur Flucht gebogen, und doch mit niederhängenden Armen, stand sie da; nur ihre Augen irrten jetzt umher, als ob sie einen Ausgang suchten.

Vergebens! Dort auf der Schwelle, die allein zur Freiheit führte, stand der schöne furchtbare Mann, dem — seit wie lange schon! — selbst ihre Gedanken zu entfliehen streb-

ten; zwar, wie sie selbst, noch immer unbeweglich, aber seine Arme waren nach ihr ausgestreckt.

Noch einmal wagte sie, ihn anzublicken; dann, wie ein rathloses Kind, vergrub sie das Gesicht in ihren Händen; all ihre Kühnheit hatte sie verlassen.

— — Und nur einen Augenblick noch schwankte das Zünglein der Wage zwischen Tod und Leben; aber dann nicht länger.

„Psyche! Süße, holde Psyche!“ — Seine Lippen stammelten; und an beiden Händen hielt er sie gefangen.

Sie bog den Kopf zurück, und wie zwei Sterne sah er ihre Augen untergehen. Er ließ sie nicht; in trunkenem Jubel hob er sie auf seine Arme; er bog den Mund zu ihrem kleinen Ohre nieder, und leise, aber mit einer Stimme, die vor Entzücken bebte, sprach er, was er einst nur fern von ihr gedacht: „Nun laß ich dich nicht mehr; ich gebe dich an keinen Gott heraus!“

Da regte auch der schöne Mund des Mädchens sich. „Sage: nie!“ kam es wie ein Hauch zu ihm herauf; „sonst muß ich heute noch vor Scham erblinden!“

„Nie!“ rief er laut; und wie Donner des Weltgeschickes hallte es von den Wänden des hohen Saales ihm zurück. „Nie, so lang ich hier im Lichte wandle!“

„Nein; sage: nie in alle Ewigkeit!“

„Nie in alle Ewigkeit! — Auch drunten, unter den flüsternden Schatten will ich bei dir sein!“

Seine Augen ruhten auf dem süßen Antlitz, das sie noch immer mit geschlossenen Lidern ihm entgegen hielt. Nun aber schlug sie leise die Wimpern auf; erst noch ein wenig zögernd, dann immer vertrauender blickte sie ihn an, und immer sonniger wurde der Ausdruck ihres lieblichen Gesichtes.

Wie lange er sie so an seiner Brust gehalten? — Wer könnte es sagen! — Ein Vogel, der von draußen aus den

Kastanienbäumen gegen die Fensterscheiben flog, brachte den ersten Laut der Außenwelt zu ihren Ohren.

Da ließ er sie sanft zu Boden gleiten; nur mit einem Arm noch hielt er die leichte Gestalt umfangen. „Aber du!“ sagte er — und es war, als wenn er plötzlich mit Erstaunen sie betrachte — „du schöne Lebendige, wie bist du nur hierher gerathen? Oder versteht vielleicht das Glück sich ganz von selbst?“

Sie wies mit scheuem Finger auf die Marmorgruppe und barg zugleich den Kopf an seiner Brust. „Das da,“ sagte sie. „Sie sprachen davon, daß es das Lieblichste von Allem sei.“ — Und kaum hörbar, so daß er sich tief zu ihrem Munde neigte, setzte sie hinzu: „Ich mußte es allein sehen, eh die Anderen mit mir kamen. Mich trieb eine Angst — — nein, frag mich nicht! ich weiß nicht was! Aber hier hab ich mich sehr gefürchtet.“

„Welche Anderen?“ fragte er.

„Die mit mir hier sind: mein Oheim und meine Mutter. Ich war mit ihnen oben in den Gemäldesälen; ganz heimlich bin ich ihnen fortgelaufen.“

Dann plötzlich schoß es wie ein Blitz des alten Übermuthes über das ein wenig blasse Antlitz. „Aber,“ rief sie, „wie heißt du denn? Mein Gott, ich weiß nicht einmal deinen Namen!“

„Ja, rath einmal!“

Sie schüttelte das Köpfchen, daß die blonden Haare ihr in die Stirn fielen. „Nein, rathe du zuerst!“

„Ich? Was soll ich rathen?“

„Was du rathen sollst? Als ob ich keinen Namen hätte!“

„Aber den kenne ich ja längst!“ Er strich das seidene Haar ihr von der Stirn. „Sieh nur hin! Das bist du ja! Und glaub es nur, ich habe jeden Tag zu dir gesprochen in all der langen, langen Zeit.“

Von dunklem Purpur übergossen, schlang sie die Hände um seinen Hals und ließ ihn tief in ihre Augen blicken. „O, welch ein Glück, daß du der Künstler bist!"

Mit beiden Armen umfaßte er die Geliebte und küßte zum ersten Mal den jungfräulichen Mund. — Dann aber flüsterten sie sich ihre Namen zu, ganz leise, als seien es Geheimnisse, die selbst die steinernen Gestalten um sie her nicht wissen dürften; und als sie seinen Namen hörte, rief sie: „O, wie schön! Du konntest gar nicht anders heißen!" Er aber blickte ganz träumerisch auf sie nieder; er konnte es nicht verstehen, daß sie „Maria" heiße.

Sie lachte, als er ihr das sagte, und flüsterte ihm zu: „Die alte Bürgermeisterin sagt es auch, ich sei verkehrt getauft."

„Getauft!" wiederholte er fast staunend. „Wie seltsam doch, daß du getauft bist!"

Einen Augenblick sah sie ihn fragend an; dann wie zwei glückliche Kinder lachten beide mit einander.

Aber sie waren hier nicht mehr allein. Vom Eingange her nahten sich Schritte, und im mittleren Saale wurde eine noch immer schöne Frau am Arme eines älteren Mannes sichtbar.

„Dein Töchterchen," sagte dieser, nicht ohne einen Ausdruck von Besorgniß, „scheint doch nicht hier zu sein."

Die Frau an seinem Arme lächelte. „Du mußt dich schon daran gewöhnen, daß sie ihre eigenen Wege geht; sie wird wohl oben noch von irgend einem Bild gefangen sein. Aber die gerettete Psyche, wo ist denn die?"

Sie erhielt keine Antwort; denn in demselben Augenblicke hing auch das Kind an ihrem Halse. „Hier ist sie, Mutter; deine Tochter ist es! O, seid beide gut und freundlich!" Die jungen Augen glänzten; über die geöffneten Lippen ging schwer der Athem aus und ein.

„Mein Kind, mein liebes Kind!"

Die Mutter wollte sie beruhigen; aber schon hatte sie in freudiger Hast deren beide Hände ergriffen und zog sie über die Schwelle in den letzten Saal, wo der Geliebte in stummer Erwartung neben seinem Werke stand.

* *
*

Daheim in der Werkstatt des Künstlers ging derweile zwischen den Statuen und Modellen eine kleine, alte Frau umher. Sie schien so recht nicht etwas vorzuhaben, trotz des Staubtuches in ihrer Hand, mit dem sie hie und da an den umherstehenden Dingen sich zu thun machte. Endlich hatte sie sich in den Sessel neben der Modellirscheibe niedergelassen, ein stiller Seufzer ging über ihre Lippen, ein Seufzer, daß doch die großen Kinder, ja auch die allerbesten, sich von dem Mutterherzen lösten. Sinnend blickte sie auf die leere Stelle, die noch vor Kurzem das letzte Werk ihres Sohnes eingenommen hatte.

Da wurden Schritte und Stimmen auf dem Hausflur laut, und noch bevor sie aus ihren schweren Gedanken sich emporgearbeitet hatte, waren durch die geöffnete Thür zwei Paare zu ihr eingetreten. Das ältere war ihr gänzlich unbekannt, aber hinter diesem der junge Mann, an dessen Arm das schöne Mädchen hing — so konnten ihre alten Augen sie nicht trügen — das war denn doch ihr Sohn!

Voll Verwirrung war sie aufgestanden; aber schon hatten die jungen schönen Menschen sich ihr genähert und ihre Hand gefaßt. „Mutter," sagte der Sohn, „hier hast du mein Geheimniß! Dies Kind behauptet zwar, daß sie Maria heiße; aber du siehst ja wohl, daß es die Psyche ist, die lebendige, meine Psyche, durch die nun ich und meine Werke leben werden!" Und sich freudig aufrichtend und drüben seinem unvollendeten Werke zunickend, setzte er hinzu: „Auch dich, Walkyre, wird sie aus deinem Bann erlösen!"

Die alte Frau aber hielt jetzt die Psyche an ihren beiden kleinen Händen; sie betrachtete sie aufmerksam, ja fast mit Staunen; aber immer inniger wurde dieser Blick, bis dann das ganz erschütterte Kind in ihren mütterlichen Armen lag.

Der junge Künstler stand, wie träumend das Haupt geneigt; ihm war, als höre er in weiter Ferne das Wellenrauschen der Nordsee. Und auch die Geliebte schien er mit sich dahin gezogen zu haben; denn aus ihren Thränen wandte sie plötzlich den Kopf zu ihm empor und sagte: „Aber du, die alte Bade-Kathi muß doch mit zu unserer Hochzeit!“

Da löste sich die Stille in ein heiteres Lachen des Glückes; ganz vernehmlich blies der Faun auf seiner Flöte, und am Himmel draußen stand in vollem Glanz die Sonne, noch immer die Sonne Homers, und beleuchtete wieder einmal ein junges aufblühendes Menschenschicksal.

Am anderen Morgen aber flog mit dem ersten Bahnzuge, der nach Norden ging, ein kurzer jubelnder Brief nach der alten Stadt an der Meeresküste.

Eekenhof.

Es klingt wie eine Sage, und man könnte es fast für eine solche halten; an mehreren Orten soll es geschehen sein, und die Poeten haben hie und da einen Fetzen davon abgerissen, um ihn, jeder nach seiner Weise, zu verwenden. Dennoch möchte ich eine abgelegene Wiese unserer engeren Heimath, auf welcher die deutlich erkennbare Vertiefung eines jetzt verschütteten Ringgrabens und einige halbzersplitterte Eichenriesen am Rande derselben die Stätte eines einstigen Herrensitzes anzeigen, für den Schauplatz halten, auf welchem diese Schatten der Erinnerung einst in lebendiger Gestalt vorübergingen. Nicht etwa, weil es dort vor Jahren noch in selten ausführlicher Überlieferung erzählt wurde; aber es ist nachweisbar von Geschlecht zu Geschlecht bis in die Gegenwart heraufgeklommen, und wenn wir die Stufen wieder abwärts steigen, so treffen wir auf den ersten Erzähler, dessen Name in dem noch erhaltenen Kirchenbuche verzeichnet steht, der nicht nur die Uhr des alten Herrenhauses in seinem Dorfe noch hat schlagen hören, wenn just die Luft nach dieser Richtung wehte, sondern der im Vorbeigehen auch noch den alten menschenscheuen Herrn in einsamer Mittagszeit unter einer der großen Eichen sitzen sah, den greisen Kopf unbeweglich nach dem in jähem Verfall begriffenen Gebäude hingewandt. Bei stillem Wetter, wenn etwa die Augustsonne recht

heiß vom Himmel brannte, hat man es hören können, wie drinnen der Kalk herabgerieselt, wie es im Gebälk gekracht oder gar, wer mag wissen was, mit dumpfem Fall herabgestürzt ist.

Jetzt ist Alles längst verschwunden; aber auf den verstaubten Trümmern eines hölzernen Epitaphiums, welche in meiner Jugend auf dem Boden der dortigen Dorfkirche lagen, war noch das Bild des alten Herrenhauses sichtbar, wie es sich einstöckig mit hohem, fast fensterlosem Unterbau innerhalb des Ringgrabens erhoben hat. Nach der Structur der beiden Zackengiebel zu urtheilen, mußte es im sechzehnten Jahrhundert erbaut sein; die gegen Morgen belegenen Fenster des oberen Stockwerks schienen in ihrer Zusammenstellung anzudeuten, daß sich dort, wie in den meisten derzeitigen Landsitzen des Adels, zunächst der Stiege die kleinere Winter- und daran in gleicher Lage die geräumige Sommerstube oder, wie man gern zu sagen pflegte, der Rittersaal befunden hatte.

Und so stimmt es auch mit jener bis auf uns gekommenen Erzählung; aus dieser ist sogar noch weiterhin zu schließen, daß man aus dem Saal in einige gegen Abend belegene Kammern habe eintreten und durch diese wieder auf den oberen Flur habe hinausgelangen können. Der Saal selbst aber, welcher die Bildnisse aus dem mütterlichen Geschlechte des letzten, in seiner Jugend verschollenen Eigenthümers soll enthalten haben, spielt noch heute in der Phantasie des Volkes eine Rolle; noch jetzt weiß man von dem Bilde eines jungen blonden Obristen im Reiterkoller aus der Zeit der Grafenfehde, über dessen blasses Antlitz eine blutrothe Narbe hingelaufen, und neben diesem von einer stolzen schwarzäugigen Dame mit Reiherfedern auf dem Schlapphute und einem Stieglitz auf der Hand. Das verbundene Geschick dieses Paares soll für das des ganzen Geschlechtes vorbestimmend gewesen sein; aber die Sage über sie ist ver-

schollen; nur will man wissen, wenn bei der Ihren einem der Todeskampf begonnen habe, dann sei, wann immer und zu welcher Tages- oder Jahreszeit, ein wundersamer Vogelgesang erschollen und jählings wieder stumm geworden, sobald die Seele sich von ihrem Leib gelöset habe. Neben der Thür aber, welche in eine der westlichen Kammern führte, hing ein anderes Frauenbild, an welches unsere Erzählung ihre Fäden anknüpft.

Wenn außerdem die Überlieferung von einem Walde wissen will, an dessen Rande einst das Haus gelegen habe, so gab auch hievon jenes Epitaphienbild eine Andeutung; denn zur Linken außerhalb des Ringgrabens zeigte sich ein Heckthor, hinter dem sich ein Weg in Bäumen zu verlieren schien.

* *
*

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, um die Zeit, da Herzog Christian Albrecht und der dänische König gemeinschaftlich das Land regierten, ist es gewesen, als dieser Hof — im Volksmunde, wie noch jetzt der Platz, wo einst das Haus gestanden, „Eekenhof" genannt — durch Heirath in den Besitz eines Herrn Hennicke kam, der vordem als Hofjunker unter des Herzogs Leuten lebte. Er ist ein jüngerer Sohn gewesen und soll von seinen Knabenjahren an das Majoratsgut seines Hauses nur mit Neid und Haß in seines ältesten Bruders Hand gesehen haben; denn Habgier und Verschwendung haben in seinem Herzen sich gestritten. Zum Glücke aber gab es auch schon derzeit jenes zweite Mittel, um mühelos, wie durch Geburt, zu Hab und Gütern zu gelangen; und es ist auch zweimal glücklich von ihm angewandt worden, so daß späterhin die Rede ging, Herr Hennicke lebe von seinen beiden Weibern, der lebenden und der todten.

Die Erste, die er freite, war ein scheues Kind vom Lande;

sie hatte weder Eltern noch nahe Blutsfreunde; aber das Herrenhaus zwischen den alten Eichen war ihr freies Eigen; dazu der Wald und drunten das Kirchdorf mit den Strohdächern der Pachtbauern und der Hörigen. Nicht aus Lust hatte sie nach ihres Vaters Tode sich in die Stadt begeben; auch war die Base, der Herzogin Hoffräulein, die sie in ihr Haus geladen hatte, ihr viel zu muthwillig; aber ihrem Vater, der sehr jung gestorben war, hatte sie geloben müssen, nach seinem Abscheiden für die Sommerstube ihr Bildniß von des Herzogs Maler Jurian Ovens fertigen zu lassen. „Das gehört noch an die leere Stelle," hatte er gesagt; „dann kann der Schlüssel abgezogen werden, wir sind dann Alle wie in einer Gruft beisammen."

Die düsteren Worte hatten sie erschreckt, und sie hätte sich wohl lieber um eine andere Ursach malen lassen; aber des Vaters Wille mußte doch geschehen.

Und das Bildniß wurde wie sie selber. Das Hoffräulein mochte ihr noch so oft das Kinn emporheben und lachend zu ihr sagen: „Du sollst nur wissen, was für besondere Schönheit an dir ist!" — die blauen Augen wußten nichts von dieser Schönheit und blickten nach wie vor, als bäten sie nur um Schutz in ihrer Einsamkeit.

Daß sie als Braut nach ihrem stillen Herrenhaus zurückkehren sollte, hatte sie wohl nicht gedacht; auch soll die muntere Base oft nachher gesprochen haben, sie habe den schwarzen Henne wohl gerne nicht genommen; sie hab nur nicht gewagt, ihm nein zu sagen, und da sie einmal ja gesagt, so sei sie viel zu gut und lang nicht klug genug gewesen, ihm wieder nein zu sagen.

* *
*

Als Herr Hennicke zu seiner Hochzeit über die Ziehbrücke in den Eekenhof einritt, war droben an der Wand des Saales, wo das Fest bereitet stand, die leere Stelle

ausgefüllt, und die Gäste sahen mit Verwunderung bald auf die stille, in lichtes Gewand gekleidete Braut in ihrer Mitte, bald auf ihr Bild, das, ganz ihr gleichend, ein blühend Myrtenzweiglein in der Hand, aus dunklem Rahmen von der Wand herniederblickte und die Bilderreihe des zu Ende gehenden Geschlechts beschloß.

Unter den Hochzeitsgästen ist von der Sippschaft der Braut nur die Base aus der Stadt gesehen worden; die Freundschaft des Bräutigams sind stolze herrische Männer gewesen, und Herr Hennicke hat mit ihnen getrunken und sich wenig um die Braut gekümmert.

Als der Tag vorüber und dann Alle, mit ihnen auch die lustige Base, den Eekenhof verlassen hatten, ist die junge Frau in Einsamkeit zurückgeblieben; denn ihr Eheherr, wenn er nicht zu Gelag und Spiel bei seinen Nachbarn war, hatte draußen genug zu thun, um, wie er sagte, ein richtig Regiment zu schaffen; die Pachtbauern sollten ganz anders jetzt den Säckel ziehen, der Schweiß der Hörigen ganz anders noch den Acker düngen. Den Vogt und das Gesinde sah er sich mit scharfen Augen an: die alten Diener, deren Knochen ihm nicht stark genug erschienen, hieß er gehen. Seines Weibes Fürbitte, wenn sie sich je und je hervorwagte, hat er mit hartem Wort zurückgeschreckt, daß sie mit scheuem Aufblick stumm geworden ist; und bald hat sie gezittert, wenn draußen auf der Treppe nur sein Schritt erscholl. Mitunter, wenn sie aus ihrer Wirthschaft über die Brücke hinausgegangen war, sei es, um drüben unter den Eichen ein Weilchen auf der kleinen Bank zu ruhen oder seitwärts durch das Heckthor ein paar Schritte in den Wald zu schlendern, dann ist es wie ein Traum auf sie gekommen, als sei vor Zeiten — und wenn sie nachgesonnen, gar noch nach ihres Vaters Tode — hier große heitere Gesellschaft um sie her gewesen, die diese Orte nun für alle Zeiten verlassen habe; und doch hat sie gewußt, es sei auch damals

so einsam hier wie jetzt gewesen, und grübelnd ist sie in das stille Haus zurückgegangen.

Dennoch, nachdem die Zeit verlaufen war, ist es gekommen, daß bei einem Gelage in der Nachbarschaft die Gäste auf die Ankunft des erwarteten Erben haben trinken wollen. Als aber ein alter Herr gemeint, man solle zunächst des jungen Weibes denken, daß sie die schwere Stunde glücklich überstehe, ist eine Gegenrede laut geworden: „Was Weib! ein Weib ist ein zerbrechlich Ding! Stoßt an, wir wollen auf den Buben trinken."

Und als Herr Hennicke hierauf nur träg sein Glas erhoben, hat ihm ein Anderer lachend zugerufen: „Du sinnst wohl, Hennicke, wenn du dein Weib mit einem Buben tauschen müßtest, wie lang du auf dem Hofe noch den Herrn zu spielen hättest? Ich will dir rechnen helfen; mit einundzwanzig Jahren sind die Junker mündig!"

Der halbtrunkene Gast mochte nicht weit vom Ziel getroffen haben; denn Herr Hennicke hat ihn drohend angesehen: „Schweig, Wulf! Ruf den Tod dir in dein eigen Haus!" Dann hat er im vollen Haufen angestoßen, daß das Glas zersprungen und der Wein verschüttet ist.

Danach aber, wenn er je zuweilen das bleicher werdende Antlitz seines Weibes gesehen hat, sind jene Worte ihm allzeit wieder vor den Ohren und die weinrothen Augen deß, der sie gesprochen, vor dem innern Blick gewesen.

— — Und die schwülen Spätsommermonde sind gekommen. — Und, da ihre schwere Stunde näher rückte, hat das junge Weib die Nachmittage in dem Rittersaal verbracht; denn hier in dem weiten Raume, dessen Fenster dann im Schatten lagen, war es frisch und kühl. Schon als Mädchen hatte sie gern mit ihrer Arbeit hier gesessen; jetzt nähte sie eifrig an der kleinen Aussteuer für die Wiege, die voll schwellender Kissen schon daneben in der Kammer stand; und wenn ein Käppchen oder ein Hemdlein auch nur

zur Hälfte fertig war, dann hielt sie's vor sich hin und betrachtete es, halb im Entzücken, halb in dunklem Grauen. Früher und noch bis vor Kurzem war die Schaffnerin, die alte Maike, ihr zur Gesellschaft dagewesen, aber auch diese hatte Herr Hennicke verabschiedet, weil sie, so sagte er, zu alt in der Herberge geworden sei; in Wahrheit, weil sie der stummen Klage in seines Weibes Auge unterweilen ihren fertigen und dreisten Mund geliehen hatte. Daher ist jetzt nur die stille Gesellschaft der Bilder ihrer Vorfahren um die junge Frau gewesen; aber fast von allen wußte sie, sei es, was ihr Leben einst erfüllt oder was, oft jählings, aus demselben sie hinausgetrieben hatte. Einst hatte die alte Maike ihr das erzählt; jetzt war ihr, wenn sie auf die einen oder anderen blickte, als erzählten es die todten Bilder selber, daß ihres Lebens Lust und Jammer nicht vergessen werde. Und von dem milden Antlitz ihres Vaters gingen ihre Blicke stets nach jener fernsten Ecke, wo in dem Schatten der Fensterwand des jungen bleichen Obristen Bildniß hing; von diesem weiter zu der stolzen Dame mit der Reiherfeder, die jetzt mit ihren dunklen Augen in das Leere schaute. Dann schrak sie wohl zusammen und ließ die kleine Arbeit aus den Händen fallen; denn ihr war gewesen, als hübe auf der Dame Hand der Stieglitz seine Flügel, als ob er plötzlich seinen Sang beginnen wolle. Aber wenn sie mit aufgerissenen Augen horchte, so war es todtenstill im Saale.

Auch einmal, da in der steigenden Dämmerung es immer einsamer um sie geworden war, als auch draußen das Rauschen in den Eichen aufgehört hatte und ihr die müden Hände in den Schoß gesunken waren, ist es über sie gekommen, als wäre in dem leeren Saal nun auch sie selber nicht mehr da, sondern statt ihrer nur noch ihr Bildniß, das mit den anderen in den stillen Raum hinabsehe. Sie hat versucht, die Arme oder den Fuß zu strecken, aber sie hat

es nicht vermocht; ihr ist gewesen, als sei sie nun für immer leblos in den dunklen Rahmen des Bildes festgebannt. Das finstere Wort des Vaters hat vor ihr gestanden; doch als es jählings sie durchfuhr, daß dies den Tod bedeuten möge, da hat die Mutterangst aus ihr geschrieen: „Mein Kind, mein Kind! Was soll aus meinem Kinde werden!“ Und mit gelösten Gliedern ist sie aufgesprungen und in dem fast dunklen Saal umhergewandert; als sie aber an ihrem eigenen Bild vorüber gekommen, hat sie geschaudert und ist dann eilig in die Kammer nebenan geflohen, allwo sie mit der theuren Bürde unter ihrem Herzen an der Wiege hingesunken ist.

Herr Hennicke hat dies nie erfahren; aber sein junges Weib hat es in ihrer letzten Noth ihrem alten Seelsorger, dem Pastor drunten aus dem Dorfe, anvertraut; von diesem ist es auf seinen Nachfolger Albertus Petri übertragen worden, welcher vor seinem Dienstantritt als Informator in Herrn Hennickes Hause lebte und später der erste Erzähler dieser Geschichte wurde.

* *
*

Und als die Zeit erfüllt war, sind nach schwerer Angst die Kammerwände von der matten Stimme eines Knäbleins angeschrieen worden; die Mutter selber aber hat am dritten Tage ein Schlaf befallen, aus welchem die Seele nicht mehr Kraft gehabt hat sich emporzuringen. Und wieder danach am dritten Tage, da eben durch die kleinen Scheiben das letzte Sonnengold hereinleuchtete, ist draußen aus der Abendstille ein süßer Vogelgesang erschollen, obwohl die Zeit des Singens längst vorüber war und schon der Herbst die Blätter von den Bäumen riß. Die Kranke aber ist aus ihrem Fieber aufgefahren und hat mit Wehelaut gerufen: „Der Stieglitz! Maike, ach, der Stieglitz singt!“ Und als im

selben Augenblick Herr Hennicke mit hartem Schritt hereintrat, ist er in jähem Schrecken an der Schwelle festgehalten worden und hat mit vorgerecktem Halse horchend dagestanden.

Da war es, als ob der Vogelsang sich nebenan im Bildersaal verliere; dann ward es völlig still, und auch die Wöchnerin sank stumm in ihre Kissen; doch als Herr Hennicke herzutrat, lag nur noch seines Weibes Leiche vor ihm.

Als bald danach die Wehmutter, welche im Hause verblieben war, das weiße Linnen über der Todten Antlitz deckte, stand der Wittwer an der Wiege und starrte schweigend auf das schwache Wesen, das dort in den Kissen um die Lebensluft zu ringen schien. Da trat das Weib auf leisen Sohlen zu ihm: „Betet zu Gott, Herr Hennicke!“ sprach sie; „aber getröstet Euch nicht, daß Euch das Kind behalten bleibe!“

Er fuhr zusammen und wandte rasch den Kopf. Das Weib erschrak fast, als er sie mit seinen schwarzen Augen ansah. „Das Kind? Was meinst du?“ rief er. „Daß auch das Kind noch sterben sollte?“

Die Alte wurde fast verwirrt; er sprach so laut; doch weder Schreck noch Kummer war in seiner Stimme. „Das liegt in Christi Händen,“ sagte sie; „aber saht Ihr's denn nicht? Es steht ein Lächeln um der Leiche Mund; so liegen nur, die bald ihr Liebstes nach sich ziehen.“

Sie trat zurück, um von der Todten Angesicht das Linnen abzudecken; aber Herr Hennicke packte raschen Griffes ihren Arm. „Geschwätz,“ stieß er mit heiserem Laut hervor, „wenn du nichts Anderes zu berichten weißt!“

„Laßt mich, Herr Hennicke!“ sagte die alte Frau. „Ihr seid ein großer Herr; aber der Todten Angesichter versteh ich besser doch als Ihr! Harret eine Viertelstunde hier an Eures Kindes Wiege, so werdet Ihr die Gichter kommen sehen.“

Und Herr Hennicke blieb und sah die Gichter in dem kleinen Antlitz zucken. Dann schritt er aus der Kammer und durch den Saal; aber er sah nicht auf, wo seines Weibes Bildniß hing. Eilends stieg er in den Hof hinab, und bald saß er zu Pferde, und seine großen Hunde neben sich, ritt er über die Brücke in die schon dunkelnde Nacht hinaus. Er ritt auf dem engen Wege um den Wald herum, quer über die Felder um das ganze Gutsgebiet; seine Blicke streiften über das dämmernde Land mit einer Sicherheit, wie sie es nie gethan. Der Erbe dieses Grundbesitzes lag sterbend in der Wiege; er aber war der Vater und der Erbe dieses Erben! Er stieß seinem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es bäumend in die Luft stieg; aber er zwang es nieder auf die Vorderfüße, seine Faust war kräftiger als je. „Vorwärts! Wir traben bald auf eigenem Grund und Boden!“ Seine Brust hob sich; mit Mühe bändigte er ein Jauchzen, das fast die stille Nacht erschüttert hätte. Als er zu Hause von dem schäumenden Rappen stieg, kam ihm die Bauerndirne, die als Kindsmagd war gemiethet worden, mit Geheul entgegen: das Kind lag abermals in seinen Gichtern.

Am anderen Morgen kam der Arzt, und am folgenden Tage kam er wieder; und während er an der Wiege des Kindes war, ging Herr Hennicke in athemlosem Wandern in der Winterstube auf und ab; aber die Wage stand immer noch zwischen Tod und Leben. Als am dritten Tage der Doctor zu ihm ins Gemach trat, streckte er Herrn Hennicke die Hand entgegen und sprach mit heiteren Augen: „Die edle Todte hat Euch ein theueres Pfand gelassen; Gott hat geholfen, Euer Kind wird leben!“

Seit jenem Augenblicke haßte Herr Hennicke den alten Arzt; noch mehr aber seinen eigenen Sohn.

* *
*

Das Wesen des Mannes wurde seit dem Tode der sanften Frau noch finsterer und gewaltsamer. Wenn die Hörigen säumig waren oder die Pachtbauern mit ihrem Zinse oder den Mast- und Schweinegeldern im Rückstand blieben, ließ er die einen in den Block legen oder peitschen, für die anderen suchte er alte, längstvergessene Strafen aus dem Staube der Archive. Freilich, der Gelder konnte er nicht entrathen; denn er liebte Weiber und Gelage und war auf Wochen oftmals in der Stadt, im fröhlichen Verkehre mit des Herzogs Leuten; und wenn auch noch auf zwei Jahrzehnte der Gutsertrag in seine Casse floß, er war noch jung, und die Mündigkeit des Kindes traf noch in seine besten Mannesjahre. Wenn der Geburtstag seines Sohnes sich jährte, es war ihm nur ein Merkmal der ihm drohenden Verarmung. Überdies war schwere Zeit damals in den siebziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts; Kriegs- und andere Lasten drückten, und der mitregierende König achtete weder des Volkes noch der Stände Rechte. Es half Herrn Hennicke nicht viel, daß er jeden Anlaß nahm, um Bauernfeld in Hoffeld umzuwandeln; es wurde noth, nach einer zweiten Erbtochter mit freiem Eigen auszuschauen; vielleicht in einer Zeit, wo er weniger als je dazu den Antrieb spürte.

Allein es wollte nicht so glücken wie das erste Mal. Auf mehreren Herrensitzen hatte er schon angeklopft; aber die Töchter waren meistens aus der anderen Thür gegangen, wenn er zur einen eingetreten war. Die niedrige Stirn des Mannes unter dem schwarzen, kurz geschorenen Kraushaar wollte ihnen nicht gefallen; sie sahen lieber auf ihre Vettern und Freunde, welche schon die zierliche, von Herrn Hennicke stets verschmähte französische Perrücke auf ihren jungen Köpfen trugen; auch munkelte es stark, daß trotz des Freierganges der schwarze Mann von einer niederen Leidenschaft gehalten sei und, gleich dem Bauern, nur das Gut freien gehe.

So kam es endlich, daß er zu einem lang gemiedenen saueren Weg sich rüstete.

Hinter dem Walde von Eekenhof, von dessen Herrenhaus nur eine halbe Stunde fern, saß eine Erbtochter ganz allein auf ihrem nicht gar großen, aber schuldenfreien Hofe. Sie war ein Waisenkind von etlichen dreißig Jahren, eine herbe wirthschaftliche Jungfrau, deren farbloses Antlitz mit dem glatt gescheitelten Flachshaar stets so sauber gehalten war wie die tannenen Fußböden ihrer Zimmer, von denen die Bauern sagten, daß man den Braten von den Dielen essen könne. Vor etwa zehn Jahren war die Meinung aufgekommen, ein armer Vetter werde bei der wohlhäbigen Base sich ein sicheres Nest erwerben; aber es war nicht dazu gekommen, und einem neugierigen Frager hatte mit verschmitztem Lächeln der junge Fant erwidert: „Wenn sie nur Brauen auf den Schädelbogen hätte! Ich fürchte mich vor ihren nackten Augen!“

Seit jener Zeit hatte die Jungfrau an ihrer Aussteuer nur noch emsiger gesponnen als je zuvor. Des Tages über saß sie allein an ihrem Rade und spähte unterweilen aus ihren kleinen Augen auf die vorbeiführende Heerstraße, ob nicht zu Roß oder zu Wagen ein Freier angefahren komme; am Abend, zumal im Winter, wenn die Wirthschaftsarbeit abgethan war, schnurrten auch die Räder der leibeigenen Mägde um sie her, und war die Herrin zum Schlaf in ihre Kammer gegangen, so mußten die Dirnen stundenlang noch in der kalten Stube weiter spinnen; klagten sie am anderen Morgen, daß sie mit den steifen Fingern den dicken Wocken, den sie ihnen zur Nacht noch aufzustecken pflegte, nicht völlig hätten zwingen können, so wickelte sie den Flachs um ihre Finger und sengte ihnen denselben daran ab. Sie soll dabei gesagt haben: „Nun wird's wohl heiß genug sein für die ganze Woche!“

Da eines Morgens, als sie von ihrem Spinnrade in

den grauen Regentag hinausäugte, kam ein Reiter mit zwei großen Hunden dem Thore ihres Hofes zugetrabt. Ihre dünnen Lippen verzogen sich zum Lächeln; denn es war Hennicke, den sie seit seiner Frauen Hingang schon jeden Tag erwartet hatte. Sie lächelte sogar noch, wenn auch ein wenig säuerlich, als mit Herrn Hennicke seine Hunde sich ins Zimmer drängten und ihre schmutzigen Tatzen auf die weißen Dielen setzten.

Herr Hennicke sah weder ihr süßes noch ihr saueres Lächeln; bald aber ließ er sich von ihr Trepp auf Trepp ab im Hause umherführen; sie schloß ihm, einen nach dem andern, die schweren Eichenschränke auf und wies ihm prunkend die aufgespeicherten Gespinnste; und da nun Land und Sand sich selber lobte, so lobte der Freier auch die Schätze in den Schränken. Die Dirnen aus der Küche aber schlichen ihnen nach, kicherten und guckten um die Ecken und hatten es bald heraus, daß hier ein Liebeswerk im besten Gange sei.

Nur eine Bedingung, vielleicht um sicherer die Zügel zu behalten, knüpfte die Jungfer Benedicte an die Vergabung ihrer Hand: der Bräutigam sollte zu ihr auf ihren Erbhof ziehen; sie wollte nicht auf fremdem Boden wirthen. — Und so kam es, daß das alte Haus des Eekenhofs verlassen wurde und nichts zurückblieb als droben in der großen Sommerstube ein paar verblichene Sessel und die Bilder der Verstorbenen.

Auch der Erbe des alten Hofes, der kleine Junker Detlev, störte die junge Ehe nicht. Bei seines Vaters Hochzeit war er noch im Dorfe drunten in Kost und Pflege einer Bäuerin; dann aber hatte die lustige Base den Knaben zu sich in die Stadt genommen; denn ein Gerücht hatte sich erhoben, daß auf dem Eekenhof das Bild der todten Frau in hellen Mondnächten aus dem Rahmen steige und ihr Kind durch alle leeren Kammern ihres Hauses suche. Seit-

dem es nun bei einer von den Ihren war, sollte das unruhige Wandern sich verloren haben.

Herr Hennicke lachte zwar, als er von einem Nachbarn darauf angesprochen wurde; der aber meinte, hinter seinen weißen Zähnen sei es dem Hennicke schon recht gewesen, daß sein Lager nicht noch unter dem alten Dache stehe und daß die Todte nun zufrieden schiene. Nicht unrecht mag es ihm auch gewesen sein, daß die wohlhabende Base den Knaben ohne Entgelt aufgenommen hatte; denn die Zeiten wurden immer knapper, von den Ständen wurde auf den Landtagen immer mehr gefordert, sogar die Kosten der auswärtigen Gesandtschaften waren ihnen letzthin aufgebürdet; im Hause aber ließ Frau Benedicte ihn zur Genüge darüber hören, daß er nicht zweimal in der Woche, was ihr doch selbst in ihrem Jungfrauenstande allzeit genug gewesen sei, bei Weißfisch und dünnem Bier mit ihr zu Mittag sitzen wollte.

* * *

Der Kindersegen dieser Ehe war schon im ersten und im zweiten Jahre eingetroffen und damit abgeschlossen worden. Es sind zwei untersetzte, kurzbeinige Buben gewesen; trotz des Vaters mit schier rothbrandigem Haar, wie auch nach einem schwarzen Juden mitunter wohl ein Rothkopf aufzustehen pflegt. Herr Hennicke hat sie seine beiden Füchse geheißen und an ihren Streichen seine Lust gehabt. Man erzählt, da sie noch klein gewesen, hat er auf ihr Begehr zwei handliche Schubkarren für sie fertigen lassen; die pflegten sie in einer nahen Sandgrube mit Kieselsteinen aufzufüllen; dann sind sie damit auf den Hof gezogen, wo auf dem Rasen vor dem Herrenhause sich ein Ring befand, in dem Herr Hennicke seine jungen Rosse an der Leine laufen ließ. In diesem Ringe haben sie mit ihren kurzen Beinen in unsagbarer Hurtigkeit ihre Schubkarren vor sich herge-

fahren und haben sich von hüben und drüben ihr „Hott“ und „Hü“ einander zugerufen, daß also ein Schall entstanden ist, als wenn von einem Haufen Menschen ein großes Werk betrieben würde. Wenn sie aber dessen müde geworden, so haben sie ihre Schubkarren hingestellt und, abermals unter mächtigem Lärmen, sich mit den Steinen nach den Köpfen geworfen, bis diese blutig und die Karren leer gewesen sind. — Ist über solchem Spiel Herr Hennicke auf den Platz gekommen, so hat er, je nach seiner Laune, entweder, die Hände unterm Wamms, mit finsterem Angesicht dabei gestanden, oder unter kurzem Lachen ein „Drauf, ihr Füchse, drauf!“ den Buben zugerufen. Meistens aber ist aufs Letzte Frau Benedicte aus dem Herrenhause über die Freitreppe hinabgeschritten; da sind die Buben, wenn sie selbige nur kaum aus ihren nackten Augen angesehen hat, wie in Erstarrung stehen geblieben; und während dann das Weib mit ihren mageren Händen mit jeder einen derselben an seinen rothbrandigen Haaren in das Haus hineinzog, hat Herr Hennicke sich abgewandt und ist zu Roß und Hund in seinen Stall gegangen.

— — Zwischen den Buben, oder lieber noch abseits von ihnen, ist mitunter auch ein Dirnlein umhergesprungen, dem ältesten von diesen im Alter etwa um ein halbes Jahr voraus; von schlankem, kräftigem Wuchs, mit schwarzem Kraushaar, darunter ein Paar milde blaue Augen. Sie hat nicht auf den Hof gehört, sondern mit ihrer Großmutter, der Wittwe des früheren Försters, in dem Unterbau des Eekenhofs gewohnt; aber Herr Hennicke hat einen Narren an dem Mädchen gehabt; er hat auch damals, als die Mutter ihr im Kindbett weggestorben war, sie selber aus der Taufe gehoben, was ihm von Frau Benedicte, mit der er kurz zuvor den Ring gewechselt hatte, nicht eben liebreich aufgenommen war; denn die Kleine war ein Jungfernkind, ja die Bauern und Hörigen wußten es an den Fingern, daß

sie dem Herrn noch näher als nur durch die Taufe angehöre; auch daß er statt seines hageren Ehekreuzes wohl gern die schöne Försterstochter heimgeführt hätte, wenn diese nur adeligen Standes oder zum Mindesten adeligen Vermögens gewesen wäre. Vor Herrn Hennickes Ohren freilich wurde solch Gerede niemals laut; auch hätte es ihn weiter nicht gekümmert, als daß er etwa die Schwatzmäuler zu besserem Besinnen in den Block gelegt hätte. Mitunter, wenn ihn seine schwarzen Stunden plagten, konnte es geschehen, daß er plötzlich zu Pferde stieg und nach dem alten Haus hinüberjagte. „Heilwig! Heilwig!" rief er schon von Weitem, wenn er die Kleine am Ringgraben oder auf der Schwelle des Thores spielen sah. Sie erschrak dann wohl und lief ins Haus; aber es half ihr nicht; mit dem Kinde vor sich auf dem Sattel kam er nach Frau Benedictes Hof zurück und hieß demselben für die Nacht die Kammer an der seinen rüsten.

Freilich die kleine Heilwig selber hatte keine Lust davon; Frau Benedicte gab ihr weder Blick noch Wort, und bei den Mahlzeiten, bei denen sie auf ihres Pathen Geheiß an dessen Seite sitzen mußte, wurde ihr der Teller wie einem Hunde oder einer Katze zugeschoben. War Herr Hennicke kurz zuvor in der Stadt gewesen, so hatte er wohl einen Chinaapfel oder eine andere Leckerei auf ihren Platz gelegt; aber sie rührte sie nicht an, denn die beiden Füchse sahen mit so gierigen Augen darauf hin, daß sie den Bissen nicht einmal zu theilen wagte. Am meisten vielleicht fürchtete sie die ihr unverständliche, gewaltsame Zärtlichkeit des finsteren Mannes selber. Nicht selten, wenn Morgens sie in ihrem Bett erwachte, sah sie die schwarzen Augen ihres Pathen über sich; er sagte nichts, er strich ihr stumm die Löckchen von der Stirn oder drückte ihr verschlafenes Köpfchen zwischen seine beiden rauhen Hände; mitunter riß er sie vom Kissen auf an seine Brust, daß sie mit ihren nackten Arm-

chen gleich einem Opfer in des Mannes Armen hing. Wenn er dann wieder plötzlich von ihr abließ und schweigend, wie er gekommen, zur Kammerthür hinausgeschritten war, so lag sie auf ihr Kissen hingesunken und wagte sich nicht zu rühren, bis unten auf dem steinernen Hausgang sein harter Tritt verschollen war.

War sie dann aufgestanden und hatte unter Frau Benedictes Augen ihr Frühstücksbrot verzehrt, dann lief sie gern ins Freie, um der Liebe des Einen und dem Haß der Anderen zu entkommen; sei es in den Garten hinterm Hause, wo freilich außer den Bohnen- und den Wurzelbeeten nicht viel Liebliches zu sehen war, oder über den weiten Hof auf die Heerstraße, um dort von einem Walle oder einem großen Steine aus sehnsüchtig nach der Richtung des hinter dem Walde belegenen Eekenhofes hinzuschauen. Aber die untersetzten Buben rannten ihr, wo sie nur konnten, nach und plagten sie auf alle Weise; sie hießen sie den „Kuckuk", weil sie ihnen das beste Futter nehme, und brachten sie, trotz tapferer Gegenwehr, oftmals in bittere Thränen. „Ich will zu meiner Großmutter!" rief sie dann wohl in ihrer Noth; sie hätte das auch sonst wohl gerufen; aber wenn ihres Pathen Augen auf ihr lagen, dann waren ihr die Lippen wie verschlossen.

Eines Nachmittages, da ein fremder Pferdezieher auf den Hof gekommen war, hatte Herr Hennicke ein kleines Nordlandspferdchen eingehandelt; als aber die beiden Füchse, welche ihn schon lange um ein solches Thier geplagt hatten, in lauten Jubel ausbrachen, erklärte er ihnen, daß sie dessen keine Ursach hätten: „den Pony habe er für Heilwig eingekauft; für solche Buben, wie sie beide, seien die Milchesel annoch die besten Rosse." Bei diesen Worten hob er das zitternde Mädchen, das dabei gestanden, gleich einem Vogel auf den Rücken der kleinen Stute und führte diese behutsam auf dem Hof umher; die beiden Füchse aber rannten heu-

lend in das Haus, um ihrer Mutter diese neue Unbill zu berichten.

Frau Benedicte schwieg; sie wagte, wo es das Mädchen galt, nicht gern gegen ihren Eheherrn zu reden; nur ihre Wangen wurden etwas bleicher und ihre bläulichen Lippen etwas blasser, als sie ohnedies schon waren.

Die kleine Heilwig aber, als Herr Hennicke zu den Arbeitern auf das Feld gegangen war, fürchtete sich ins Haus zu gehen, obgleich die Dämmerung stieg und kalte Herbstluft wehte. Sie schlich sich frierend auf den Weg hinaus; bald schritt sie muthig fürbaß und wollte drüben durch den dunklen Wald zur Großmutter nach dem Eekenhof zurück, bald stand sie rathlos still und wickelte sich ihr Schürzchen um die kalten Arme, bis sie am Ende, da eben überm Herrenhaus der Mond heraufstieg, von kindischer Furcht ergriffen, nach dem Hof zurücklief. Kaum aber war sie durch das Thorhaus auf den hellen Platz getreten, so sah sie plötzlich aus dem Schatten einer Scheune die beiden Buben auf sich zustürzen.

„Was wollt ihr!" rief sie erschreckt. „Was hab ich euch gethan?"

Aber die Füchse packten sie bei den Armen und zerrten sie gegen den steilen Rand einer Wassergrube, aus welcher bei kalten Nächten das heimkehrende Vieh getränkt zu werden pflegte.

„Laßt mich!" schrie das Kind. „Ich will das dumme Pferd nicht haben; ich will nichts, gar nichts von euch und eurem Vater haben!"

Doch die beiden Füchse fuhren stumm und emsig in ihrer gemeinschaftlichen Arbeit fort, und schon blinkte von unten das Wasser in die entsetzten Kinderaugen, da plötzlich ließen sie mit jammerndem Geschrei von ihrer Beute ab. Herr Hennicke, vom Felde heimkehrend, einen derben Stock in seiner Faust, stand über ihnen. Aber auch Frau Benedicte

war alsbald zur Stelle und frug, was denn die Kinder abermals verbrochen hätten.

Da schrie der Älteste, durch der Mutter Gegenwart ermuthigt: „Der Kuckuk! Wir wollten nur den Kuckuk aus dem Neste schmeißen!“

Frau Benedicte stieß ein Lachen aus. „Die da?“ rief sie. „Nicht wahr, Herr Hennicke, das ist kein Kuckuk? Ihr kraus Gefieder stammt von einem anderen Vogel; auch gäbest du gar gern wohl Weib und Kind, wenn du der Dirne Augen noch in einem andern Kopf erschauen könntest!“ Sie streckte ihre hageren Finger nach dem Kinde, daß dieses sich erschrocken an ihres finsteren Pathen Seite drängte.

Dieser aber hob die Kleine auf seinen Arm und wischte mit ihrem Schürzchen ihr die Thränen aus den Augen. „Wenn du das Alles weißt, Frau Benedicte,“ sprach er, „dann weißt du auch, weshalb der Vogel hier ins Nest gehört.“

Die Frau wollte ein hastig Wort erwidern; aber sie biß sich nur auf ihre bleichen Lippen, denn die Zornader lag dick auf ihres Mannes Stirn. So gingen die Beiden schweigend mit einem Blick des Hasses aus einander: er mit dem schwarzen heimathlosen Vogel, sie mit den beiden rothen Buben, die sich an ihre Röcke hingen.

* * *

Nach diesem, als die untersetzten Junker in die Länge schossen, ist ein armer candidatus reverendi ministerii als Informator in das Haus gekommen; denn da Herr Hennicke ihm die Nachfolge in den Dienst des greisen Pastors zu Eekenhof in Aussicht stellte, so ist er um ein Billiges zu haben gewesen. Aber noch in späten Jahren, da er selber als emeritus in der müßigen Geschwätzigkeit des Alters hier

umherwanderte, hat er deß kein Ende finden können, was diese Schüler ihm für Noth geschaffen haben. Hatte er sie eben zur Arbeit an ihre Lectionen fortgeschickt, so fand er sie statt dessen draußen auf dem Hofe oder in der nahen Sandgrube heftig an einem unnützen Werke arbeitend; kam er dann auch noch so hurtig mit der Haselgerte, so saßen sie zu seinem unaussprechlichen Erstaunen rittlings auf dem Scheunendach und machten, gleich Eulenspiegel, unehrerbietige Geberden.

In einem jetzt noch in dem Kirchenarchive des Eekenhofer Pastorats vorhandenen Exemplare von Henrici Müllers „Liebeskuß" sieht man auf dem Titelbilde neben den pausbackigen Engeln eine Anzahl kleiner ungefüger Säue mit Röthel hingezeichnet, und dazu in kleinen steilen Zügen die vergilbte Randschrift: „Von den Herrn Junkern Henno und Benno more solito hinzugefüget."

Aber auch seine Freuden hat der Candidat gehabt; denn wöchentlich an zweien Nachmittagen ist er auf Herrn Hennickes Anordnung nach dem Eekenhof hinübergewandert, um auch an Heilwig Lectionen zu ertheilen. Wenn er hier in seinem abgeschabten Mäntelchen aus dem Eichenschatten dem Hause zugeschritten ist, dann hat er, vergnüglich seine Hände reibend, vor sich hingerufen: „O arboretum recreationis! Lustwäldlein, drin Erquickung weht!" Von der Treppe des Hauses ist ihm dann wohl ein Mädchen mit einem Büchlein in der Hand entgegengelaufen; sie hat sich rasch die schwarzen Löckchen fortgestrichen, die ihr beim Lesen in die Stirn gefallen waren, dann aber, bevor der Unterricht begann, dem guten Informator die Klettenbüschel und etwa auch den Fuchsschwanz von wildem Sauerampfer abgenommen, was Alles seine männlichen Scholaren ihm zum Abschied auf den Weg gegeben hatten.

* *
*

Der Candidat sollte noch einen vierten Schüler erhalten.

Von dem Junker Detlev, seit ihn als Kind die Base in die Stadt genommen hatte, war in seiner Heimath weder etwas gesehen noch gehört worden; ja in Frau Benedictes Hause wußten die beiden Füchse kaum, daß noch ein älterer Bruder da sei. Jetzt aber wurde ihnen solches, und dazu noch, daß dieser nächstens auf dem Hofe eintreffen werde, mit einem Male verkündet. Denn die freigebige Base in der Stadt war trotz ihrer Munterkeit von einem jähen Tode angesprochen worden, und da sich keine zweite fand, so war es, nach einem diesmal von Frau Benedicte und Herrn Hennicke gleichmäßig gelösten Rechenexempel, das Gerathenste, den Buben heimzurufen und gleichfalls in des doch einmal vorhandenen Candidaten Information zu geben.

— — Und eines Nachmittages im September, da auf Eekenhof die hohen Bäume im warmen Sonnengolde standen, ist von der Heerstraße ein blonder Knabe darauf zugewandert. Man hat ihn auf zwölf Jahre schätzen können; einen Schulranzen hat er auf dem Rücken und einen dicken Stab in seiner Hand gehabt. Als er auf die jetzt immer herabgelassene Zugbrücke getreten ist, hat er fester seinen Stab gefaßt, wie um den großen Hunden zu begegnen, welche derzeit aus den Herrensitzen mit Gebell den Ankommenden entgegenzustürzen pflegten. Aber es ist dergleichen nichts geschehen; nur ein schwarzhaariges Dirnlein hat mit den Armen über das Brückengeländer gehangen und von einem Stücklein Brotes für die Fische drunten abgebröckelt.

„Wer bist du?“ frug der Knabe, als sie jetzt den Kopf zu ihm herumwandte. „Wohnst du hier?“

„Das Haus steht leer,“ sagte das Mädchen; „ich und meine Großmutter wohnen allein darin; wir halten auch die Uhr in Ordnung. Hörst du? Da schlägt es eben vier.“

Als die Uhr vom Hause ausgeschlagen hatte, frug der Knabe wieder: „Wer ist denn deine Großmutter?“

— „Mein Großvater war der Förster hier im Walde."

„So?" sagte der Knabe. „Ich kenne euch nicht; aber ihr dürft hier schon noch wohnen bleiben, denn ich brauche das Haus noch lange nicht!"

Die Kleine hatte sich gerade vor ihm hingestellt. „Du!" rief sie. „Da werden wir dich wenig fragen; das Haus gehört Herrn Hennicke, der drüben hinter dem Walde wohnt."

Aber der Bube ließ sich das nicht anfechten. „Herr Hennicke ist mein Vater," sagte er; „aber das Haus ist mein, denn es ist meiner Mutter Haus gewesen."

Als er so redete, ist von dem Hause her eine ältliche Frau zu ihnen getreten, deren Antlitz von verwundenem Leide zeugte, und auch davon, daß sie fremdem Willen sich zu beugen hatte lernen müssen. Eine Weile ließ sie ihre Augen auf dem Knaben ruhen; dann sprach sie: „Siehst du es denn nicht, Heilwig? Das ist der Junker Detlev! Ich kenne ihn nach seiner Mutter Angesicht; und alle Armen und Bedrückten werden ihn auch daran erkennen."

Sie hatte dem Knaben ihre Hand gereicht, Heilwig aber sah ihn groß aus ihren blauen Augen an. „O Junker Detlev," rief sie, „du siehst ganz anders aus als deine Brüder!"

„Ich kenne meine Brüder nicht," sagte der Junker; „ich kenne euch hier Alle nicht! Wenn meine gute Base nur noch lebte, so wäre ich erst gekommen, wenn ich mündig war; der Herzog hat mir auch versprochen, daß ich auf seiner neuen Universität studiren soll!"

„Aber," sagte die Försterfrau, „hat denn Herr Hennicke Euch kein Roß zum Reiten in die Stadt geschickt?"

„Ich gehe lieber," entgegnete er kurz, „als daß ich auf Frau Benedictes Pferden reite!"

— „Und wißt Ihr denn auch, daß Ihr an der jetzigen Wohnung Eures Vaters vorbeigewandert seid?"

Der Knabe nickte. „Das weiß ich wohl; ich will erst

meiner Mutter Bildniß sehen, bevor ich nach dem fremden Hause komme!"

„Mit Gott, Junker Detlev!" sprach die Alte, indem sie einen Schlüssel von ihrem Gürtel löste; „Heilwig mag Euch die Sommerstube aufschließen, indessen ich Euch einen Imbiß unter Eurer Mutter Dach besorge!"

Das war der Junker wohl zufrieden; und während dann die Alte in der düsteren Küche zu hantiren anfing, stiegen die Kinder mit einander in das Oberhaus hinauf.

— — Als spät mit Dunkelwerden der Junker Detlev auf Frau Benedictes Hof kam, haben die beiden Füchse schon am Thor auf ihn gelauert und ihn mit Lärmen in das Haus gezogen; er sollte ihnen gegen den dummen Informator beistehen und ihnen den Kuckuk aus dem Neste schmeißen helfen! Frau Benedicte, da er bei seiner Abendschüssel gesessen, hat das feine Tuch seines Wammses mit ihren mageren Fingern ausgeprüft und ihm gesagt, das passe hier nicht auf dem Lande; auch werde sie schon morgen ihm die blonden Locken stutzen. Herr Hennicke aber ist auswärts bei einem Nachbar zum Gelag gewesen.

* *
*

Gleichwie indeß der Junker Detlev sich Frau Benedictes Schere zu erwehren verstand, so wurden auch die Hoffnungen der beiden Füchse nicht erfüllt. Sie wußten freilich nicht, daß Detlev mit dem „Kuckuk" vor seiner Mutter Bild gestanden hatte, und konnten deshalb nicht begreifen, warum er nicht ihre Kameradschaft der des dummen Mädchens vorzog, ja gleich dieser und zu des verhaßten Informators Freude emsig bei den Büchern saß.

Herr Hennicke selber ist seinem ältesten Sohne meistens aus dem Weg gegangen und hat weder in Schimpf noch Ernst zu ihm geredet. Nur wenn der Junker sich bisweilen

seines mütterlichen Erbes annahm, sei es, daß er für einen armen Hörigen Fürspruch that, oder daß er den sichtlichen Verfall des alten Hauses aufzuhalten wünschte, dann hat Herr Hennicke ihn drohend angeschaut und ihn mit hartem Wort zurückgewiesen; doch noch niemals, was die beiden Füchse sich mit Neid erzählten, hatte er eine Hand zum Schlage gegen ihn erhoben.

Auf dem Eckenhofe ist der Junker oft gesehen worden. An Winterabenden saßen er und Heilwig vor dem Ofenfeuer, und die spinnende Förstersfrau erzählte ihnen die Geschichten von den Bildern droben, soweit sie selber davon wußte. Im Sommer, zumal wenn draußen gar zu dumpfe Schwüle lagerte, gingen sie auch wohl nach dem kühlen Saal hinauf. Als einst die Schritte des Knaben gar zu hallend in dem stillen Raume tönten, legte Heilwig die Hand auf seinen Arm: „Du! du mußt leise gehen!“

— „Leise? Warum denn leise?“

„Ja, deine Mutter ist doch todt; und auch die Anderen, die hier abgebildet sind!“

Da that er, wie sie sagte; und flüsternd gingen sie von einem Bild zum andern, bis vor dem Bilde von Detlevs Mutter ihr Gespräch verstummte.

An anderen Tagen strichen sie mit einander durch den nahen Wald, und wenn der Durst sie überfiel, liefen sie zu einem Käthner, dessen kleines Heimwesen dicht am Waldesrand gelegen war. „Forthmann,“ sagte dann wohl der Knabe, wenn er das Krüglein Milch aus dessen Hand an Heilwig reichte, „warte nur, du sollst zu deiner einen Kuh noch einmal zwei dazu bekommen!“ Und der arme Hörige antwortete: „Ja, ja, Herr Junker, Euer Großvater ist auch ein guter Mann gewesen.“

Mitunter redeten die Kinder gar ernsthaft mit einander; und einmal, da sie in einsamer Waldlichtung im Grase beisammen saßen, sagte Detlev: „Erzähl mir doch einmal

von deinem Vater, Heilwig! Ist er denn niemals hier gewesen?"

Heilwig schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht," sagte sie, „Großmutter spricht nicht gern von ihm; ich glaube, Detlev, er ist kein guter Mann gewesen; denn er hat meine Mutter verlassen, bevor ich noch geboren wurde, und sie ist dann darum gestorben."

Der Knabe wurde nachdenklich; dann aber ergriff er die kleine Hand des Mädchens und flüsterte ihr zu: „Sag es zu keinem Menschen, Heilwig, auch nicht zum Informator; aber ich glaube, mein Vater ist auch kein guter Mann!"

Heilwig rührte sich nicht; und so saßen die Kinder in ihrer Einsamkeit noch lange schweigend Hand in Hand.

* * *

Ein paar Jahre waren dahingegangen; aber je höher die gegenseitige Anhänglichkeit der Kinder gestiegen war, desto tiefer hatte sich in Herrn Hennickes Brust der Groll gegen den Junker Detlev eingegraben, bei welchem jetzt allein sein Liebling vor der Anderen Unbill Hülfe suchte. Und wenn er grübelnd den beiden Kindern nachschaute, so vermochte, trotz der Furcht vor dem Jähzorn ihres Eheherrn, Frau Benedicte sich kleiner Stachelreden nicht mehr völlig zu enthalten. „Was läufst du allzeit hinter dem flüggen Vogel!" sprach sie dann wohl, und es blitzte vergnüglich in ihren kleinen Augen; „sie hat doch den blonden Jungen lieber, so schwarz sie selber ist!" Oder ein ander Mal: „Es wird nicht anders, Hennicke; noch ein paar Jahre, so mußt du dir den Pastor suchen gehen, der das süße Pärchen trauen darf!"

Und eines Nachmittags nach solcher Aufreizung ist Herr Hennicke nach Eekenhof gekommen, wo in einer Waldkoppel die Leute im Heuen arbeiteten. Er ging aber nicht dahin,

sondern trat in die Kammer der Försterfrau, die hinter ihrem Rade saß.

„Wo ist Heilwig?“ frug er.

„Sie ist um Erdbeeren mit dem Junker Detlev in den Wald gegangen.“

„Ihr solltet sie besser an Euch halten!“ sprach er barsch.

Die Frau seufzte, und Herr Hennicke ging hinaus. Als er danach grollend und unschlüssig draußen über dem Heckthor des Waldes lehnte, vernahm er vor sich aus der Ferne das Lachen zweier junger Stimmen. Da rief er: „Heilwig! Detlev!“ Aber es antwortete Niemand; es wurde völlig still nach seinem Rufen. Dann, da er mit allen Sinnen horchte, kam auf seinen wiederholten Ruf noch einmal ein Geräusch; aber es war nur, wie wenn von Forteilenden die Büsche knickten.

Zornig ging er auf dem Waldwege fort, bis die Holzkoppel ihm zur Seite lag, wo unter dem Vogte die Leute in der Arbeit waren. Da hielt er an. „Vogt!“ rief er, „hast du den Junker Detlev und die Heilwig hier gesehen?“

„Wohl, Herr!“ Und er wies mit seinem Knittel ein Stückchen aufwärts an den Waldesrand. „Sie sind dort nach des Forthmann Hause zugelaufen. Soll ich sie holen, Herr?“

Herr Hennicke warf einen raschen Blick über die Schar der Arbeiter. „Wo ist der Forthmann?“ frug er.

„Der ist morgen an der Reihe.“

Herr Hennicke hieß den Vogt zur Stelle bleiben; er selber aber schritt hastig über die Felder, bis er des Käthners Haus erreicht hatte. „Wo sind der Junker Detlev und die Heilwig?“ frug er diesen, der eben einen Eimer Wassers aus seinem Brunnen aufgezogen hatte.

Der aber, als er das zornrothe Antlitz seines Herrn erblickte, fürchtete, daß den Kindern ein Leids geschehen werde,

und antwortete stockend: „Ich weiß nicht, Herr; sie sind nicht hier gewesen."

„Du lügst, Forthmann!" rief Herr Hennicke.

„Nein, nein, Herr; ich weiß nichts von dem Junker!"

Herr Hennicke hieß den Mann ins Haus gehen und dort auf ihn warten. Er selber suchte draußen nach den Kindern; er stieß einen Haufen Reisig aus einander, er riß die Pforte des kleinen Immenhofes auf; aber er fand sie nicht. Endlich an einem Dornbusch sah er Heilwigs rothes Tüchlein flattern.

Als er damit in die Thür des Hauses trat, stand der Käthner an einem hellen Feuer, das im Hintergrund der Lehmdiele unter dem Kesselhaken lohte. Er rief ihn zu sich und zeigte ihm das Tüchlein. „Weißt du, Forthmann," frug er, „wie mein Großvater die freveligen Bauern strafte?"

Der Mann starrte ihn nur angstvoll an.

„Geh," rief er, „und hol den Eimer Wasser, den du vorhin aus dem Brunnen zogst!"

Und als der Bauer mit dem vollen Eimer wieder in die Hütte trat, nahm Herr Hennicke ihm denselben aus der Hand und goß das Wasser in die Herdflamme, daß sie prasselnd in weißem Dampf erlosch.

Eine Weile blieb er stehen, bis die stäubende Asche sich verflogen hatte; dann sprach er: „Dein Feuer ist todt; und wehe denen, die vor Wochenschluß es wieder anzuzünden wagen; sie sollte schwere Buße dafür treffen!"

Er wandte sich zum Gehen.

Da bekam der Hörige die Sprache wieder. „Herr, mein Weib ist krank; die Woche hat ja erst begonnen!"

Aber Herr Hennicke ging, während der Käthner wie in Betäubung beide Arme nach dem Fortschreitenden ausstreckte.

— — Am anderen Morgen in der Frühe ritt Herr Hennicke wieder nach dem Eekenhof; er ritt durch das Heckthor in das Holz hinein. Als er an die Koppel kam, stand am Rande derselben der Vogt mit einer Peitsche in der

Hand; denn er paßte auf einen Säumigen, dem er den Willkommen geben wollte.

„Gieb's ihm doppelt auf den Mittag!" rief Herr Hennicke. „Jetzt komm mit mir; wir wollen nach dem kalten Herde sehen!" Und er erzählte, was gestern in des Käthners Forthmann Haus geschehen war.

„Herr," sagte der Vogt, „es wird sich Niemand dort die Faust verbrennen wollen!"

Herr Hennicke nickte. „Sie sollen aber wissen, daß sie nimmer sicher sind." Er gab seinem schwarzen Gaul die Sporen, und der Vogt trabte nebenher.

Weiter oben am Rande des Gehölzes lag die Kathe in der Morgensonne; nichts Lebendes war zu sehen als eine Katze, welche auf der Schwelle schlief.

„Ist Forthmann in der Arbeit?" frug Herr Hennicke seinen Vogt.

„Ja, Herr."

„Und das Weib?"

„Sie kann nicht; sie liegt schon wieder mal an ihrem schweren Schaden."

Plötzlich riß Herr Hennicke sein Roß zurück. „Was ist das, Vogt?" rief er und wies nach dem zerfallenen Strohdach, aus dessen First es bläulich in die Luft stieg.

„Das, Herr," erwiderte der Mann und deckte sich die Augen vor den schrägen Sonnenstrahlen; „das ist Rauch; und wenn's nicht auf dem Boden brennt, so ist auch Feuer auf dem Herd."

Herr Hennicke war rasch vom Gaul herunter. Als er die Lehmdiele der Hütte betrat, sah er wie gestern ein helles Feuer unter einem Topfe lodern. Auf der einen Seite des Herdes stand die kleine Tochter des Käthners in ihrem Lumpenkleidchen, auf der andern stand der Junker Detlev, der leuchtenden Auges in die Flammen blickte und dem Feuer eben eine frische Hand voll Reisig zuschob.

Erst als die Dirne einen Schrei ausstieß, sah er seinen Vater vor sich stehen. Er erschrak heftig; als aber dieser mit bebender Stimme frug: „Hast du dich unterstanden, dieses Feuer anzuzünden?“ sprach er: „Ja, Herr Vater; aber das Weib des Käthners liegt in schwerem Siechthum und kann der warmen Speise nicht entrathen.“

Herr Hennicke wies auf einen Eimer mit Wasser, der neben dem Herde stand. „Nimm!“ sagte er, „und gieß das Feuer aus!“

Aber der Junker rührte sich nicht.

„Nimm!“ schrie Herr Hennicke. „Oder glaubst du, daß du schon Herr auf diesem Boden bist?“

Da sprach der Junker: „Nein, Herr Vater; wohl bin ich hier der Herr, aber ich weiß auch, daß die Gewalt annoch in Euren Händen liegt. Wenn sie einmal in meinen ist, so sollen's meiner Mutter Leute besser haben!“

Bei diesen Worten ist der Grimm des Mannes losgebrochen. „Gieb ihm die Peitsche!“ schrie er dem Vogte zu, der eben eingetreten war. „Gieb ihm die Peitsche!“ Als aber der Vogt vor solcher Anmuthung zurückgewichen ist, hat er den Stock aus dessen Hand gerissen und den Junker in das Angesicht geschlagen, daß das Blut hervorgeschossen ist.

Keinen Laut hat dieser ausgestoßen; er ist ruhig stehen geblieben, bis sein Vater fortgeritten war. Aber nach Hause ist er nicht gekommen und auch später in dieser Gegend nicht mehr gesehen worden; nur auf dem Eekenhof soll er desselbigen Abends noch gewesen sein.

* * *

Der Sommer ist dahin gegangen, ohne daß Heilwig nach Frau Benedictes Hof gekommen wäre; als aber Herr Hennicke eines Morgens nach Eekenhof geritten kam, ist sie schreiend vor ihm davon gelaufen. Danach hätten die bei-

den Füchse am liebsten selbst den Kuckuk in ihr Nest geholt, denn es ist böse Zeit für sie gekommen. Und immer seltsamer ist Herr Hennicke in seinem Zorn geworden, daß seine Nachbarn sprachen, der schwarze Henne gehe nun die Straße nach dem Narrenhaus; aber es ist nur seine eigenwillige und trotzige Seele gewesen, die den Geboten Gottes sich nicht hat fügen wollen.

Im Herbst desselben Jahres ist es gewesen, daß der Stier eines Bauern stößig wurde und Herrn Hennickes Lieblingshunde die Därme aus dem Leib gerissen hat, so daß das Thier daran verrecken mußte. Als ihm solches kund geworden, hat er zuerst dem Bauern an Leib und Leben wollen; dann aber ist er anderen Sinnes geworden; er hat den Bullen greifen lassen und ihn zum Hungertod verurtheilt.

Vom Hofe aus führte eine Thür zu einem Gefängniß, für welches man in dem Unterbau eines Treppenthürmchens Platz gefunden hatte; statt der Strolche und Vaganten, denen sonst darin Quartier gegeben wurde, war jetzt der Stier dort in der leeren Zelle angekettet, zu der Herr Hennicke den Schlüssel in seiner eignen Tasche trug.

Als es aber in die zweite Nacht gekommen war, ist ein solches Toben von der hungernden Creatur gewesen, daß im Hause Niemand den Schlaf hat finden können als etwa die beiden Junker Henno und Benno, die sich nur schnarchend umgeworfen, wenn das Stampfen und Gebrüll zu dröhnend durch die Mauern fuhr. Frau Benedicte selbst in all ihrer Hagerkeit hat aufrecht in den Kissen wach gesessen; mit jedem Nothruf des gefangenen Thieres hat sie mehr Grimm und Ungeduld hinabgeschluckt; dann aber ist sie jählings nach ihres Eheherrn Bette zugesprungen, und da sie in der mondhellen Kammer sah, daß auch Herr Hennicke mit aufgestütztem Arm und offenen Augen dalag, so hat sie Alles nun mit einem Male wider ihn gespieen und verlangt, daß

er den Bullen von der Kette löse. Er aber hat sich nicht gerührt und nur gesagt, sie solle ihre Kehle sparen, so werde sie es leichtlich noch dem Bullen abgewinnen.

Frau Benedicte hat nun nichts weiter richten können; als aber am Morgen der Bauer, dem der Stier zu eigen war, sie gar um Fürwort bei dem Herrn angegangen, da hat sie ihn voll Zornes angeschrieen, er möge damit nach dem Eekenhof zur Bastarddirne laufen.

— — Am selben Nachmittage, als Herr Hennicke in der Gewehrkammer verdrossen seine Hakenbüchse putzte, trat zögernden Schrittes Heilwig zu ihm ein. Als er sie erblickte, schien sein schwarzes Auge licht zu werden; er streckte ihr die freie Hand entgegen, als wolle er nach einem Glücke greifen. Da sie dennoch scheu und schweigend an der Schwelle blieb, sprach er: „Weshalb kommst du nicht näher, Heilwig, da du doch gekommen bist?“

Da trat sie näher zu ihm hin. „Herr Pathe,“ sprach sie, doch so leise, daß er sein Ohr zu ihrem Munde neigen mußte; „ich komme, ich wollte Euch um etwas bitten!“

Wie eine Freudenbotschaft hat das Wort dem finsteren Manne geklungen; er warf sein Jagdgewehr bei Seite und ergriff die beiden Hände des Mädchens. „Bitte nur, Heilwig!“ sagte er, sie heftig schüttelnd; „du hast mich nie gebeten, nun mach's gleich so, daß ich es fühlen kann!“

Doch als sie darauf sprach: „Herr Pathe, so lasset doch den armen Stier am Leben!“ da fuhr er auf und schrie: „Wer hat dich hergeschickt? Du redest mit Frau Benedictes Zunge!“ Dann wieder, da das Kind ob seiner Heftigkeit in Thränen ausbrach, hat er sie plötzlich auf den Arm gehoben und ist mit ihr die Treppe nach dem Hof hinabgestürmt. Erst vor der Zelle, aus der das dröhnende Gebrüll hervorbrach, ließ er sie zur Erde. Als aber die Bohlenthür geöffnet war und Heilwig, von den blutrothen Augen des rasenden Thieres erschreckt, entfliehen wollte, hielt

er sie fest und hieß einen Hofjungen ein Bündel Heu herbeiholen, so groß er es mit beiden Armen fassen könne. „Nun, Heilwig," rief Herr Hennicke, als jetzt der Stier den duftigen Haufen stampfend und schnaubend mit dem rauchenden Maul durchwühlte; „da hast du deinen Willen; nun aber sollst du für dich selber bitten!"

Das jetzt zwölfjährige Mädchen, das nur mit Widerstreben festgehalten wurde, zuckte bei diesem Wort erschreckt zusammen; dann aber hob sie sich auf den Zehen zu dem großen Mann empor, und ihre blauen Augen glänzten plötzlich, nicht wie eines Kindes, sondern wie die Augen eines Weibes.

„Sprich!" sagte er erwartungsvoll.

Da sprach sie, aber es klang fast mehr wie zornig, als wie bittend: „Herr Pathe, so sollet Ihr den Junker Detlev wieder kommen lassen!"

Herr Hennicke zuckte jäher noch zusammen als vorhin Heilwig; er antwortete nicht, er ließ nur die Hand des Mädchens fahren. Und so standen Beide wortlos neben einander, bis das erneuete Gebrüll des Thieres kund gab, daß auch das vorgeworfene Futter seinen Hunger noch nicht gestillt habe.

— — Als es Winter wurde, kam eine Rede über den Junker Detlev, er sei von Lübeck aus mit einem Spanienfahrer als Schiffsjunge in die weite Welt gegangen; zugleich erhob sich das Gerücht, im Rittersaale auf Eekenhof steige wiederum das Bild aus seinem Rahmen, in hellen Nächten zeige sich die todte Frau am Fenster und schaue aus nach dem Verstoßenen.

Als das zu Herrn Hennickes Ohren drang, ergrimmte er heftig und verschwor sich, er wolle dem verfluchten Spuk ein Ende machen. Mit blankem Jagdmesser, so heißt es, habe er vor dem Bilde gestanden, um es zu zerstören; aber die stillen Augen hätten ihn angeschaut, daß sein zum Stoße schon erhobener Arm herabgesunken sei.

Nach diesem ist der Saal von Keinem mehr betreten worden; wie einst der Letzte des Geschlechts es ausgesprochen hatte, die Bilder der Abgeschiedenen sind jetzt alle wie in einer Gruft beisammen gewesen. Nur wenn in Mondnächten sich die weite Himmelsferne öffnete, zumal wenn im Äquinoctium die Stürme tobten, soll jene nächtliche Erscheinung sich noch oftmals wiederholt haben.

Die beiden Bewohnerinnen von Eekenhof hatten nichts davon gesehen; nur einmal, da sie Nachts in ihrer Schlafkammer, welche unter dem Saale lag, vom Sturm erwachten, haben sie über sich ein Rauschen wie von Frauengewändern hören können, und haben dann für den Junker Detlev und für die todte Frau ein still Gebet gesprochen.

* *
*

Manches Jahr war dahin gegangen; längst war der Informator in das statt Ehrensoldes ihm verheißene Pfarramt eingetreten; in dem Hause auf Eekenhof wohnte eine halbblinde Greisin mit einer frisch erblühten Jungfrau, deren wehendes Kraushaar jetzt in schwarzen Flechten gefesselt lag. Nur zum Kirchgange an Sonn- und Feiertagen oder wenn ihr Pathe sie zu sich kommen hieß, und auch dann nur für kurze Stunden, verließ Heilwig die Großmutter und den einsamen Bezirk des Hofes. Doch wenn der Tag sich neigte, zumal im Frühjahr, wenn vom Norden her die Vogelschwärme zogen, schritt sie manchmal über die Landstraße nach einem jenseits belegenen Haidehügel und spähte in die Ferne, bis das Abendgold verglommen war. Mitunter, am Sonntagabend, kam der junge Pastor die Straße herauf gewandert; dann lief sie ihm entgegen, und sie gingen Hand in Hand über die Brücke und nach dem Hause zu der blinden Großmutter.

Im Dorfe hieß es eine Zeit lang, der junge Pastor

freie um das schwarze Mädchen auf Eekenhof. Allein sie irrten; er war es nicht, nach welchem das Mädchen in die Nacht hinausfah.

— — Drüben in der Stadt, in einer Maienwoche, war wieder einmal Landgericht gehalten worden; sechs königliche Trompeter und ein herzoglicher Heerpauker, durch die Straßen reitend, hatten es verkündigt; und von allen Seiten war man herbeigekommen, sei es, um alten Streit zu schlichten oder um neue Rechte zu begründen.

Auch Herr Hennicke war dort gewesen. Schon zuvor hatte er durch Zeugen dargethan, daß sein jetzt mündiger Sohn aus erster Ehe vor nunmehr fast zehn Jahren auf einem Lübischen Kauffahrer nach dem Mittelmeer das Land verlassen habe, und daß von Schiff und Mannschaft später keine Kunde laut geworden sei; nun hatte er es so gut wie unter Brief und Siegel, daß der Junker Detlev als ein Verschollener durch Spruch des Landgerichts für todt erklärt und somit der Eekenhof des Vaters Erb und Eigen werde.

Aber noch ein Anderes wollte Herr Hennicke in der Stadt betreiben. Etwas war doch auf Erden, woran seine Seele hing; nicht etwa seine anderen Söhne, die beiden Füchse, welche jetzt schon gleich dem Vogte zwischen den Leibeigenen die Peitsche führten; es war noch immer das Kind mit dem schwarzen Haar gleich seinem und mit jenen Augen, aus denen ein längst verblichenes Antlitz wider ihn zu klagen schien. War es auch zur schlanken Jungfer aufgewachsen, das alte Spiel war geblieben; noch immer floh sie ihren wilden Pathen, und noch immer dürstete ihn nach einem trauten Wort aus ihrem Munde. Nun aber — und Herr Hennicke, der auf der Heimreise war, ließ bei dem Gedanken seinen Gaul in Sprüngen tanzen — nun sollte sie ihm bald nicht mehr entrinnen können! Frau Benedictes Zunge war in den letzten Jahren immer schärfer und spitziger

geworden; das Schlüsselbund zu Kammer und Keller hielt sie so fest in ihren mageren Fingern, daß selbst Herr Hennicke es ihr nicht zu entreißen wagte; aber auch ihre Backenknochen traten spitz hervor, der Strom ihrer Rede wurde oft durch dumpfes Hüsteln unterbrochen, und es schien unvermeidlich, daß zum nächsten Frühjahr nur noch ein gespenstiger Nachhall ihres wirthschaftlichen Waltens auf Trepp und Gängen das Gesinde schrecken werde. Herr Hennicke aber sah daraus das Kräutlein „Hoffnung" grünen; er wollte dann das Kind, das einzige, das ihm im Sinne lag, nach Recht und Ordnung zu dem seinen machen; mit ihr allein wollte er dann auf seinem neuen Eigen hausen, und später sollte sie seine Erbin sein; die beiden Füchse mochten sich auf ihrem mütterlichen Gute nähren. Schon jetzt hatte er wegen des erforderlichen Gnadenbriefes bei des Herzogs Kanzler vorgefragt und auch hierüber, wie er meinte, für den eintretenden Fall einen guten Zuspruch mitbekommen.

Auf halbem Wege war Herr Hennicke bei einem Nachbar zum zweiten Morgenimbiß eingekehrt. „Was bringst du, Henne?" frug ihn dieser; „dein schwarzes Antlitz leuchtet wie die gute Zeit!" und dabei schenkte er ihm von Neuem in das weite Glas. Herr Hennicke trank; aber er war nicht der Mann, seine Gedanken beim Weine zu verrathen. Er wollte freilich plaudern, aber anderswo.

Fröhlich nickend schwang er sich in den Sattel; und immer schneller ging der Ritt, vorüber an Frau Benedictes Haus, dann auf der Straße fort nach Eekenhof. Als er an die schmale Holzbrücke kam, scheute das Pferd und wollte nicht mehr vorwärts; aber der Reiter drückte ihm die scharfen Sporen in die Weichen, daß es mit donnerndem Hufschlag hinüber flog; oben aus den Eichenwipfeln fuhr krächzend eine Schar von schwarzen Krähen, die seit Junker Detlevs Fortgang dort Besitz genommen hatten.

Nur mit Mühe brachte Herr Hennicke sein Pferd zum Stehen; dann rief er: „Heilwig! Heilwig!“ nach dem Hause zu. Und als sie kam und zögernd näher trat, ergriff er ihre Hand und zog das erschreckte Mädchen hart bis an die Hufen seines unruhig stampfenden Pferdes. Seine schwarzen Augen glänzten in dem von Wein und wilden Hoffnungen gerötheten Antlitz, und während sie wie betäubt zu ihm emporsah, überschüttete er sie mit dunklen und verworrenen Andeutungen seiner Zukunftsträume. „Geduld nur, Heilwig!“ rief er. „Nicht mehr im Unterbau; da droben in den großen Stuben sollst du wohnen; die Todten kommen nicht wieder; aber die dummen Bilder sollen fort; ich will die begrabenen Augen nicht mehr um mich haben!“ Dann plötzlich riß er das Pferd herum und jagte fort, so wie er eben erst gekommen war.

Eine Weile starrte ihm das schlanke Mädchen nach; dann floh sie ins Haus zurück und warf sich weinend zu den Füßen der halbblinden Greisin. Nur Eines aus den wüsten Reden ihres Pathen hatte sie herausgehört; ihr war, als habe er ihr Junker Detlevs Tod verkünden wollen.

Aber die Großmutter strich ihr die schwarzen Löckchen von der Stirn. „Sei ruhig, Heilwig,“ sprach sie; „der Stieglitz hat noch nicht gesungen!“

Und als Heilwig meinte: „Großmutter, hier singen keine Vögel mehr; die schwarzen Krähen haben sie alle ja zerrissen,“ da erhob die Greisin ihren Finger, als wolle sie oben nach dem Saale weisen: „den einen nicht, Heilwig, den einen nicht; der ist kein Futter für die Krähen!“

* * *

Nicht lange danach, an einem Sonntagnachmittage, als eben Frau Benedicte ein selbst gebrautes Kräuterränklein zum Kühlen in das offene Fenster stellte, ist auf dem Hofe

dort ein Reiter von einer Schecken abgestiegen. Er ist noch jung gewesen, aber in einer Tracht, wie man sie einige Jahre früher, da die Pariser Moden noch nicht die Herrschaft gewonnen hatten, in Hamburg oder Lübeck an den vornehmeren Kaufherren hatte sehen können, die aber auswärts in den deutschen Handelsplätzen auch derzeit noch im Schwange sein mochte. Der volle blonde Bart floß lang herab auf einen dunklen mit Marderpelz verbrämten Mantel, an welchem das Halstuch von weißem Linnen mit goldener Spange festgeheftet war; dagegen erschien unter dem breiten Rand des Hutes das Haupthaar so kurz geschoren, wie es nur immer Frau Benedicte einst dem kleinen Junker Detlev zugedacht haben mochte.

Als er sein Pferd einem herbeigerufenen Jungen übergeben hatte und nun die Freitreppe zum Hause hinaufschritt, wurden in einem Leibgurt unter seinem Mantel ein Paar Pistolen sichtbar, deren Schlösser nach der neuesten Erfindung und außerdem von besonders kunstvoller Arbeit zu sein schienen.

In höflichen, aber knappen Worten frug er die auf dem Flur ihm entgegentretende Schloßfrau nach ihrem Eheherrn und wurde von dieser, während ihre Augen eine behende Musterung an ihm vollzogen, in das Oberhaus hinaufgewiesen

Droben, in einem sonst nicht benutzten Zimmer, saß Herr Hennicke schon seit dem frühen Morgen rechnend und vergleichend über den alten Papieren von Eekenhof; in der einen Hand die Feder, in der anderen den großen seltsam geformten Doppelschlüssel, der dort alle Thüren öffnete und schloß. Eben stützte er den Kopf, um von der ungewohnten Arbeit auszuruhen, und starrte mit heiterem Antlitz in den öden Raum, der außer ein paar wurmstichigen Archivschränken keine Ausstattung an den getünchten Wänden aufzuweisen hatte. In seinen Gedanken mochte er zwei Gräber

vor sich sehen; auf dem schweren Leichenstein des einen eine hagere Frauengestalt mit festgeschlossenen Händen und darüber den Namen „Benedicte“ eingemeißelt; das andere ohne Namen, fern überm Ocean, unfindbar von fremdem Kraut und Ranken überwuchert. Da pochte es an die Thür, und als er auffahrend das Willkommswort gerufen hatte, trat der Fremde zu ihm ein.

Frau Benedicte war unten an dem Treppenaufgang stehen geblieben; aber sie mühte sich vergebens zu erhorchen, was droben hinter der dicht verschlossenen Thür verhandelt wurde. Einmal freilich war ein Geräusch, als würde ein schwerer Stuhl erschüttert, wie wenn etwa die Lehne von unsicherer Hand umklammert würde. Danach aber vernahm sie nur den ruhigen Laut einer jungen Stimme, welcher die düstere ihres Eheherrn zu antworten schien. Schon war sie des vergeblichen Horchens müde, da wurde droben die Thür geöffnet, und sie hörte den jungen Kaufherrn, während er hinaustrat, sagen: „Prüfet nur, Ihr werdet alle Schriften und Sigille richtig finden; vor Allem aber denket, wenn ich morgen wiederkehre, daß Ihr mit keinem Fremden unterhandeln sollt!“

Ein Hustenanfall, den sie vergebens zu ersticken suchte, trieb Frau Benedicte von ihrem Posten; der Reiter aber, der schon gegen die Treppe zugeschritten war, zu welcher der Hausherr ihn nicht geleitet hatte, ging jetzt rasch hinab und unten über den Hausflur nach dem Hof hinaus. Als ein Windhauch seinen Mantel blähte, waren darunter in dem Leibgurt die kostbaren Pistolen nicht mehr sichtbar; irgend etwas, sei es ein bestehendes Verhältniß oder ein einst Geschehenes, mochte ihn veranlaßt haben, dieselben bei seiner Verhandlung mit dem Gutsherrn abzulegen und auch später nebst gewissen Schriften dort zu lassen. Seine Gedanken wie sein Pferd führten ihn nach einem alten einsamen Hause; vielleicht auch, daß er nach den eben ver-

laufenen Kriegszeiten die dort wohnenden Frauen zu erschrecken fürchtete, wenn er in Waffen zu ihnen einträte.

Herr Hennicke aber in seinem Archivzimmer sah noch mit stumpfen Blicken auf die zurückgelassenen Papiere, als sich von draußen die Stiege herauf Frau Benedictes Hüsteln hören ließ. Sie hatte vom Fenster aus dem Fremden nachgespäht, sie hatte ihn im Hofe sein scheckiges Roß besteigen und dann durch das Thorhaus auf die Heerstraße hinausreiten sehen; aber des Mannes Antlitz und Gewandung war ihr unbekannt geblieben. Nun trat sie athemlos zu ihrem Eheherrn in die Stube. „Rechnest du noch immer um dein neues Erbgut?" frug sie scharf.

Er stieß ein Lachen aus. „Was willst du?" entgegnete er kurz.

„Du hattest Besuch," sprach sie; „sag doch, wer war's denn?"

Herr Hennicke sah sie mit düsteren Augen an. „Geh," sagte er, „ich brauch hier keine Weiberzungen."

Aber sie forschte weiter: „War's etwa einer von den Lübischen Stadtjunkern, bei denen du in der Kreide stehst? Mach dir auf meine Gülten keine Rechnung!"

Herr Hennicke war aufgesprungen und that einen dröhnenden Faustschlag auf den Tisch. „Ein Stadtjunker, Frau Benedicte? — Beim Teufel, ich gäbe dich mitsammt deinem Hof darum, so es Einer von dem Krämervolk gewesen wäre! Da lies!" rief er und schob ihr eines der Papiere zu. „Du sollst auch deine Freude haben!"

Und Frau Benedicte nahm es und durchwanderte Zeil um Zeile mit ihren nackten Augen; dann, als sie ausgelesen hatte, legte sie es auf den Tisch und sagte: „Du wirst ein Lump, Herr Hennicke, aber nicht der erste, der aus seines Weibes Hand gefüttert wurde."

Einige Augenblicke war es todtenstill im Zimmer. Als aber Frau Benedicte den Blick auf ihres Eheherrn Antlitz

wandte, that sie einen gellen Schrei und streckte jählings die Hände über ihren Kopf, als gälte es sich vor Mord zu schützen. Und doch hatte Herr Hennicke kein Glied gerührt; ja seine Arme hingen wie gelähmt an seinem Leibe; es waren nur die Augen, vor denen sich das Weib erschrocken hatte, worin es wie aus einem Abgrund aufgestiegen war.

„Was schreist du?" sagte er; aber es war, als wollten die Worte aus dem trockenen Halse nicht heraus. „Lies noch einmal, so wirst du sehen, daß die Schrift gefälscht ist! Ich habe den Betrüger fortgejagt; er wird sich hüten, zum zweiten Mal zu kommen."

Frau Benedicte aber las nicht wieder; sie sah Herrn Hennicke mit ihren kleinen Augen an, als ob sie ihm bis auf den Grund der Seele bohren wolle; dann, ihr schweres Schlüsselbund vom Gürtel nestelnd, ging sie schweigend aus dem Zimmer.

* * *

Draußen lag noch derselbe Sommertag auf Wald und Wiesen; doch neigte sich die Sonne schon allmählich, und auf Eckenhof streckten sich die Schatten der beiden Treppengiebel schon bis auf die andere Uferseite des Ringgrabens; die mächtigen Eichen aber leuchteten noch bis zur Wurzel im warmen Sonnengold.

An einem Mauerringe des Hauses stand mit gesenktem Kopf die Schecke des blonden Reiters angebunden, und eben trat er selber aus der Thür und mit ihm die jungfräuliche Gestalt Heilwigs. Der Reiter löste sein Pferd von dem Ringe; dann, je zu einer Seite es am Zügel fassend, schritten Beide mit dem ruhig folgenden Thiere über die Zugbrücke, um es in einer der jenseits stehenden Scheuern unterzubringen. Schweigend gingen die schönen jungen Menschen neben einander; aber das Antlitz des Mädchens war

von Freude geröthet, und in ihren Augen war ein stiller Glanz; wie eine Braut nach dem erharrten Bräutigam blickte sie mitunter über den Bug des Pferdes nach dem Reiter hin.

Als sie dieses in dem verfallenen Gebäude untergebracht hatten und wieder in das Freie traten, lag ein schweres Sinnen auf der Stirn des jungen Reiters. „Nein, Heilwig," sprach er zu dem Mädchen, das sorgend zu ihm aufblickte; „es ist nicht um meines Erbes willen; ich trag ernste Kunde für uns beide."

Und da sie leicht zusammenbebte, setzte er hinzu: „Wir wollen nach unseren Kinderplätzen, Heilwig; erschrick nur nicht; meine Hand soll dich um so fester halten!"

Sie gingen um den Ringgraben, dem Heckthore des Waldes zu, und waren in dessen Schatten bald verschwunden.

— — Über eine Stunde ist dann wohl vergangen, und der Eekenhof hat wie verzaubert einsam dagelegen. Leise breiteten sich die Schatten aus und verbleichte das Licht des Himmels.

Und als im letzten Abendschein die beiden jugendlichen Gestalten aus dem Dunkel des Waldes wieder aufgetaucht, da ist das Mädchen mit den schwarzen Flechten blaß wie eine Lilie gewesen, und die blauen Augen haben weit offen und von Thränen voll gestanden. Mit gesenktem Haupte ging sie neben ihrem ernst blickenden Genossen. „Und ist es denn ganz, ganz gewißlich wahr?" frug sie leise.

Der junge Reiter hatte ihre Hand gefaßt, als ob er sie daran halten müsse. „Dem reichen Kaufherrn," sprach er, „der unerkannt seines Vaters und Geschlechts Geschicken nachforschte, ist nichts verschwiegen worden."

Stumm schritten sie über die Zugbrücke dem Hause zu; da sprach er wieder: „Es ist spät, und wir müssen den kargen Schlaf des Alters schonen; morgen, deß bin ich sicher, wird da drinnen die alte Frau es uns bestätigen."

Sie neigte ihr Haupt noch tiefer, und wie in Demuth zog sie seine Hand an ihren Mund. „Mein Bruder!“ sprach sie; es kam nur wie ein Hauch von ihren Lippen.

* * *

In der Kammer oben neben dem Rittersaal, an deren Wänden einst sein erster Schrei und seiner Mutter letzter Hauch erloschen war, hatte man zur Nacht dem Gast die Lagerstatt bereitet. Aber sie blieb unberührt; im offenen Fenster lehnte er und blickte über die Waldblöße hinaus, die sich unten jenseits des Ringgrabens ausdehnte. Es war eine jener lichtgrauen, schwülen Sommernächte; nichts rührte sich draußen, weder das Schleichen eines Nachtthieres, noch das Flattern eines Vogels; dann aber rauschte es plötzlich wie aufathmend durch die Wipfel, und hinter ihm im Hause war es, als ob unsichtbare Hände an allen Klinken rührten. Die Nachtkerze, welche man ihm mitgegeben hatte, flackerte und erlosch; zugleich sprang die Thür auf, welche durch eine Reihe anderer Kammern nach dem oberen Flur hinausführte. Er trat zurück und spähte in die leeren Räume nebenan; dann zog er die offene Thür ins Schloß und drehte wie unwillkürlich von innen den rostigen Schlüssel um.

Wieder sank die schwüle Stille auf Haus und Wald, und wieder lehnte er halb wach, halb träumend in dem offenen Fenster. Schon seit lange hatte es von der Glocke aus dem Giebel zwölf geschlagen: nun war nichts hörbar als oben von dem Uhrboden her das einförmige Klirren der Eisenräder und das Rucken der Ketten, an denen die Gewichte hingen. Da endlich scholl wieder ein dröhnender Glockenschlag in das Haus hinunter; der Junker wandte sich vom Fenster ab und lauschte. Es folgte kein weiterer Schlag, es hatte eins geschlagen. Aber nebenan im Ritter-

saale rauschte es wie von Frauenkleidern, und jetzt deutlich hörte er: „Detlev, Detlev!“ wie mit angsterstickter Stimme seinen Namen rufen.

Als er die Thür zum Saale aufriß, erblickte er bei dem Nachtschimmer, der durch die Fenster drang, eine weiße Frauengestalt, welche beide Arme ihm entgegenstreckte.

Einen Augenblick nur stutzte er; dann trat er rasch auf die Erscheinung zu. „Du, Heilwig!“ rief er, als eine warme Hand die seine faßte. „Was ist dir? Was hat dich Nachts hier nach dem öden Saal hinaufgetrieben?“

Sie blickte ängstlich um sich her. „Die Uhr schlug so fürchterlich: ich wollte zu dir; mir war, als droh dir Unheil hier im Hause!“

Er stützte sie sanft in seinen Armen. „Du träumst, Heilwig!“ sagte er; „was sollte mir in meiner Mutter Haus geschehen?“

— „Ich weiß nicht, Detlev; aber laß mich bei dir bleiben; die Sommernacht geht ja bald herum.“

„Nicht nur die Sommernacht; bleib immer bei mir, Heilwig!“

— „Ja, immer, wenn du es willst.“

Sie führte ihn zu einem der alten Sessel, der noch wie einstens, da sie als Kinder ihn gemeinschaftlich dorthin getragen hatten, vor dem Bildniß seiner Mutter stand; er sollte nach seiner Reise jetzt der Ruhe pflegen. Als er ihr den Willen gethan hatte, zog sie eine Fußbank darunter vor und setzte sich zu seinen Knieen, den Kopf in seine beiden Hände legend. Und als er dann im Schlummer sanft zu athmen schien, sprach sie wie aus Träumen vor sich hin: „Mein Bruder! Mein lieber Bruder!“

Aber er hatte nicht geschlafen; er neigte sich zu ihr herab und flüsterte: „Mein traut Geschwister!“

Dann wieder hob sie den Kopf ein wenig aus des Bruders Hand. „Wie seltsam, Detlev,“ sprach sie leise; „es ist

doch dunkel; aber ich sehe deutlich deiner Mutter Bildniß: sie blickt uns freundlich an!"

„Ja, Heilwig; sehr freundlich."

Und dann schwiegen sie. Sie wären fast entschlummert; da horchte Heilwig auf: „Was war das, Detlev?"

— „Ich hörte nichts."

„Doch! Da ist es wieder; hörst du nicht? Da drinnen riß es an der Kammerthür!"

Der Junker hatte sich aufgerichtet. „Die Thür ist verschlossen," sagte er.

Es war wieder Alles still geworden; sie hörten nichts mehr; es mochte nur der Wind gewesen sein. Heilwig legte wieder das Haupt in ihres Bruders Hände; dann schwiegen Beide, ein plötzlicher Schlummer hatte sie befangen.

Aber die Nacht war noch nicht herum, und es schlief nicht Alles in diesem Hause. Wäre sonst ein Ohr noch wach gewesen, es hätte draußen im Flur das leise Öffnen der Thür zur Winterstube vernehmen müssen; dann ebenso leise unsichere Schritte durch dieselbe bis zur Thür des Saales selbst.

Unhörbar that sich diese auf, und wie vorsichtig gegen die Kammerthür hinschreitend, näherte es sich den Schlafenden. Doch erreichte es dieselben nicht; ein dumpfer Schrei, wie aus der Brust eines entsetzten Thieres, durchbrach die Stille der Nacht.

Heilwig war jäh emporgefahren, als müsse sie mit ihrem Leibe den des Bruders decken; aber es war nicht mehr vonnöthen; sie sah nur noch eine taumelnde Gestalt mit beiden Armen um sich greifen und dann in schwerem Fall zu Boden stürzen. Zugleich erscholl ein Klirren, als würde eine Waffe über den Fußboden bis zu ihren Füßen fortgeschleudert.

Heilwig hielt mit beiden Armen des Junkers Hals umklammert. „Detlev! Detlev!" raunte sie ihm zu. Er aber

antwortete nicht; er hatte sich gebückt, und seine Hand griff suchend auf dem Fußboden umher. Als er die Waffe erfaßt hatte, die unter ihrem Sessel lag, und seine Finger an dem Schlosse rührten, zuckte er zusammen, und es schüttelte ihn wie Fieberfrost. Zugleich aber sprang er auf, und den Arm fest um sie legend, riß er Heilwig mit sich in die Kammer und weiter, nachdem er hastig aufgeschlossen, durch die Reihe der übrigen Kammern auf den Flur hinaus und hinab die Wendelstiege.

„Wer war das?“ rief sie, als beide athemlos im Unterhause angekommen waren. „Der wollte dich tödten, Detlev!“

„Ich weiß nicht; frag mich nicht, Heilwig; ich will jetzt nur Eines wissen! — Aber meiner Mutter Erbe werde ich nimmermehr verlangen.“

Er zog das Mädchen wieder mit sich fort, bis in die Schlafkammer der Großmutter, bis an das Bett der schlummernden Greisin.

Sie hörten es nicht, wie draußen über der Zugbrücke eilige Schritte laut wurden, und sahen nicht die fliehende Gestalt, die jenseits derselben unter dem Schatten der Eichen in die Nacht verschwand.

* *
*

Herr Hennicke hatte Recht behalten; der blonde Reiter ist nicht wieder auf den Hof gekommen, so emsig auch Frau Benedicte nach ihm ausgesehen. Mit Ersterem selber aber mußte Seltsames geschehen sein; denn als, wie hergebracht, die Hausmagd mit der Morgensuppe an sein Bett kam, lag dort ein eisgrauer Mann mit eingesunkenem Antlitz; als sie aber mit Geschrei von dannen stürzen wollte, war es die Stimme ihres Herrn, welche die Närrin erst zurückrief und sie dann sammt ihrer Suppe zu allen Teufeln schickte.

Er hat aber wochenlang in der dumpfen Kammer fortgesessen, bis eines Morgens drüben aus dem Dorf zu Eekenhof das Thurmgeläute hell herüberwehte, das man des dazwischen liegenden Waldes wegen nur selten hat vernehmen können. Da hat er aufgehorcht und den eben eintretenden Vogt gefragt, wer denn begraben würde. Als dieser ihm berichtet, es sei die alte Försterfrau vom Eekenhof, hat er sich arg erbost, daß man ihm nichts davon vermeldet, dann aber plötzlich nur den Namen „Heilwig" ausgestoßen und befohlen, ihm sein Pferd zu satteln. Er ist jedoch nicht fortgeritten; der Hofjunge hat stundenlang das aufgezäumte Thier im Hofe umhergeführt, bis es endlich wieder abgesattelt werden mußte. Und ebenso erging es am anderen und am dritten Morgen.

Danach aber eines Tages sah der Käthner Forthmann, welcher eine blanke Kuh am Seile führte, eine greise Reitergestalt über die Zugbrücke nach dem Eekenhof hinaufjagen und dort am Hause von dem Pferde steigen.

Der Käthner schüttelte den Kopf; er konnte sich nicht denken, was der Mann dort suche, denn es wohnte Niemand mehr darin; seine Grethe war zu dreien Malen mit der Morgenmilch ans Haus gekommen; aber immer hatte sie vergebens an die ringsum verschlossenen Thüren gepocht.

Auch jetzt ist nichts Lebendiges zu spüren gewesen; selbst die schwarzen Krähen mußten auf Atzung fortgeflogen sein.

Der Reiter aber hatte mit einem schweren Doppelschlüssel die Hauptthür aufgeschlossen. Vom Flur aus hatte er die Räume des Unterbaus durchwandert; aber es ist nichts darin gewesen als nur das stumme Geräth, das einst den beiden Frauen zu ihrem einsamen Leben diente. Als er auf den Flur zurückgekehrt war, ist er vor der Treppe stillgestanden, als müsse er auch hier die Stiegen noch hinauf; er hat aber nur den Fuß auf die unterste Stufe gesetzt und mit heiserer Stimme einen Namen in das Oberhaus hinein-

gerufen. Als ihm von dorther nur ein dumpfer Hall zurückgekommen, hat er, wie von jäher Furcht befallen, das Haus verlassen und ist vom Hofe fortgeritten; aber immer langsamer ist das Pferd gegangen, und immer zusammengesunkener ist die darauf sitzende Gestalt erschienen.

Das alte Haus innerhalb des Ringgrabens lag wieder in seiner stillen Abgeschiedenheit; nur die Krähen, als es Abend wurde, kehrten zurück und lärmten eine Zeit lang, bevor sie sich zum Schlafe in die Eichenwipfel setzten.

* *

Herrn Hennickes Wünsche hatten sich erfüllt: der Junker Detlev war durch landgerichtlichen Spruch für todt erklärt worden; Frau Benedicte lag unter ihrem schweren Leichenstein. Aber Herr Hennicke ist ein gebrochener Mann gewesen. Die beiden Füchse, welche sich allmählich zu ein paar breitschulterigen geizigen Hagestolzen ausgewachsen, wirthschafteten emsig auf dem einen wie auf dem anderen Hofe; sie ackerten und ernteten und säckelten die Korngelder ein, ohne daß Herr Hennicke darein geredet hätte. Niemals hat er mehr ein Pferd bestiegen; aber in bestimmten Zwischenräumen ist er am Stabe nach Eekenhof gewandert. Das Haus hat er nie betreten; aber auf der kleinen Bank unter den Eichen hat er oft gesessen, wie erwartungsvoll das Antlitz dem Hause zugewandt, als ob dort in jedem Augenblick die Thür sich öffnen müsse. Nur wenn vom Giebel plötzlich der Schlag der Uhrglocke herabgeschollen, hat er wie erschreckt emporgeblickt; denn die Uhr schlug nach wie vor; er selber hat dem Küster aus dem Dorfe einen hohen Lohn gezahlt, daß er auf dem verfallenen Boden das Werk in stetem Gange halte. Wenn die Dorfkinder, vom Felde herkommend, hier vorübergingen, haben sie sich scheu von ferne die regungslose Greisengestalt gezeigt und heimlich unter ein-

ander flüsternd ihren Weg verfolgt; denn ein unsicheres, aber furchtbares Gerücht ist in den Bauernstuben umgelaufen: es seien die Schattenhände der todten Frau gewesen, die Herrn Hennickes Kraft gebrochen hätten.

Und so in seiner Einsamkeit ist er bis an die äußerste Grenze des Menschenlebens gelangt. Von Heilwig aber und dem blonden Reiter hat sich jede Spur verloren.

Im Brauerhause.

Es war in einem angesehenen Bürgerhause, wo wir am Abendtheetisch in vertrautem Kreise beisammen saßen. Unsere Wirthin, eine Fünfzigerin von frischem Wesen, mit einem Anflug heiterer Derbheit, stammte nicht aus einer hiesigen Familie; sie war in ihrer Jugend als wirthschaftliche Stütze in das elterliche Haus ihres jetzigen Mannes, unseres trefflichen Wirthes, gekommen und hatte in solchem Verhältnisse dort gelebt, bis der einzige Sohn so glücklich gewesen war, sie als seine Ehefrau bleibend festzuhalten. Das Vertrauen, womit des Bräutigams Mutter gleich nach der Hochzeit der Jüngeren ihren eigenen Platz im Hause einräumte, hatte diese nun schon manches Jahr über das Leben ihrer beiden Schwiegereltern hinaus gerechtfertigt. Bei ihrem jetzt den Siebzigern nahen Ehemann begann schon das Greisenalter seine leise Spur zu ziehen; aber wo ihm seine Kraft versagte, da suchte sie unbemerkt die ihre einzusetzen; wo ihrerseits eine Entsagung nöthig oder auch nur erwünscht schien, da blickte sie nur mit um so freundlicheren Augen auf ihren Mann und blieb bei ihm allein, wenn Andere dem Vergnügen nachgingen. Der alte Herr selber war nicht von vielen Worten; aber die ruhige Sicherheit einer gegenseitig bewährten Liebe war in diesem Hause Allen fühlbar, und Alle fühlten sich dort wohl.

Am heutigen Abend jedoch wollte das gewohnte Gespräch, worin man sich sonst über Stadt- und Landesangelegenheiten mit Behaglichkeit erging, noch immer nicht in rechten Fluß gerathen; denn in einer unserer Nachbarstädte war früh am Morgen etwas Ausnahmsweises und Entsetzliches, es war die Hinrichtung eines Raubmörders dort vollzogen worden, und die Luft schien mit diesem Unterhaltungsstoffe so erfüllt, daß kaum etwas Anderes daneben zur Geltung kommen konnte. Hier war nun überdies noch ein abergläubischer Unfug im Gefolge der Execution gewesen; ein Epileptischer hatte von dem noch rauchenden Blute des Justificirten trinken und dann zwischen zwei kräftigen Männern laufen müssen, bis er plötzlich, von seinen Krämpfen befallen, zu Boden gestürzt war. Dennoch galt dies Verfahren als ein untrügliches Heilmittel seiner Krankheit. Und noch zu anderen Curen und sympathetischen Wundern sollten Haare, Blut und Fetzen von der Kleidung des Hingerichteten unter die Leute gekommen sein.

An unserem Theetisch erhob sich darüber ein lebhaftes Durcheinanderreden; all diese Dinge wurden gleichzeitig als unzulässig und strafbar, als verabscheuungswürdig und als lächerlich bezeichnet. Nur unsere verehrte, sonst so theilnehmende Wirthin saß plötzlich so still und in sich versunken, daß endlich Alle es bemerken mußten.

Als wir sie eben darauf ansahen, rief ihre älteste Tochter zu ihr hinüber: „Mutter, du denkst gewiß an Peter Liekdoorns Finger!“

„Ja, ja, Peter Liekdoorn!“ sagte nun auch der alte Herr; „das ist eine Geschichte! Erzähl sie nur, Mutter; deine Gedanken kommen sonst ja doch nicht davon los, und zu verschweigen ist ja nichts dabei!“

„Nein, mein Vater,“ sagte die alte Dame; „es ist ja einstens auch genug davon geredet worden.“

Dann sah sie uns Alle der Reihe nach mit ihren freund

lichen Augen an, und als auch wir dann baten, begann sie in ihrer mittheilsamen Weise: „Mein seliger Vater hatte, wie das Ihnen Allen wohl bekannt ist, eine Brauerei; keine bayerische, wie sie heutzutage sind; es wurde nur Gutbier und Dünnbier gebraut; aber Beides war gut für den Durst und nicht so gallenbitter wie das jetzige, das nicht einmal zu einer Biersuppe zu gebrauchen ist."

Wir lachten, und sie lachte herzlich mit uns.

„Das Geschäft," fuhr sie dann fort, „war noch von Großvaters Zeiten her und lange das einzige am Ort gewesen; im Jahre meiner Confirmation aber wurde von einem reichen Bäcker noch ein zweites etablirt. Wenn man hinten aus unserem Brauhause auf den Weg hinaustrat, konnte man am Nordende der Stadt das neue rothe Dach über den Gartenbäumen scheinen sehen; und ich glaube freilich nicht, daß mein Vater, und noch viel weniger, daß unser alter Brauknecht Lorenz es eben mit Vergnügen sah; aber unser Bier hatte doch seinen alten Ruf, und die Kundschaft blieb groß genug, daß wir Alle satt hatten und mein Vater Jedem zahlen konnte, was er schuldig war.

„Da, nicht lange nachher, geschah es, daß auch bei uns ein ganz abscheulicher Kerl hingerichtet wurde. Wie er eigentlich hieß, weiß ich nicht einmal; aber die Leute nannten ihn ‚Peter Liekdoorn'; denn er hatte nichts gelernt und suchte sich deshalb als Hühneraugen-Operateur durchzuhelfen. Nun, ich hätte den Kerl nicht an meinen Hühneraugen haben mögen! — Da er viel Branntwein trank und wenig in der Tasche hatte, so brachte er seine eigene fast neunzigjährige Tante ums Leben, von der er wußte, daß sie einen Strumpfsocken mit Bankthalern in ihrem Bettstroh aufbewahrte; aber bevor er noch einen davon ins Wirthshaus tragen konnte, so hatten sie ihn schon fest und auf der Fronerei; und endlich war denn auch sein Proceß zu Ende; er sollte draußen auf dem Galgenberg enthauptet und dann sein Körper

auf das Rad geflochten werden. Und das war wohlverdient; denn die alte Tante hatte den Bengel, der eine Waise war, vor Jahren mit Noth und Hunger aufgezogen, und die Bankthaler hatte sie sich zum ehrlichen Begräbniß aufgespart.

„Wie ich schon sagte, hatten wir derzeit noch unseren alten Brauknecht Lorenz, der wie das Geschäft selbst auch noch von meinem Großvater stammte; eine treue, fromme Seele! Über sein Wandbett hatte er sich mit Kreide den halb plattdeutschen Spruch geschrieben:

Lorenz Hansen ist mein Nam;
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!

Und so oft auch die Magd ihn am Sonnabend mit der Seifenbürste wegwusch, er malte ihn am Sonntag immer geduldig wieder hin. Uns Kindern, wenn wir Abends in der Brauerei am großen Steinbottich bei ihm saßen, wußte er Geschichten zu erzählen, daß wir zuletzt vor Gruseln ihm Alle auf den Schoß gekrochen waren, und wie das heutzutage kein Mensch mehr so versteht. Das war nun gut; aber warum er solche Geschichten so erzählen konnte, das war nun nicht so gut! Er glaubte nämlich selber an all das dumme Zeug, womit er uns tractirte. Am Paaschabend, wenn er sein Dutzend Ostereier ausgelöffelt hatte, schlug er sorgsam alle Schalen entzwei; sonst, sagte er, könnten die Hexen darin nisten; beim Bierbrauen legte er allemal ein Kreuz von Holz über den Gärkübel, so konnte Keiner den Geist (Hefe) rauben, und das Bier konnte nicht verrufen werden. Meiner Mutter, die uns auch oft beim Geschichtenerzählen aus einander jagte, war all so etwas in den Tod zuwider; sie schalt ihn oft darüber und auch auf meinen Vater, daß er solche Narrenspossen unter seinem Dache leide. Aber unser Vater war eben, wie wir auf plattdeutsch sagen, ein ‚liedsamer', ein gelassener Mann; er strich schmunzelnd seiner kleinen lebhaften Frau mit der Hand übers Gesicht und sagte: ‚Mutter, laß mir den alten Lorenz; so einen

Braufnecht giebt es keinen zweiten; er meint's gut, und es schadet Keinem.'

„Damit war meine kleine Mutter allemal fertig, zumal wenn sie noch einen Kuß dazu bekam; aber Recht hatte er darum doch nicht; denn dumm ist dumm, und es sollte Niemand sagen, daß die Dummheit keinen Schaden thue.

„Als es nun so weit war, daß Tags darauf der Mörder Peter Liekdoorn sich durch Hingabe seines irdischen Leibes mit seinem Gott versöhnen sollte, hatte unser Lorenz es sich von dem Bürgermeister und seinem Brotherrn ausgebeten, daß er dem armen Sünder in seiner letzten Nacht Gesellschaft leisten durfte; denn sie waren Nachbarskinder gewesen, und in der Schule hatte Lorenz ihm oft die eine Hälfte von seinem Butterbrot gegeben, und Peter Liekdoorn hatte sich dann die andere noch dazu gestohlen. Aber als nun der gute Lorenz mit ihm beten und seiner armen Seele beistehen wollte, trieb der schändliche Bösewicht nur Possen und Eulenspiegeleien.

„Herr Amtsrichter," fuhr die Erzählerin fort, sich voll nachträglicher Entrüstung zu mir wendend — „man mag es ja kaum erzählen! ‚Juckst du noch,' hatte er zu seinem Kopf gesagt, indem er sich in seinen dünnen Haaren kratzte; ‚und morgen sollst du schon herunter?' Der alte Lorenz hat das nie vergessen können.

„Der Richtplatz auf dem Galgenberg war so nahe bei der Stadt, daß man von unserem obersten Brauhausboden Alles deutlich hätte mit ansehen können; aber während die halbe Stadt hinausgezogen war, steckte ich in dem dunkelsten Verschlage unter der Bodentreppe; denn ich hatte trotz meiner sechzehn Jahre die dumme Idee, daß ich es sonst überall im Hause hören müßte, wie dem Bösewicht der Kopf herabgeschlagen würde. Erst als meine Mutter anklopfte und rief: ‚Es ist vorbei; sie kommen Alle schon zurück!' kroch ich wieder an das Tageslicht. Ich hör es noch vor meinen

Ohren, wie es in dicken Haufen draußen auf der Gasse vorbeizog, und ein Gemurmel und ein Summen als wie in einem Immenschwarm.

„Und das Gerede kam auch noch in Wochen nicht zur Ruh; denn draußen auf dem Richtplatz hart an der Landstraße lag ja Peter Liekdoorns Körper auf das Rad geflochten. Wenn meine beiden jüngeren Geschwister aus der Schule kamen, warfen sie die Bücher hin und liefen auf den Brauhausboden; dann kamen sie mit großen Augen wieder in die Stube; bald hatte meine Schwester zwei Raben auf dem Rade sitzen sehen, bald hatte mein Bruder ganz deutlich wahrgenommen, wie der auf dem Pfahle steckende Kopf mit den dünnen Haaren vom Wind herumgekreiselt war, bis zuletzt mein guter Vater ein Schloß vor die Bodenluke legte und einen Trumpf darauf setzte, es solle von diesen abscheulichen Dingen fürderhin kein Wort im Hause mehr gesprochen werden."

Die Erzählerin nahm ein Schlückchen aus ihrer Tasse und fuhr dann fort:

„Nicht lange nachher saßen wir — ich weiß noch, es war an einem Sonntag — bei unserer Abendmahlzeit. Da es Reisbrei mit Caneel und Zucker gab, so hatte ich auch noch unseren Nachbar Ivers dazu holen müssen, dessen Leibgericht das war. Wir hatten uns schon Alle zu Tisch gesetzt; auch Lorenz und die Magd; allein mein Bruder fehlte noch. Mein Vater sah sich eben recht verdrießlich nach ihm um, als erst die Hausthür und dann die Thür zur Stube aufgerissen wurde und der Junge mit einer Fahrt hereingestürzt kam.

„‚Mein Gott, Christian,' rief meine Mutter, ‚weshalb kommst du nicht zu rechter Zeit? Du weißt doch, daß dein Vater das nicht leiden kann!'

„‚Ja,' sagte er, ‚aber die Jungens sind alle auf dem Markt zusammengelaufen!'

— „‚Die Jungens? Was haben die des Abends auf dem Markt zu thun?‘

„‚Nichts,‘ sagte Christian; ‚sie sprechen nur mit einander.‘

„‚Nun, so sprich du auch jetzt!‘ sagte mein Vater. ‚Laß ihn reden, Mutter!‘

„Aber der Junge schwieg und sah seinem Vater starr ins Angesicht.

„‚Christian, so sprich doch, Christian!‘ rief meine Mutter.

„‚Ich darf ja nicht,‘ entgegnete er; ‚Vater hat ja gesagt, er wolle von dem dummen Zeug nun nichts mehr hören.‘

„‚Nachbar,‘ sagte der alte Ivers, der ein Junggeselle und sehr neugierig war, ‚so lassen Sie den Jungen doch seine Geschichte von sich thun!‘

„Mein Vater klopfte dem Alten mit seinem schelmischen Lachen auf die Schulter. ‚Nun, Christian, so schieß denn los; du sollst doch Nachbar Ivers nicht die Nachtruh vorenthalten!‘

„‚Ja,‘ sagte der Junge; aber er sah sich erst mal um, ob doch auch alle Anderen hörten; ‚es ist ganz gewiß, sie haben Peter Liekdoorn seinen einen Finger weggestohlen!‘

— „‚Wer hat euch das gesagt?‘

„‚Das hat Rathsdieners Ferdinand uns selbst erzählt.‘

„‚Ei was! Der Fuchs wird ihn geholt haben,‘ sagte mein Vater; ‚wer sollte denn dergleichen stehlen!‘

— „‚Nein, nein, Vater; das Rad ist viel zu hoch, da können die Füchse nicht daran!‘

„Der alte Ivers hatte schweigend zugehört. ‚Sag mir einmal, mein Jüngelchen,‘ begann er jetzt, ‚was ist's denn eigentlich für ein Finger?‘

— „‚Wie meinst du das, Nachbar Ivers?‘

„‚Nun, ich meine, ist's der kleine Finger oder der Goldfinger oder —‘

„‚Nein, nein; es ist der Daumen!‘ unterbrach ihn Christian; ‚ich weiß aber nicht, von welcher Hand.‘

„‚So,‘ sagte Ivers, ‚der Daumen! Das hatte ich mir gedacht. Er braucht eigentlich nur von einem Dieb zu sein; aber besser ist gewißlich immer besser; nein, den Daumen hat sich nicht der Fuchs geholt, den können ganz andere Leute noch gebrauchen! Da fragt nur Euren Lorenz, wenn Ihr's nicht selber wißt!‘

„Aber Lorenz sah auf seinen Teller und aß schweigsam seinen Reisbrei.

„‚So erzählt es doch nur, Nachbar!‘ sagte meine Mutter; denn sie wollte nicht, daß er den alten Lorenz necken sollte.

„‚Kann leicht geschehen, Frau Nachbarn,‘ erwiderte er; ‚aber wißt Ihr das denn nicht? Wer solch einen Finger unter seinem Drümpel eingegraben hat, dem strömt die Kundschaft in das Haus hinein! — Nun,‘ setzte er gutmüthig hinzu, ‚hier, Gott sei Dank, sind solche Künste nicht vonnöthen!‘

„‚Das walte Gott!‘ sprach meine Mutter leise und klopfte unter den Tisch, um die üble Berufung abzuwenden. Denn solche Dinge zählte sie nicht zum Aberglauben, und sie konnte ganz böse werden, wenn man ihr dawider stritt; dagegen wußte sie wohl, daß das großväterliche Vermögen in viele Theile gegangen und die Brauerei derzeit mit schweren Schulden von ihrem Manne übernommen war.

„Mein Vater war ganz ernst geworden. ‚Setz dich, Christian,‘ sagte er zu dem Jungen, der noch immer auf der Diele herumstand, ‚und mach, daß du mit deinem Reisbrei fertig wirst!‘

„Ich weiß noch wohl, unsere Mahlzeit ging ganz still zu Ende.“

* *
*

Nachdem auf Befragen einer mitteldeutschen Anverwandten noch erklärt war, daß unter dem plattdeutschen Worte „Drümpel“ eine Thürschwelle zu verstehen sei, begann die Erzählerin

wieder: „Man hätte glauben sollen, daß wir nun endlich mit Peter Liekdoorn fertig gewesen wären; aber, leider Gottes, das Alles war nur erst der Anfang.

„Es war im Juli und ungewöhnlich heiß; die Ernte hatte schon begonnen. Von den umliegenden Dörfern kam ein Wagen nach dem anderen hinten vor unserem Brauhaus angefahren, um Gut- und Dünnbier für Herrschaft und Leute abzuholen, und nicht nur viertel und halbe, sondern fast immer ganze Tonnen wurden aufgeladen. Mein Vater und unser alter Lorenz arbeiteten im hellen Schweiße, aber mit vergnügten Angesichtern. In unserer hohen kühlen Außendiele, unter dem Fenster, lagen zwei Fässer für den Hausverkauf; ich habe manches Maß voll da herausgezapft, denn seit meiner Confirmation hatte ich das zu besorgen. Aber jetzt ließ es mich in Wahrheit kaum zu Athem kommen; ich merkte wohl, auch die Leute in der Stadt hatten bei der grausamen Hitze einen schönen Durst; Kopf an Kopf stand es oft um mich herum, und mit all den Krügen und Kannen, die sie gegen mich streckten, trieben sie mich eines Tages so in die Enge, daß ich erst auf einen Tritt und dann oben auf die Fensterbank mich retiriren und von dort aus eine ordentliche Rede halten mußte, bevor ich nur wieder zu meinem Faß hinunter konnte.“

Die Erzählerin sah uns an und nickte. „Ja,“ sagte sie, „es mag wunderlich ausgesehen haben; aber ich war damals auch noch eine flinke, leichte Dirne! Und was war das für eine Freude, wenn ich so Mittags und Abends zwei schwere blanke Hände voll vor meinem Vater auf den Tisch schütten konnte! Ich weiß noch, Morgens, bevor die Zeit herangekommen war, wie ich in der Stube am Fenster stand und es nicht erwarten konnte, bis ich den Ersten mit Krug oder Blechgemäß unserem Hause zusteuern sah.

„So stand ich auch eines Vormittags und konnte nicht begreifen, daß das lustige Geldeinnehmen noch immer nicht

in Gang kommen wollte; denn es war schon über zehn, und im Flur draußen von unserer Hausflur schlug es erst ein Viertel, dann halb; aber es kam noch immer Niemand. Endlich ging ich hinaus und vor die Hausthür; da kamen zwei arme Kinder mit ihren kleinen Töpfen, dann hinter einander noch ein paar andere Leute von dem äußersten Ende der Stadt, und als ich die abgefertigt hatte, schlug die Uhr zu meinem großen Schrecken elf; denn ich wußte nun, daß die Verkaufszeit für diesen Vormittag so gut als wie vorüber sei.

„Ich hatte endlich nur ein paar armselige Schillinge, die ich Mittags vor meinem Vater hinlegen konnte.

„‚Was ist das, Nane?' sagte er. ‚Weshalb giebst du mir nicht Alles?'

„‚Das ist Alles, Vater.'

— „‚Alles? Das ist ja sonderbar.' Weiter sagte er nichts.

„Aber auch am Nachmittage und den zweiten und die folgenden Tage blieb es ebenso; ja selbst die Wagen von den Dörfern kamen immer weniger, und aus einem großen Dorfe, wo wir sonst die beste Kundschaft hatten, blieben sie völlig weg. ‚Lorenz,' hörte ich einmal, da ich über den Hof ging, unseren Vater fragen, ‚wann hat Marx Sievers zum letzten Mal geholt?'

„‚Ich denke, Herr, die andere Woche geht eben heut zu Ende.'

„‚Bei der grausamen Hitze? — Lorenz,' und an meines Vaters Stimme hörte ich, wie er voll Angst und Sorge war; ‚was ist passirt, Lorenz? Wir haben nimmer besser Bier gehabt!'

„‚Weiß nicht, Herr!' erwiderte der Alte düster.

„Ich mochte nicht stehen bleiben und hören, was sie weiter sprachen; aber ich wußte wohl, Marx Sievers war der größte Bauer in jenem Dorfe, und wie jetzt, in der

Ernte, pflegte sein Fuhrwerk sonst fast jeden dritten Tag zu kommen.

„In der nächsten Zeit wurden die Darre und die Braupfannen auf das sorgfältigste nachgesehen und gereinigt; mein Vater untersuchte jeden Sack mit Hopfen, ob auch irgendwo eine Verstockung sich eingenistet habe; aber er kam stets kopfschüttelnd von solchem Thun zurück; es war nichts zu finden, was nicht in der Ordnung war. Wir gingen Alle wie verstört umher; denn Jeder wußte, die Erntezeit sollte den Hauptverdienst des ganzen Jahres bringen; und die paar guten Tage, die so schnell vorübergegangen waren, konnten dabei nichts verschlagen. Bei den Mahlzeiten wurde jetzt kein Wort gesprochen; die Augen unserer Mutter gingen angstvoll nach ihres Mannes Angesicht, während sie uns schweigend zutheilte. Der alte Lorenz aber war plötzlich ein ganz wunderlicher träger Mensch geworden; nicht, weil er keine Geschichten mehr erzählte, denn wer hätte Lust gehabt, die jetzt zu hören! Sogar die Kinder nicht! Aber, was nimmer noch passirt war, zu zweien Malen, als ich ihn zum Mittagessen rufen wollte, fand ich ihn bei helllichtem Tage hinter einem Braufaß eingeschlafen. Und da ich ihn weckte, sagte er nur: ‚Danke, Nane, danke!‘ Als ob das ganz so in der Ordnung wäre. Mir aber war das ganz unheimlich, denn der alte Lorenz war ja fast die halbe Brauerei.

„Da, eines Sonntagmorgens, kam mein Bruder Christian wieder einmal mit solcher Fahrt hereingestürzt, wie er es allemal that, wenn er was Besonderes zu verkünden hatte. Aber, Gott bewahre, wie sah der Junge in seinen Sonntagskleidern aus! Das ganze Gesicht voll Blut; das eine Auge dick verschwollen!

„‚Wo kommst du her?‘ rief mein Vater. ‚Bist du in den Krieg gewesen?‘

„‚Nein,‘ sagte der Junge; ‚wir haben uns nur geprügelt.‘

— „‚Schon wieder einmal? Und das am heiligen Sonntag? Was ist denn heute wieder los gewesen?‘

„‚Ja, Vater,‘ sagte Christian und wischte sich erst mit dem Ärmel das Blut von seiner Backe; ‚sie haben schon mehrmals so gelogen, ich hab es euch nur nicht erzählen mögen; die Jungens sagen, Peter Liekdoorns Finger ist in unserem Bier gewesen!‘

„Meine Mutter schrie laut auf; mein Vater war nur todtenbleich geworden. ‚Darum also!‘ sagte er leise.

„In diesem Augenblicke wurde angeklopft, und Nachbar Ivers trat herein, der lang nicht dagewesen war.

„‚Nun, Ivers!‘ sagte mein Vater, ‚kommt Ihr auch einmal? Ihr wagt's ja auch nicht mehr, von unserem Bier zu trinken!‘

„‚Hm!‘ machte der Alte und sah meinen Vater mit seinen klugen Augen an. ‚Aber um Christi willen, was ist mit dem Jungen da passirt!‘

— „‚Ja, was ist mit ihm passirt! Erzähl's nur selber, Christian, warum du dich geschlagen hast.‘

„‚Ja, Nachbar Ivers,‘ sagte Christian, ‚die Jungens sagen alle, Peter Liekdoorns Finger ist in unserem Bier gewesen!‘

— „‚Hm — so, mein Jüngelchen! Und da hast du mit allen dich deshalb geschlagen?‘

„‚Nein, nicht mit allen; nur mit ein Stücker viere, aber tüchtig!‘

„Der Alte sah ihm in sein verschwollenes Angesicht und nickte. ‚Aber es nützt nur nicht viel, Christian, und wenn du es auch mit allen fertig gebracht hättest. — Nachbar Ohrtmann,‘ wandte er sich dann zu meinem Vater, ‚ich komme just um dessen willen zu Euch; ich möcht Euch rathen, nehmt Euren alten Lorenz einmal tüchtig ins Gebet! Ihr wisset wohl nicht, weshalb er mit seinem alten Kameraden durchaus die Henkersnacht hat theilen wollen?‘

„‚Ei, freilich!‘ rief meine Mutter; ‚er hat ihm für die gestohlenen Butterbröte die himmlische Wegzehrung wollen bereiten helfen!‘

„‚Das nebenbei, Frau Nachbarn,‘ sagte Ivers, ‚vor Allem aber hat er ihm noch bei lebendigem Leibe seinen Daumen abgekauft; die alten Weiber in der Stadt erzählen sich das ganz genau.‘

„‚Habt Ihr nichts Anderes zu berichten, Ivers, als dies dumme Zeug?‘ frug mein Vater.

„‚Nein, Nachbar Ohrtmann; aber vergesset nicht, den Alten quält die neue Brauerei, wenn sich das Bier mit Eurem gleich nicht messen kann; und dann — der Finger war ja hinterher auch ohne Kauf zu haben! Nach der Hexenweisheit war es zwar genug, ihn unterm Drümpel einzugraben, aber besser ist gewißlich immer besser; und so wird er denn gleich in den Braukessel selbst hineingekommen sein.‘

„Mein Vater schüttelte den Kopf. ‚Ihr wollt mich doch nicht glauben machen, daß unser alter Lorenz sich den Finger von dem Hochgericht geholt habe?‘

„‚Das will ich allerdings, Nachbar! Wißt Ihr, beim Reisbrei damals, als er nicht Antwort geben wollte, da ich von der Sache anfing?‘

„‚Ei, Ivers; Lorenz ist nicht gewöhnt, an seiner Herrschaft Tische mitzureden; und überdies, er fühlte wohl, daß Ihr ihn necken wolltet.‘

„‚Mag sein,‘ versetzte Ivers; ‚aber was hat er bei nachtschlafender Zeit da draußen an dem Galgenberg herumzukriechen?‘

„‚Was sagt Ihr, Nachbar?‘ rief meine Mutter.

„‚Ich sag nur,‘ erwiderte er, ‚was die Hebamme Clasen mir selbst erzählt hat; vorgestern nach Mitternacht, als sie dort vorbeigefahren, hat sie etwas von oben den Galgenberg hinunterlaufen sehen, und da sie ihre Laterne, die sie bei

sich hatte, darauf hingewandt hat, ist die Gestalt in einen Busch gesprungen; aber an den großen blanken Knöpfen auf der Jacke, die sonst kein Mensch hier trägt, hat sie genug erkennen können, wer der Mann gewesen ist. Und auch noch Andere wollen ihn dort des Nachts gesehen haben.'

„Ich war sehr erschrocken, als der Nachbar das erzählte; denn ich sah, was ich Keinem verrathen hatte, den alten Lorenz wieder bei hellem Tage zwischen seinen Fässern schlafen.

„‚Aber, Ivers,' sagte mein Vater; ‚das Unheil, wenn denn Lorenz es sollte angestiftet haben, war ja schon geschehen; was konnte er jetzt noch auf der Richtstatt suchen wollen!'

„‚Nun, Nachbar' — und der alte Junggesell steckte sein Schalksgesicht auf, was er mitunter bei den traurigsten Geschichten nicht unterlassen konnte — ‚Peter Liekdoorn hat doch jedenfalls noch einen Daumen mehr gehabt; vielleicht sollte der nun unter den Drümpel, da der andere so sichtlich den verkehrten Weg gegangen war! Aber er ist nur nicht so leicht zu haben; denn auf dem Rade soll bei Nachtzeit etwas sitzen, das einen Christenmenschen nicht heranläßt!'

„Mein Bruder Christian blinkte mich aus seinen dicken Augen an. ‚Wärst du bang, Nane?' blies er mir durch die hohle Hand ins Ohr. ‚Ich nicht!'

„Unser Vater hatte am Tisch gesessen, den Kopf schwer auf seinen Arm gestützt. Nun stand er auf und sagte: ‚Der Spaß will diesmal nichts verschlagen, Nachbar Ivers. Aber, wenn Ihr's nicht ungut nehmen wollt, so lasset uns jetzt allein; denn ich möchte gleich jetzt mit meinem Lorenz reden!'

„An dem sauersüßen Gesicht, das der alte Junggeselle machte, sah man wohl, wie bitterlich gern er dageblieben wäre; aber er verabschiedete sich denn doch mit guter Ma-

nier, und gleich darauf wurde ich ins Brauhaus geschickt, um unseren alten Knecht hereinzurufen.

„‚Lorenz,‘ sagte mein Vater, als wir zusammen in die Stube getreten waren, ‚du siehst uns hier Alle rathlos bei einander sitzen; der Finger des Mörders soll in unserem Bier gefunden sein!‘

„Der Alte fuhr sichtlich zusammen. ‚Herr,‘ sagte er traurig, ‚so wissen Sie das auch schon!‘

„‚Ich habe es eben erst erfahren; aber du, wenn du es wußtest, weshalb hast du es mir verschwiegen?‘

„‚Ja, Herr, ich seh nun wohl, daß ich zu dumm gewesen bin; ich dachte mir, ich wollte es allein herausbekommen.‘

„‚Aber man meint, du selber wärst es, der sich den Finger geholt hat; du hättest, um die Kundschaft unserem Hause zu bewahren, eine Sympathie damit gemacht!‘

„Als mein Vater das gesprochen hatte, stand der alte Lorenz auf einmal wie ein Soldat, beide Arme glatt am Leibe herunter. ‚Herr!‘ rief er, ‚Alles für meine Herrschaft; aber wir sollen Gott fürchten und lieben, auf daß wir bei seinem Namen nicht zaubern, lügen oder trügen! So etwas ist keine Sympathie; das thun nur Menschen ohne Christenthum und mit Hülfe dessen, den ich hier nicht nennen will!‘

„‚Nun, Lorenz, dann ist es ja gewißlich nicht deine Sache; aber man will dich mehrmals in der Nacht am Galgenberg gesehen haben!‘

„‚Ja, Herr, das ist es eben, und es war dunkel genug; aber die alte Hebamme kutschirte da vorbei, mit ihrer großen Leuchte in der Hand!‘

„‚Um Christi willen!‘ rief meine Mutter; ‚so ist Er wirklich dagewesen?‘

„‚Die Frau soll nicht erschrecken,‘ erwiderte Lorenz; ‚ich dachte nur, wer sich den einen Daumen holte, der kann sich

auch den anderen holen; und von gar so weit mag er auch wohl nicht gekommen sein! Denn — so klug bin ich doch — es ist diesmal kein Zauberwerk, sondern ein Schabernack gegen uns gewesen; aber die da' — und er erhob die Faust und zeigte drohend nach der Gegend, wo die neue Brauerei gelegen war — ‚sie sollen keinen Segen davon haben!'

„‚Lorenz, Lorenz!' rief mein Vater, ‚sprich nicht so in deinem blinden Hasse, den du nicht einmal für dich, sondern nur um unseretwillen hegest! Wir sorgen Jeder für unser Brot; und am Ende ist gar Alles nur ein leer Gerede!'

„Aber Lorenz schüttelte den Kopf. ‚Sie wissen, Herr, ich geh nicht gern hinten aus unserer Brauhausthür, seit Einem da das rothe Dach so in die Augen scheint; aber gestern hatte unser Pikas sich von der Kette losgerissen. Als ich eben auf den Weg hinaustrete, seh ich Marx Sievers seinen Ältesten mit zwei Tonnen auf dem Wagen von dort oben herunter kommen. ‚Na, Hans,' sag ich, als er näher kommt, ‚du holst dir auch wohl dein Bier jetzt von dem neuen Brauer?' — ‚Ja,' sagt er, ‚Lorenz, das thu ich.' — ‚Und warum,' frag ich, ‚thust du das? Seit deines Großvaters Zeiten habt ihr euer Bier doch immer nur bei uns geholt.' — ‚Ja,' antwortet er und schlägt schon wieder auf seine Pferde; ‚dazumal lebte auch Peter Liekdoorn noch, und wir hatten noch keinen Finger in unserem Bier gefunden!' Und damit war er schon in vollem Trab davongefahren.

„Unser Vater sah voll Bekümmerniß auf seinen alten Knecht. Als dieser schwieg, sagte er leise: ‚Dann stehe Gott uns bei; denn Marx Sievers und seine Söhne sind wahrhaftige Leute!'

„Meine Mutter hatte seine Hand ergriffen; aber er entzog sie ihr und ging unruhig in der Stube auf und ab. Als jedoch Lorenz Miene machte, sacht hinauszugehen, zog er seine Uhr und sagte: ‚Das hat uns auch um Gottes

Wort gebracht; es ist zu spät, um nun noch in die Kirche zu gehen. Spann den Braunen vor die Carriole, Lorenz! Ich will gleich selber mit Marx Sievers sprechen.'

— — „So fuhren sie denn hinaus; und mein Vater hat es uns damals und auch später oft genug erzählt! ‚Unterwegs,' sagte er, ‚nahm ich Lorenz Zügel und Peitsche aus der Hand, weil er immer noch zu langsam fuhr; aber mit unserer Ungeduld ist nichts gethan!'

„Als sie endlich vor Marx Sievers' großem Hausthor hielten und dann mein Vater in die weite Lohdiele trat, war dort Alles todt und still und keine Menschenseele sichtbar. Nach einer Weile kam eine Magd. ‚Sie sind noch Alle in der Kirche,' sagte sie, ‚des Pastors Sohn, der Student, predigt; aber es muß bald aus sein.' — ‚So will ich warten,' sagte mein Vater und ließ sich die Thür zur Wohnstube öffnen. Aber der junge Gottesmann mußte einen weiten Weg genommen haben bis zum heiligen Vaterunser. Draußen saß Lorenz auf der Carriole und klatschte dann und wann mit seiner Peitsche; drinnen stand mein Vater und studirte die Glasmalerei auf den alten Fensterscheiben, welche die Belagerung Tönnings durch den General Steenbock darstellte. ‚Wohl hundertmal,' sagte er, ‚hatte ich schon die schwedischen Soldaten gezählt, ohne was dabei zu denken, oder doch nur, um wie viel leichter es sein müßte, in diesem gelben Kriegshaufen mit zu fechten, als eine Reise zu thun, wie ich sie heute thun mußte.'

„Endlich aber war es draußen auf der Lohdiele lebendig geworden; nach ein paar mit der Magd gewechselten Worten trat der Bauer mit seinem ältesten Sohn ins Zimmer. Den Gruß meines Vaters erwiderte er kurz und trocken und ging erst an den Thürhaken, um seinen Hut daran zu hängen; dann stemmte er beide Fäuste mit den Knöcheln auf den Tisch und sagte: ‚Ihr Fuhrwerk, Herr Ohrtmann, wär ich am mindsten vor meiner Thür vermuthen gewesen; aber Sie

kommen wohl, um sich das Geld für Ihre letzte Tonne Bier zu holen?'

„Und bevor mein Vater ihm darauf antworten konnte, fuhr er fort: ‚Bin ich Ihnen auch nur einmal einen Sechsling in der Schuld geblieben? Ich denk doch nicht! Aber diese letzte Tonne' — und dabei schlug er heftig auf den Tisch — ‚die bleib ich schuldig bis in alle Ewigkeit! Und wollen Sie mir was, so citiren Sie mich vor meinen Landvogt; hier bin ich nicht für Sie zu sprechen!'

„‚So hört doch,' rief mein Vater; ‚ich will kein Geld von Euch; um dessen willen bin ich nicht gekommen!'

„‚So,' sagte der Bauer; ‚was wollen Sie denn?'

— „‚Ihr hättet's Euch wohl denken können, Sievers; die Leute reden ja, Ihr hättet was in meinem Bier gefunden, was nicht in der Ordnung ist!'

„Der Bauer lachte. ‚Nicht in der Ordnung? Nein, bei dem Teufel! So was ist nicht in der Ordnung!'

„‚Es soll der Daumen von dem Hingerichteten gewesen sein,' fuhr mein Vater fort; ‚und ich wollte Euch nur bitten, mich das sehen zu lassen, was Ihr gefunden habt.'

„‚Die Leute reden nicht umsonst,' sagte der Bauer; ‚das Ding ist drin im Hahn gesessen; meine Nachbarn haben beide das gesehen.'

„‚Nun, so zeigt es jetzt auch mir!'

„‚Da hätten Sie früher kommen sollen; ich weiß nicht, wo das Ding geblieben ist!'

„‚Sievers!' rief mein Vater, ‚so sucht oder lasset suchen; das ist Eure Schuldigkeit! Denn dieser Finger steht als ein Kläger wider mich auf und drohet, mich zum armen Mann zu machen; er muß mir Rede stehen, wie er in mein Gebräu gekommen ist!'

„Aber der Bauer sagte: ‚Das ist Ihre Sache, Herr Ohrtmann; ich laß mein Bier bei einem Anderen holen, und damit hopp und holla!'

„Mein Vater besann sich ein paar Augenblicke, während Marx Sievers seine Pfeife vom Haken nahm und aus dem zinnernen Tabackskasten stopfte. Als er schon angezündet hatte und die Rauchwolken trotzig vor sich hinblies, begann mein Vater wieder: ‚Ich hab doch recht vernommen, Sievers? Ihr wollt mir diese letzte Tonne nicht bezahlen?‘

— „‚Ganz recht, Herr Ohrtmann; ich denk, ich hab das deutlich genug gesagt!‘

„‚Nun, ich verlange das auch nicht; aber wenn Ihr mein Bier nicht bezahlt, so gehört mir auch der Finger, der darin gewesen ist!‘

„Der Bauer stutzte; aber nicht lange, so zog er seinen vollen Lederbeutel aus der Tasche und zählte das Geld für die Tonne Bier in blanken Bankthalern vor meinem Vater auf den Tisch. ‚Nun ist der Finger mein,‘ sagte er, ‚und ich thu damit nach meinem Dünken.‘

„Es wäre wohl umsonst gewesen, daß mein Vater das Geld zurückschob, wenn nicht der Sohn sich jetzt hineingemischt hätte. ‚Vater,‘ sagte er, ‚soll ich den Finger holen? Ich mein, er liegt in unserem Nagelkasten.‘

„Der Alte brummte etwas in den Bart; aber der Sohn ging hinaus und kam bald darauf mit einem Kasten voll alten Eisenzeuges wieder in die Stube. Als er darin umherkramte, gewahrte mein Vater ein gelblich graues Ding, das er nicht anders als für den Daumen eines Menschen anerkennen konnte; zwar schien er dick mit Gest oder, wie es auf Hochdeutsch heißt, mit Hefe überzogen; aber auch die Form des Nagels war noch deutlich sichtbar.

„‚Und das hier,‘ frug er den Bauern, ‚habt Ihr in meinem Bier gefunden?‘

„‚Ich sagt es schon,‘ versetzte dieser; ‚als wir das Letzte aus der Tonne zapfen wollten, da hat’s den Hahn verstopft.‘

„‚Nun, Marx Sievers, Ihr könnt wohl denken, daß ich

mir dies Unheil nicht selber angerichtet habe! Ihr seid sonst als ein gerechter Mann bekannt, so bitt ich Euch, fahrt jetzt gleich mit mir zum Bürgermeister und gebt da Zeugniß, wo und wann Ihr dieses Ding gefunden habt; denn jeder neue Tag ist mir zu Spott und Schaden!'

„Der Bauer hatte sich breit in seinen Lehnstuhl niedergelassen. ‚Ins Gericht, Herr Ohrtmann? Zum Bürgermeister? — Ja, wenn meine eigene Obrigkeit mir das befiehlt; sonst nicht. Ich habe Spott und Schaden auch in meinem Haus; meine Frau ist heut noch krank vor lauter Abscheu!'

„Mein Vater mußte sich das Alles bieten lassen; denn der Finger lag leibhaftig vor ihm, und die Sievers waren als wahrhaftige Leute überall bekannt; er stand, wie er selber sagte, da als ein geschlagener Mann.

„Endlich wurde dennoch ein Abkommen getroffen; der Sohn durfte das unheimliche Ding in eine Schachtel packen und damit und mit meinem Vater in die Stadt zum Bürgermeister fahren.

— — „Daß dies geschehen war, aber von Weiterem auch nichts, erfuhren wir zu Hause schon durch Lorenz, der zu Fuße wieder ankam, während wir noch immer mit dem Mittag warteten und vor Angst und Spannung nicht wußten, wie wir unsere Zeit verbringen sollten.

„Endlich kam unser Vater, und ich sah, wie seine Hand zitterte, als er die unserer Mutter drückte und lange in der seinen hielt. ‚Übermorgen,' sagte er, ‚soll ich wieder zum Bürgermeister kommen. Wenn es doch erst übermorgen wäre!'

„Als er sich dann nicht an den gedeckten Tisch, sondern an dem kalten Ofen in den Lehnstuhl gesetzt hatte, standen wir Alle um ihn her, bis er endlich zu erzählen anhub. — In dem Studirzimmer des Bürgermeisters, als er mit dem jungen Sievers dorthin kam, war eben der alte lustige Apo-

theker Hennings zugegen gewesen. Der hatte gerathen, den Finger erst ein paar Tage in Spiritus zu setzen, damit sich der Überzug von Hefe löse und dann gründlich untersucht werden könne, ob er zu der Hand des Hingerichteten gehöre oder nicht. Nach der Zustimmung des Bürgermeisters war er selbst nebenan in seine Apotheke gelaufen und bald mit einem vollen Glashafen zurückgekommen. Sehr genau hatte er hierauf den Finger besehen, dann gerieben und geschabt und ihn um- und umgewandt. ‚Aber ein wunderlicher Kauz,‘ sagte mein Vater, ‚ist der alte Hennings doch; denn er schmunzelte dabei, als ob er einen Allerweltsspaß in den Händen drehe!‘ — ‚Man sollte kaum meinen,‘ hatte er zuletzt gesagt und dabei meinen Vater ganz listig durch seine runden Brillengläser angesehen, ‚daß Peter Liekdoorn bei seinen Lebzeiten mit diesem Daumen allzu viele Hühneraugen hätte operiren können!‘

„Weiteres war aus ihm nicht herauszubringen gewesen; aber übermorgen sollte mein Vater wieder zum Bürgermeister kommen. Der Finger war in den mit Spiritus gefüllten Glashafen gethan, und dieser, nachdem man ihn mit dem Gerichtspetschaft versiegelt hatte, in dem großen Actenschrank verschlossen worden. — —

„Nun, es wurde denn auch übermorgen; — langsam genug. — Um elf Uhr Vormittags ging mein Vater aus dem Hause. Während meine Mutter und ich uns durch Putzen und Scheuern die Angst von der Seele wegzuarbeiten suchten, kam unsere alte Krautfrau zu uns in die Küche und erzählte, Peter Liekdoorn habe heute Nacht in der Bürgermeisterei ans Fenster geklopft; denn er habe seinen Daumen wieder haben wollen, der jetzt dort in dem großen Schrank verschlossen liege. ‚Letzten Sonntag,‘ sagte sie, ‚haben die Diebe ihn über die Thürschwelle dem Bürgermeister in das Haus geschoben, weil sie vor dem Gespenste keine Nacht mehr Ruhe hatten; aber heut Vormittag ist groß Verhör,

und dann kommt Alles an den Tag; und hernach mögen Alle Reu und Leid geben, die so ihre bösen Mäuler über unseren Herrn Ohrtmann haben laufen lassen! Gott soll mich bewahren, daß ich an so was nur gedacht hätte!'

„Ich seh das alte dumme Weib noch vor mir," sagte unsere treffliche Wirthin, „wie sie das Alles wie Kraut und Rüben durch einander wälschte; Gott weiß, wo sie es sich aufgesammelt hatte! Wir freuten uns nur, da sie endlich fort war, und wir wieder, wie am Sonntag, hangend und bangend allein bei einander in der Stube saßen.

„Da endlich hörten wir die Hausthür gewaltsam aufreißen. ‚Das ist Christian!' sagte meine Mutter. ‚Was wird der wieder zu erzählen haben!' Aber es war unser Vater, dem freilich Christian mit seiner Rechentafel auf dem Fuße folgte.

„‚Nun,' rief meine Mutter, ‚haben sie gestanden? Sind die Diebe festgenommen?'

„Aber er schüttelte den Kopf und schwenkte, ganz außer Athem, ein beschriebenes Papier in seiner Hand. ‚Mutter! Kinder!' rief er endlich, ‚es ist lauter Dunst gewesen; nun wird Alles wieder gut! Aber dem alten Hennings, dem Mann hätt ich die Füße küssen mögen! Und das, das hier — das kommt ins Wochenblatt!' Seine Augen glänzten, seine Stimme bebte; uns war, als ob er Alles durch einander spräche. Aber dann gab er mir das Blatt und sagte: ‚Lies, Nane; aber laut und deutlich! Siehst du, des Bürgermeisters Name steht darunter, und das Siegel ist auch dabei gedrückt!'

„Und dann las ich, und noch heute weiß ich jedes Wort; denn uns Allen war, als ob eine Himmelsbotschaft in unser dunkles Haus gekommen wäre. ‚Wenn' — so stand da — ‚einer unserer geachtetsten Mitbürger, der Brauer Josias Christian Ohrtmann, durch unbedachte Zungen in Verdacht gerathen, als ob der von dem Körper des hieselbst hin-

gerichteten armen Sünders abhanden gekommene Finger sich in seinem Biere vorgefunden, so wird zur Steuer der Wahrheit, und um unverdienten Schaden von einem ehrenwerthen Manne abzuwenden, hiedurch bekannt gegeben, daß nach sorgsamer, durch den hiesigen Herrn Apotheker Hennings unter Zuziehung der Behörde vorgenommener Untersuchung der Verdacht erregende Gegenstand sich lediglich als eine verhärtete Gest- oder Hefemasse herausgestellet, welche durch besondere Zufälligkeiten die Form eines menschlichen Daumens angenommen hatte.'

„So lautete der Inhalt Wort für Wort," sagte die Erzählerin; „wer sollte so was auch vergessen können! Mein Vater aber hatte plötzlich seine Hände vor der Brust gefaltet. ‚Mutter! Kinder!' sagte er ruhig, ‚Gott ist barmherzig und ein Gott der Liebe! Er prüfet wohl; doch er verlässet Keinen, der in seiner Schwachheit gerecht vor ihm zu wandeln trachtet!' Und dann betete er laut; ich habe niemals ein so heißes Dankgebet aus eines Menschen Munde gehört. Meine vierzehnjährige Schwester war auf die Kniee gesunken und sprach ebenso laut die Worte nach, die über seine Lippen strömten.

„Auf unseren Christian aber hatte die Freudenbotschaft auch noch eine andere Wirkung. Als wir noch Alle schweigend um unseren Vater standen, bemerkte ich auf einmal, daß er wiederholt mit der doppelten Faust als wie zur Übung in die leere Luft hineinschlug.

„‚Christian! Christian!' rief unsere Mutter, ‚was treibst du da für Faxen?'

„Christian that erst noch einen Lufthieb und schaute dabei sehr fröhlich aus seinem heut ganz braun und blauen Angesicht. ‚Verdamm mich, Mutter!' sagte er, denn er fluchte wirklich mitunter ganz gotteslästerlich; ‚verdamm mich, Mutter! Nun sollen die Jungens aber Prügel haben!'

„‚Pfui, schäm dich!‘ rief sie. ‚In solchem Augenblick an so was nur zu denken!‘

„Er ließ zwar etwas beschämt den Kopf hängen, dann aber murmelte er: ‚Ja, Mutter, verdamm mich! Sie sollen es aber doch!‘ Und geschwinde that er noch einmal einen Faustthieb durch die Luft.

„Mein Vater, der dergleichen sonst nicht leiden konnte, strich heute seinem hitzköpfigen Knaben nur lächelnd übers Gesicht; er war zu glücklich, um jetzt ein tadelndes Wort zu sprechen. ‚Hole mir lieber unseren Lorenz, Christian,‘ sagte er, ‚damit wir auch ihm den Stein von seinem Herzen nehmen!‘

„Und dann wurde Lorenz geholt; und ich las noch einmal. Als ich fertig war, standen dem alten Menschen die Augen dick voll Thränen.

„‚Sehen Sie wohl, Herr!‘ sagte er und schlug sich leise mit der Hand gegen seine Brust,

‚Lorenz Hansen is mein Nam;
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!‘

„‚Amen!‘ sagte mein Vater. Dann wurde Christian mit dem Schriftstück in die Druckerei geschickt.

— „Als wir später bei unserem Nachmittagskaffee saßen, bemerkte ich, daß unser Vater einige Male ganz schelmisch nach seinem Pfeifenbrett hinüberblinzelte. ‚Was meinst du, Nane,‘ sagte er heiter, ‚wenn du mir heut einmal den großen Meerschaum stopftest?‘ — Ich war fast verwundert; denn da er das Rauchen eigentlich nur für reiche Leute schicklich hielt, so erlaubte er sich sonst nie vor Feierabend seine Pfeife Portorico; die silberbeschlagenen Meerschaumköpfe aber, die beide sorgsam mit einem Seidentuch umwunden waren, die kamen stets nur Sonntags von der Wand. Als ich dessen ungeachtet jetzt die schöne Pfeife stopfte, nickte er mir freundlich zu: ‚Und nun geh auch in die Küche,‘ fuhr er fort, ‚und brenne sie mir selber an; und wenn du das gethan

hast, dann hole den Kalender und ziehe unter diesen Tag mit deinem Rothstift einen breiten Strich! Unser Wandsbecker Bote hat so viel Haus- und Jahresfeste; nun haben auch wir eines! Und wenn der Tag sich jährt, dann vergiß niemals, mir schon beim Kaffee meinen großen Meerschaumkopf zu stopfen!'

— „Unser Vater war wohl kein schöner Mann, er hatte nur seine treuen blauen Augen; aber an diesem Tage, und wie er so seelenfroh aus seinem Meerschaum rauchte, fanden meine Schwester und ich ihn beide so hübsch, daß wir gegenseitig ihn uns immer wieder zeigen mußten."

* *
*

Die alte Dame schwieg, als ob ihre Erzählung hier zu Ende sei; mir aber war, als sei das eigentliche Ziel derselben noch von ihr zurückgehalten.

„Und weiter?" frug ich nach einer Weile, da auch Niemand anders sprach.

„Weiter?" rief eine muntere Frau an meiner Seite. „Was wollen Sie noch weiter? Ende gut, Alles gut! Es war ja Alles nur um nichts gewesen!"

Ich sah auf unsere Wirthin, deren sonst so heitere Augen jetzt mit einem durchdringenden Blicke auf die Sprecherin gerichtet waren. „Da haben Sie Recht," sagte sie; „es war Alles nur um nichts."

„Aber die Kundschaft," frug ich, „sie kam jetzt doch wieder? Und in der nächsten Erntezeit mußte die flinke Nane vor all den durstigen Krügen und Gemäßen doch wieder auf den Tritt und von dem Tritt aufs Fenster flüchten?"

Die alte Dame that einen tiefen Athemzug. „Nein," sagte sie, „so etwas ist niemals wieder vorgekommen; in der Erntezeit des folgenden Jahres passirte etwas Anderes, das ich gleichfalls nie vergessen werde. Nein, die Kundschaft,

wie wir sie früher hatten, kam nicht wieder, obgleich es an redlichem Willen im Hause und an Bemühungen gutherziger Freunde nicht gefehlt hat. Der alte Hennings, wenn die Bauern in seine Apotheke kamen, ließ nicht ab, ihnen die Geschichte von dem Gestfinger und die Güte des Ohrtmann-schen Bieres zu verdeutschen; und zuweilen kam er selber mit einer so eroberten Bestellung angelaufen; aber Marx Sievers nebst seinem ganzen Dorfe hat niemals wieder unseren Hof betreten; vielleicht — ich hab das später mehr erfahren — weil er dem sich zu begegnen scheute, gegen den er sich im Unrecht wußte. — Die Geschichte wurde weit und breit bekannt; aber nur der arge Theil davon fand Glauben! Wenn auswärts Freunde unser Bier empfahlen, so hieß es jetzt wohl: ‚Ohrtmann, Ohrtmann? Ist das nicht der Mann, der den Finger in seinem Biere hatte?‘ Und wurde dann auch der ganze Dunst ersichtlich aufgeklärt, es hieß am Ende doch: ‚Man braucht ja eben nicht vor diese Thür zu gehen; es giebt ja Andere noch, bei denen gutes Bier zu haben ist!‘

„Dergleichen kam uns oft genug zu Ohren. Ja, ein verkommener Winkelschreiber, ein Altersgenosse meines Vaters, wagte es sogar, ihm seine Hülfe anzubieten und zutraulich dabei zu äußern, die zwölf Wochenblattszeilchen hätten ihm wohl einen schönen Haufen Geld gekostet; aber das brauche man ja Keinem auf die Nas' zu binden.

„Es mochte nicht viel helfen, daß mein Vater den miserablen Kerl zur Thür hinauswarf; es wurde vielleicht nur um desto mehr geglaubt.

„‚Der sprach für Viele!‘ sagte mein Vater, als er uns voll Entrüstung das erzählte. Sonst habe ich ihn niemals klagen hören; er war nur stiller, als er sonst gewesen, und es kam mir oft, als ob sein heißes Dankgebet ihm auf die Seele drücke. Dagegen bemerkte ich, daß er, zumal an Markttagen, jetzt öfter aus dem Brauhaus auf den Weg hinaustrat; nicht als ob dort die Wagen nach dem rothen

Dach jetzt weniger als sonst vorbeigefahren wären; aber es war, als triebe ihn etwas hinaus, daß er sie alle zählen müsse.

„Meine Mutter vermochte das Unglück und die Entbehrungen, die es mit sich brachte, nicht immer so geduldig zu ertragen; das fühlten nicht blos wir Kinder; sie konnte mitunter sogar dahin gerathen, ihrem guten Manne die Schuld des ganzen Unheils beizumessen, und immer kam sie dann auf die schon früher getadelte Nachsicht, womit er das abergläubische Gethue seines Knechts geduldet habe. ‚Ich laß es mir nicht nehmen,‘ sagte sie eines Abends, ‚hättest du ihm nur das Salzen und Bekreuzen ausgetrieben, die Leute wären nimmer auf das Stück gekommen, den dummen Finger in unserem Bier zu suchen! Aber konnte er den einen Hokuspokus machen, warum denn nicht den anderen? Und warum nicht heute oder morgen wieder einen anderen?‘

„Für gewöhnlich ging Derartiges, da mein Vater seine kleine heftige Frau immer bald wieder ins Gleiche brachte, ohne weitere Spur vorüber. Das aber sollte diesmal nicht so sein. Es war eben vor dem Abendessen, und beide standen schon an ihren Stühlen, wobei sie die Stubenthür im Rücken hatten; nur ich hatte gesehen, wie diese sich aufthat und Lorenz, im Begriff hereinzutreten, plötzlich stehen blieb, eben als meine Mutter jenen wohl nicht ganz unbegründeten Vorwurf aussprach. Bevor ich mich in meinem Schrecken noch besann, hatte schon die Thür sich wieder leis geschlossen; dann kamen die Kinder und die Magd herein; aber Lorenz mußte erst durch Christian gerufen werden.

„Noch heute danke ich meinem Schöpfer, daß ich damals meinen Eltern nichts verrathen habe; denn von nun an war Lorenz wie verwandelt: vor den Gebinden, die im Hausflur lagen, oder hinten vor seiner Braupfanne, oder auch nur vor einem Tisch oder Stuhl im Hause konnte er

lange mit starren Augen stehen bleiben; ging er aber fort, so sah ich mehrmals, wie er mit der Faust sich über beide Augen fuhr.

„‚Was mag denn Lorenz fehlen?‘ hörte ich eines Abends meine Mutter fragen, die sonst dem alten Manne herzlich gut war. ‚Er geht ja umher, als ob er über schwere Dinge brüte.‘

„Mein Vater schüttelte den Kopf. ‚Ich denke, nichts weiter als uns Anderen auch; du weißt, er trägt an unseren Sorgen allzeit schwerer als an seinen eigenen.‘

„Aber am anderen Morgen trat Lorenz vor ihn hin und bat um seinen Abschied; er wisse einen jungen Menschen, der sogleich an seine Stelle treten könne. Mein Vater äußerte nachher, ihm sei gewesen, als ob sein altes Erbhaus über ihn zusammenbräche. Doch Lorenz wollte sich nicht halten lassen.

„‚Ich habe mich mit meinem Gott berathen.‘ Auf alle Fragen hatte er nur diese eine Antwort; er mochte fürchten, sonst nicht stark genug zu sein.

„Und so ging er denn, nachdem er über ein Menschenalter da gewesen war; wie er sagte, um einer verwittweten Schwester, die in einem entfernten Dorfe wohnte, in ihrer kleinen Bauernwirthschaft beizustehen. — Aber er hatte die Trennung doch nicht überwinden können; durch Aufkäufer, die im Lande herumreisten, kamen bald wunderliche Nachrichten von dorther; und kurz vor Weihnachten mußten wir erfahren, daß unser alter Lorenz als Geisteskranker in die Landesanstalt aufgenommen sei.

„Das waren trübe Festtage; einen Weihnachtsbaum ohne Lorenz hatten wir Kinder uns ohnehin nicht denken können. Ich allein wußte, weshalb er das Haus verlassen hatte, in dem allein noch seine Heimath war, und ich trug schwer daran; denn sein Opfer war umsonst gewesen. Mein Vater plagte sich mit dem jungen Knecht, aber die Kund-

schaft besserte sich nicht; es hatte nicht mehr geholfen als die tapferen Kämpfe, die unser Christian unermüdlich für die gute Sache ausfocht.

„So ging der Winter zu Ende, und so kam der neue Sommer und endlich auch die Erntezeit. Nur für uns war sie es nicht.

„Wir hatten schon die letzten Tage im August. Unsere zwei Stock hohe Außendiele kam mir so groß und einsam vor, seitdem nicht jeden Augenblick die Hausthürglocke läutete; dennoch konnte ich es nicht lassen, wenn die altgewohnte Verkaufszeit heranrückte, mich dort aufzuhalten, um meistens müßig durchs Fenster auf die Straße hinauszustarren. — So stand ich auch eines Vormittags; es waren kalte trübe Tage eingefallen, und von dem Lindenbaum, der hier vor dem Fenster stand, wehten schon einzelne gelbe Blätter. Ich merkte wohl, daß mein Vater neben mich getreten war, aber ich rührte mich nicht; wir sahen beide, wie die Blätter niederwehten, und mochten beide wohl dieselben Gedanken haben.

„Da ging draußen ein halb bäuerlich gekleideter Mann mit einem sogenannten Quäkerhut vorüber; er schien ein Fremder, aber dennoch war mir, als müßte ich ihn schon gesehen haben. Bevor ich mich jedoch darüber noch besinnen konnte, bemerkte ich eine hastige Bewegung an meinem Vater, und als ich aufblickte, sah ich, daß er den Mund fest geschlossen hatte; aber ich sah auch, wie seine Lippen zitterten. ‚Vater,‘ sagte ich, ‚fehlt dir etwas? Wer war doch der Mann?‘

„Aber er drückte nur heftig meine Hand und ging dann, ohne ein Wort zu sagen, nach dem Hof hinaus. Es war, als wenn uns Alles jetzt zum Schrecken werden sollte.

„Endlich schlug es wieder einmal elf auf unserer Dielenuhr, und ich ging in die Stube und setzte mich an meine Näharbeit. Eben, als meine Mutter aus der Küche herein-

trat, läutete es von der Hausthür, und als ich durchs Guckfenster auf den Flur hinaussah, da war es der Fremde von vorhin. Ich erkannte ihn jetzt wohl; es war ein Hopfenhändler aus Franken, der um diese Zeit zu kommen pflegte, um neue Bestellungen entgegenzunehmen und sein Geld für die alte Waare einzucassiren; er hatte vor zwei Jahren sogar einen Abend bei uns zugebracht. ‚Geh,‘ sagte meine Mutter, ‚hole deinen Vater und sag ihm, daß Herr Abel da sei.‘“

Die alte Dame machte eine Pause. „Ich glaube,“ sagte sie dann, „dem Angedenken meines seligen Vaters nicht zu nahe zu treten, wenn ich auch dies Wenige noch erzähle; denn wo wäre der Mensch, der der Noth des Lebens in jedem Augenblicke Stand gehalten hätte! —

„Herr Abel hatte sich gesetzt; ich ging ins Brauhaus, weil ich dachte, daß mein Vater dort beschäftigt sei; aber er war nicht dort. Auf dem Rückwege begegnete mir der neue Knecht: auch er wußte nichts; er war im Keller bei der Gerste gewesen; vielleicht, meinte er, sei der Herr hinten auf den Weg hinausgetreten. Ich kehrte deshalb noch einmal wieder um; aber da ich auch dort ihn nicht gewahren konnte, lief ich ins Haus zurück. Ich suchte im Pesel und in allen Stuben, stieg halb die Bodentreppe hinauf und rief so laut ich konnte: ‚Vater! Vater!‘ Aber es war Alles umsonst.

„‚Vater muß ausgegangen sein,‘ sagte ich, als ich wieder in die Stube trat.

„‚Ei was!‘ rief meine Mutter. ‚Dort hängt ja sein Hut am Thürhaken; ihr Kinder versteht nur nicht zu suchen!‘

„Damit ging sie zur Thür hinaus; und ich hörte sie im Hause und vom Hof her rufen. Aber auch sie kam kopfschüttelnd zurück. ‚Ich kann das nicht begreifen,‘ sagte sie.

„Herr Abel stand auf. Es habe keine Eile, er solle jetzt noch weiter nach dem Norden; aber um drei Wochen werde er auf hier zurückkommen; er könne ja auch dann seine Geschäfte mit Herrn Ohrtmann reguliren.

„Ich weiß nicht weshalb; aber als der Mann das sagte, war mir, als wisse ich jetzt Alles, was noch kommen müsse.

— — „Ein paar Minuten, nachdem er fortgegangen war, trat mein Vater in das Zimmer.

„‚Wo bleibst du denn, Josias!‘ rief meine Mutter. ‚Herr Abel ist eben dagewesen; wir haben dich durchs ganze Haus gerufen!‘

„‚Ich weiß das,‘ erwiderte er — und es war gar nicht, als ob das seine Stimme wäre — ‚ich habe es gehört; ich hatte den Mann auch kommen sehen.‘

„Meine Mutter starrte ihn an. ‚Was sagst du, Josias? — Mein Gott, und wie du aussiehst!‘

„Ich bemerkte das nun auch; sein Haar und seine Kleider waren ganz bedeckt mit Staub und Spinngeweben.

„‚So sprich doch!‘ rief meine Mutter wieder. ‚Um Gottes willen, Josias, was ist geschehen? Wo bist du gewesen?‘

„Da riß mein Vater uns mit beiden Armen an sich und drückte uns heftig gegen seine Brust. ‚Mutter! — Nane!‘ — er sprach leise aber hastig, als ob er es von sich stoßen müsse — ‚ich hatte mich versteckt! — Es war das erste Mal, daß ich nicht zahlen konnte!‘ — — Er wollte weiter sprechen; aber der starke Mann brach in lautes Schluchzen aus.

„Meine Mutter hatte ihre Arme sanft um seinen Hals gelegt; mein junger Kopf aber war vor Schrecken über das Gehörte ganz von Sinnen; ich klammerte mich mit beiden Händen an meines Vaters Arm, denn mir war, als müßten wir jetzt Alle fort ins Elend wandern. Da hörte ich seine Stimme und fühlte seine Hand auf meinem Kopfe: ‚Laß, Nane!‘ sagte er ruhig; ‚hole mir den anderen Rock, mein Kind! Herr Abel wird noch in der Stadt sein, ich will jetzt zu ihm gehen.‘

„Wie betäubt that ich, was er mir befohlen hatte; dann lief ich in die Küche und setzte mich in einen dunklen Winkel.

Erst als ich meines Vaters Schritte über den Hausflur und dann gleich danach die Thürschelle läuten hörte, überfiel mich das Leid um ihn, und ich weinte mich von Herzen satt.

— — „Wie die Verhandlung mit Herrn Abel ausgefallen, habe ich nicht erfahren; ich weiß nur, daß wenige Tage darauf die beiden Meerschaumköpfe von der Wand verschwunden waren und daß ich unseren Vater niemals wieder weder seine Abend- noch seine Sonntagspfeife habe rauchen sehen. Den Kalender mit dem roth angestrichenen Festtage bewahrte ich noch lange unter meinen alten Sachen; gefeiert ist der Tag nicht worden, aber wir konnten ihn dessen ungeachtet nicht vergessen."

Die Erzählerin verschloß nach diesen Worten ihre Lippen, und ihre Augen blickten seitwärts, als sei das nicht für fremde Ohren, was jetzt noch aus der Vergangenheit an ihr vorüberziehen mochte.

Ein junger, eifriger Prediger, ihr Neffe, welcher mit in der Gesellschaft war, hatte schon zuvor durch ein vergebliches „Aber liebe Tante!" zu erkennen gegeben, wie nothwendig er seinen Beispruch zu dieser Geschichte halte; jetzt begann er mit merklicher Unruhe auf seinem Stuhl zu rucken. Aber unsere Wirthin war selber eine zu unerschütterliche Christin und fühlte zu genau, wo er hinaus wollte, als daß sie seinem drohenden Einwande nicht sogleich die Spitze abgebrochen hätte. „Lieber Hieronymus," sagte sie, „es ist wohl Niemand hier, der an Gottes Barmherzigkeit einen Zweifel hegen möchte, obwohl — die Wahrheit zu sagen — deine Großeltern in ihrem langen Leben wenig genug davon erfahren haben; aber wir wissen ja auch, daß sie oftmals im Verborgenen ihre Ader fließen läßt, um dann am rechten Orte desto segensreicher aufzusprudeln. Freilich der Segen kam zumeist auf ihre Kinder; und auch ich mußte später, als meine kleine Schwester groß und kräftig geworden war, bei fremden Leuten dienen; aber dadurch" — und sie warf

einen unaussprechlich herzlichen Blick auf ihren alten neben ihr sitzenden Mann — „kam ich zu dir, mein Vater, und die fremden Leute wurden meine eigenen! Und wie es dann gekommen, daß mein Bruder, der wilde Christian, ein stattlicher Bürger und gar der zweitgrößte Brauer in unserem Lande wurde, — um das zu erzählen, bin ich eine viel zu gehorsame Ehefrau."

Der Neffe wollte wieder etwas sagen, aber seine Tante ließ ihn wieder nicht zu Worte kommen. „Gewiß, lieber Hieronymus," sagte sie, „deine seligen Großeltern waren Leute, welche die Wohlfahrt ihrer Kinder für ein größeres Glück erachteten als ihre eigene; und dahin — das wolltest du wohl sagen — hat jener Finger doch den Weg gewiesen! Auch hast du selber ja noch Beide mit ihren stillen und zufriedenen Angesichtern hier in diesen Lehnstühlen, worin nun ich und dein alter Onkel sitzen, von ihrer harten Lebensarbeit ruhen sehen! An seinem ersten Geburtstage, den dein Großvater hier in unserem Hause lebte, hatte dein Onkel ihm sogar eine neue Meerschaumpfeife bei seinem Morgenkaffee hingelegt, wie er so schön sie früher nie besessen hatte. Der alte Mann wurde heftig dadurch bewegt; er nahm das schwarze Sammetkäppchen von seinem ehrwürdigen Haupte, und seine Lippen bebten, als wiederhole er jetzt das heiße Dankgebet, das er vor dreißig Jahren wohl zuletzt gesprochen hatte. Er ließ sich auch von mir ein Seidentüchlein geben, um sorgsam den schönen Kopf darein zu hüllen; geraucht aber hat er nicht daraus; das, meinte er, habe er in der langen Zeit verlernt."

Der junge Gottesmann hatte sich mit etwas strengem Ausdruck, aber dennoch, wie es schien, nicht völlig unbefriedigt in seinen Stuhl zurückgelehnt. Dagegen versuchte ich es noch mit einer Frage. „Und Lorenz?" sagte ich. „Blieb er in der Anstalt? Ist er dort gestorben?"

„Nein," erwiderte unsere gute Wirthin, und ihr Antlitz

gewann auf einmal wieder seinen alten Ausdruck heiterer Behaglichkeit. „Er ist glücklich wieder herausgekommen und hat noch jahrelang in meines Bruders Haus gelebt. Nur ein wenig wunderlich war er geblieben; er hatte, wie Christian sagte, sich eine ganz glückselige Dummheit zugelegt; denn wie er einst geglaubt hatte, daß unsere altmodische Brauerei durch ihn zu Grunde gehen werde, so glaubte er jetzt, daß diese neumodische, von der er nichts verstand, nicht ohne ihn bestehen könne.

„Als derzeit bei einem Besuche mein Bruder mir alle seine großen Anstalten und Gelegenheiten zeigte, klopfte er in einem Durchgange, der von dem Wohngebäude in die Brauerei führte, an eine der seitwärts befindlichen Thüren. ‚Und hier wohnt unser Lorenz!‘ sagte er.

„Er hätte es mir nicht zu sagen brauchen; denn über der Thür, in Ermangelung eines Wandbetts, das er hier in der Kammer nicht besaß, stand mit Kreide der alte Spruch geschrieben; nur hatte er jetzt seinen Namen mit dem seines alten Herrn verwechselt, und so lautete es hier:

Josias Ohrtmann is mein Nam;
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!

„Jetzt sind sie beide schon seit lange dort; und so endet diese Geschichte wie hoffentlich auch alle anderen Geschichten auf dieser Erde. Aber das habe ich meinem Bruder doch gesagt, daß er es mit seinem Gest in Obacht nehmen solle.“

Sie schwieg und reichte ihrem alten Eheherrn die Hand, der sie wie das Kleinod seines Lebens in die seine nahm. — Und dafür, indem wir jetzt die Feder fortlegen, halten auch wir die Hand einer jeden wahrhaft guten Frau.

Inhaltsverzeichniß
zu
Theodor Storm's Sämmtlichen Werken.

Neue Ausgabe in acht Bänden.

Band I.

Immensee.
Späte Rosen.
Auf dem Staatshof.
Ein grünes Blatt.
Im Schloß.
Unter dem Tannenbaum.
Abseits.
Von jenseit des Meeres.
Angelika.
Im Sonnenschein.

Band II.

In St. Jürgen.
Eine Malerarbeit.
Auf der Universität.
Posthuma.
Wenn die Äpfel reif sind.
Drüben am Markt.
Der kleine Häwelmann.
Geschichten aus der Tonne: Die Regentrude. Der Spiegel des Cyprianus. Bulemanns Haus.
Im Saal.
Veronika.

Band III.

Marthe und ihre Uhr.
Hinzelmeier.
Viola tricolor.
Draußen im Haidedorfe.
Zerstreute Capitel: Der Amtschirurgus; Heimkehr. Lena Wies. Von heut und ehedem. Zwei Kuchenesser der alten Zeit. Von Kindern und Katzen und wie sie die Nine begruben.
Aquis submersus.
Beim Vetter Christian.

Band IV.

Eine Halligfahrt.
Pole Poppenspäler.
Waldwinkel.
Ein stiller Musikant.
Psyche.
Eekenhof.
Im Brauerhause. (Erschien zuerst unter dem Titel: Der Finger.)

Band V.

Renate.
Carsten Curator.
Ein Doppelgänger.
„Es waren zwei Königskinder".
Zur Wald- und Wasserfreude.

Band VI.

Hans und Heinz Kirch.
Zur Chronik von Grieshuus.
Der Herr Etatsrath.
Ein Fest auf Hadersleyhuus. (Erschien zuerst unter dem Titel: Noch ein Lembeck.)

Band VII.

Bötjer Basch.
Schweigen.
Der Schimmelreiter.
Die Söhne des Senators.

Band VIII.

Im Nachbarhause links.
John Riew'.
Ein Bekenntniß.
Erinnerungen an Eduard Mörike.
Gedichte.

(Umfang eines jeden Bandes 20 bis 21 Bogen.)